

Karl Bühler revisited

Herausgegeben von Janette Friedrich
und Thomas Slunecko

Gerhard Benetka & Thomas Slunecko: »Erleben«, das zur Sprache kommt. Anmerkungen zur Methode der »Introspektion« am Beispiel von Würzburger Schule und Mikrophänomenologie • **Stefan Volke:** »Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte«. Das Ringen um Karl Bühlers Theorie der Farbenkonstanz • **Clemens Knobloch:** Symptom und Signal, Ausdruck und Steuerung in der vorsprachlichen Sozialregulation • **Ralph Sichler:** Das Organonmodell und die Theorie der Sprechakte. Karl Bühlers Sprachtheorie im Kontext der Philosophie der Alltagssprache • **Marie-Cécile Bertau:** Die Dynamik von Sinnlichem und Symbolischem in der Sprache. Der Versuch einer Artikulation zwischen Karl Bühler, Lev Jakubinskij und Lev Vygotskij • **Federico Albano Leoni:** »Die Sprachen sind instabile und ungeordnete Systeme«. Beobachtungen eines Sprachwissenschaftlers zur Sprachtheorie Karl Bühlers • **Frank Vonk:** »Die Seele ist das Prinzip des Lebens ...«. Karl Bühlers Beitrag zum anthropologischen Denken

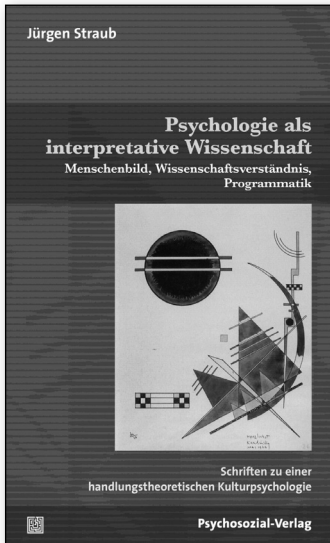
Inhalt

| | | | |
|---|----|--|-----|
| Karl Bühler in Wien, 1922–1938: Konzeptionen, Kontroversen und ihre Kontinuität Editorial <i>Janette Friedrich & Thomas Slunecko</i> | 3 | Das Organonmodell und die Theorie der Sprechakte Karl Bühlers Sprachtheorie im Kontext der Philosophie der Alltagssprache <i>Ralph Sichler</i> | 81 |
| »Erleben«, das zur Sprache kommt Anmerkungen zur Methode der »Introspektion« am Beispiel von Würzburger Schule und Mikrophänomenologie <i>Gerhard Benetka & Thomas Slunecko</i> | 17 | Die Dynamik von Sinnlichem und Symbolischem in der Sprache Der Versuch einer Artikulation zwischen Karl Bühler, Lev Jakubinskij und Lev Vygotskij <i>Marie-Cécile Bertau</i> | 99 |
| »Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte« Das Ringen um Karl Bühlers Theorie der Farbenkonstanz <i>Stefan Volke</i> | 41 | »Die Sprachen sind instabile und ungeordnete Systeme« Beobachtungen eines Sprachwissenschaftlers zur Sprachtheorie Karl Bühlers <i>Federico Albano Leoni</i> | 120 |
| Symptom und Signal, Ausdruck und Steuerung in der vorsprachlichen Sozialregulation <i>Clemens Knobloch</i> | 58 | »Die Seele ist das Prinzip des Lebens . . . « Karl Bühlers Beitrag zum anthropologischen Denken <i>Frank Vonk</i> | 139 |
| | | Impressum | 152 |



Jürgen Straub

Psychologie als interpretative Wissenschaft
Menschenbild, Wissenschaftsverständnis, Programmatik.
Schriften zu einer handlungstheoretischen
Kulturpsychologie (2 Bände)



2021 · 618 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-2846-4

**Kulturpsychologie: »Ein Projekt,
das weit gefächert ist und weit
über die Psychologie hinausragt.«**

*Jens Brockmeier in »Religiöser Glaube und
säkulare Lebensformen im Dialog« (2016)*

Jürgen Straub eröffnet und erläutert zentrale Perspektiven einer zeitgemäßen Handlungs- und Kulturpsychologie. Seine theoretischen Reflexionen machen Leserinnen und Leser mit einem komplexen Kulturbegriff und exakten Modellen der verstehenden Handlungserklärung bekannt. Grundzüge einer psychologischen Anthropologie werden ebenso skizziert wie die Idee eines dezentrierten Subjekts, das seine Autonomie und Kreativität keineswegs schon ganz an »anonyme Strukturen« und eine »undurchschaubare Macht« abgegeben hat. Dieses soziale Subjekt lebt und handelt in einer kulturellen Welt von Bildern, Texten und Diskursen, denen sich die kulturpsychologische Forschung mit großer Offenheit und unändiger Neugierde zuwendet.

Das erste Buch versammelt anthropologische Grundlagen und elementare Orientierungen. Im zweiten Buch widmet sich der Autor Erklärungsformen, der Handlungs- und Subjekttheorie sowie dem Homo narrator und Homo pictor in der psychologischen Erzähl- und Bildtheorie.

Karl Bühler in Wien, 1922–1938: Konzeptionen, Kontroversen und ihre Kontinuität

Editorial¹

Janette Friedrich & Thomas Slunecko

Journal für Psychologie, 29(2), 3–16

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2-3>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Karl Bühler wird im September 1922 als ordentlicher Professor für Philosophie »mit besonderer Berücksichtigung der Psychologie und Pädagogik« an die Universität Wien berufen. Die Gründung des Psychologischen Instituts, dem Bühler als Direktor vorstand, fand im Herbst des gleichen Jahres statt, sie war eine der Bedingungen, die er in seinen Berufungsverhandlungen mit der Universität Wien gestellt hatte. Die Erfüllung dieser Bedingung war letztendlich durch den Stadtschulrat von Wien ermöglicht worden. Dieser hatte angeboten, dem neuen Lehrstuhlinhaber das bereits existierende psychologisch-pädagogische Laboratorium an der Niederösterreichischen Landeslehrerakademie zur Verfügung zu stellen. So entstand eine ganz spezielle Doppelstruktur: Bühler unterschrieb einen Dienstvertrag mit der Stadt Wien, dem zufolge das Laboratorium ebenfalls für die Lehre und Forschung an der Universität Wien zur Verfügung gestellt wurde. Im Gegenzug erklärte Bühler sich bereit, Vorlesungen und psychologische Übungen am Pädagogischen Institut der Stadt Wien abzuhalten (Benetka 1995). Damit entstand nun endlich das Institut, das Franz Brentano 1895 bei seinem Weggang aus Wien in seinen *Letzte(n) Wünsche(n) für Österreich* so eindringlich gefordert hatte. Für Brentano, den Begründer des modernen phänomenologischen Denkens in der Psychologie, gab es nur eine geeignete Garantie gegen den, wie er es nennt, »Verfall« des philosophischen Denkens: »die Errichtung eines *psychologischen Instituts*, einer Anstalt, die keinem, der nicht nach naturwissenschaftlicher Methode und im Kontakt mit der Naturwissenschaft seine Forschung betreibt, wird anvertraut werden können« (Brentano 1895, 33). Nun war Karl Bühler ein Psychologe, der genau diesem Kriterium entsprach, denn er gehörte zu denen, die die Einheit von Philosophie und naturwissenschaftlicher Methode schon in ihrem Studium praktizierten. Bühler hatte Medizin an der Universität Freiburg im Breisgau studiert und seine Doktorarbeit (1903) bei dem

berühmten Physiologen Ernst von Kries geschrieben. Eine Dissertation in Philosophie, eingereicht an der Universität Straßburg (1905), folgte und widmete sich dem schottischen Philosophen Henry Home.

Als Bühler 1922 die Leitung des Psychologischen Institutes in Wien übernahm, besaß er schon eine reiche Forschungserfahrung. Er arbeitete von 1906 bis 1909 in dem von Oswald Külpe geleiteten Psychologischen Institut der Universität Würzburg, bekannt für seine experimentellen Arbeiten zur Willens- und Denkpsychologie. In diesem Kontext entstand seine Habilitationsschrift *Tatsachen und Probleme der Denkpsychologie*. 1909 begleitete er Külpe nach Bonn, wo dieser einen Lehrstuhl für Philosophie übernommen hatte und gleichzeitig die Psychologische Abteilung des Philosophischen Seminars leitete. Bühler war es auch, der in München ab 1913, wiederum im Gefolge von Külpe, maßgeblich am Aufbau des dortigen Psychologischen Instituts beteiligt war. An der TH Dresden, deren Ruf als ordentlicher Professor für Philosophie und Pädagogik Bühler 1918 annahm, beklagte er dann gerade das Fehlen eines psychologischen Laboratoriums.

In Wien beginnt dann Bühlers produktivste Schaffensperiode. Gemeinsam mit seiner Frau Charlotte gelingt es ihm, eines der modernsten und produktivsten psychologischen Forschungszentren in Europa zu errichten (siehe Ash 1988; Benetka und Slunecko 2015a; Eschbach 1985; Lazarsfeld 1959). Davon zeugt nicht nur die in den 30er Jahren von der Rockefeller-Foundation zugesprochene finanzielle Unterstützung, sondern auch und vor allem die Anzahl der am Institut erarbeiteten Veröffentlichungen, verteidigten Dissertationen und angestellten Mitarbeiter. Auch die zahlreichen außeruniversitären Orte der Forschung spiegeln die Produktivität des Instituts wider. Exemplarisch sei auf die von Charlotte Bühler geleiteten Arbeiten in der Kinderübernahmestelle der Stadt Wien (Benetka und Slunecko 2015b), die gemeinsam mit der RAVAG (Radio-Verkehrs-AG) durchgeführten Radio-Experimente, die von Paul Lazarsfeld aufgebaute Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle und auf die in den Wiener Schulen durchgeführten Studien und Experimente verwiesen. Ebenfalls eine wichtige Rolle spielte die Teilnahme Bühlers und seiner Mitarbeiter an den Aktivitäten der damals in Wien so zahlreichen Kreise und Arbeitsgemeinschaften. Das Spektrum letzterer umfasste den Verein für angewandte Psychopathologie und Psychologie, den Akademischen Verein für medizinische Psychologie, den Wiener Kreis (Schlick-Kreis), die Österreichische Gesellschaft für experimentelle Phonetik, die Gesellschaft der Filmfreunde Österreichs und andere mehr. Gerade die durch die Vereine organisierten Vorträge, Kolloquien und punktuellen Arbeitsgemeinschaften geben einen interessanten Einblick in die Gegenstände und Probleme, die damals am Psychologischen Institut Wien diskutiert wurden.

In der Wissenschaftsgeschichte ist in den letzten Jahren das Interesse an solchen lokalen Geschichten, an der Rekonstruktion des Wissenschaftsbetriebs vor Ort gewachsen (Goldsmith und Laks 2019; Timms 2013; Limbeck-Lilienau und Stadler 2015;

Macfarlan et al. 2020; Angetter et al. 2018; Stock und Schneider 2019). Gerade für Karl Bühlers Arbeiten aus der Wiener Zeit ist solch eine »Re-Lokalisierung« aufschlussreich. Mit ihr erhält man Einblicke in das *hic et nunc* wissenschaftlicher Tätigkeiten: in die Lehrveranstaltungen, in denen Ideen ausprobiert, gezeigt und akzentuiert werden; in Forschungsprogramme, auch in die, die nie verwirklicht wurden; in Forschungskolloquien (z. B. das berühmte Mittwochs-Kolloquium des Wiener Psychologischen Instituts); in die Debatten und Orte des Austauschs mit Kollegen aus der eigenen oder aus anderen Fakultät(en). Auch wenn die dazu nötigen Quellen oft in minutiöser Kleinarbeit gesucht und rekonstruiert werden müssen, ermöglicht gerade diese Art von Geschichtsschreibung, Wissenschaft als kollektives Unternehmen, als tägliche Praxis und nicht nur als das Werk der »Großen Männer«, [...] großen Theorien und Entdeckungen, [...] großen Umschwünge und Durchbrüche« (Hagner 2011, 11) vorzustellen. Das 100-jährige Jubiläum des Wiener Psychologischen Instituts 2022 wird Anlass sein, durch eine Reihe von Veröffentlichungen zu diesem *Lokalen* die schon vorliegenden Studien zum Institut und zu Karl Bühler zu ergänzen (Friedrich im Druck; Friedrich und Benetka im Druck).

Vor diesem Hintergrund will das Themenheft des *Journals für Psychologie* vorwiegend auf die von Karl Bühler am Wiener Psychologischen Institut realisierten Arbeiten Bezug nehmen. In Wien entstehen seine drei bekanntesten Monografien: die *Krise der Psychologie* (1927), die *Ausdruckstheorie* (1933) und die *Sprachtheorie* (1934). Er positioniert sich weiters in Artikeln und Vorträgen zu Fragen der Wahrnehmungspsychologie, der Kinderpsychologie und der Denkpsychologie, die ihn schon vor seiner Berufung nach Wien beschäftigt hatten. Themen der Tierpsychologie (z. B. das Problem des Instinktes), die er im Rahmen seiner kritischen Rezeption des amerikanischen Behaviorismus aufnimmt, wie auch die neue Teildisziplin der Phonologie erweitern sein Interessengebiet. Manuskripte zeigen, dass er zwei weitere Bücher plante und deren Ideen in Vorlesungen ausprobierte. Es handelt sich um eine *kleine Sprachtheorie*, die die Quintessenz seiner theoretischen Überlegungen zur Sprache für ein breiteres Publikum zugänglich machen sollte, und um eine *Theoretische Psychologie*, deren erster Teil – die biologische Psychologie und mit ihr Bühlers Überlegungen zum Lebensbegriff – in seine letzten Wiener Jahre fällt. Die Palette der von Bühler diskutierten Themen ist breit, trotzdem zeichnet sich seine Arbeitsweise durch eine extreme Detailtreue und ein enormes Lesepensum aus. Bühler versuchte in jedem der ihn interessierenden Gebiete die jeweils existierenden Fachdiskussionen zu verfolgen und nutzte sie, um seine eigenen Fragestellungen und Positionen zu entwickeln und zu schärfen. Aber auch eine Rückschau in die Geschichte der Philosophie, Psychologie, Biologie und Physiologie sind untrennbarer Bestandteil seiner Schriften.

Bühlers Werk erscheint aufgrund dieses Themenreichtums und der damit einhergehenden Unabgeschlossenheit oft als Steinbruch, aus dem einzelne Ideen und Modelle

herausgebrochen und in eine gerade laufende Debatte eingespeist werden können. Nun kann dieses Verfahren kritisiert werden, insofern es nicht dem Bild einer kumulativen und kohärenten Entwicklung wissenschaftlichen Denkens entspricht, trotzdem war, ist und bleibt solch eine Herangehensweise an das Werk eines Klassikers heuristisch interessant. Besonders dann, wenn man davon ausgeht, dass die in den 20er/30er Jahren des 20. Jahrhunderts geführten Debatten nicht abgeschlossen sind, sondern heute oft begrenzt auf eng spezialisierte Fragestellungen und in Unkenntnis früherer Überlegungen fort dauern. Deshalb haben wir den Autoren dieses Themenheftes ein problemgeschichtliches Herangehen vorgeschlagen, eine Methode, die komparatistische Zugänge ermöglicht und sich durch eine Verschränkung von historischem und systematischem Denken auszeichnet. Insbesondere haben wir dazu eingeladen, Bühlers eigener Verfahrensweise zu folgen, nämlich seine Ideen »noch einmal durchzudenken«. In der *Ausdruckstheorie* schreibt er dazu:

»Wir erfinden eigene *Kenntnisse*, welche die Autoren selbst nicht gebrauchten, um ausgerechnet das in ihren Werken zu treffen [...], was uns einer Rezeption, einer Renaissance in unserer Zeit und zur Förderung unserer eigenen Forschungsprobleme wert und dienlich erscheint« (Bühler 1933, 4).

Dieses Verfahren sollte auf Bühlers Werk selbst in Anschlag gebracht werden, um so aktuelle Debatten an den theoretischen Elan Bühlers rückzubinden und damit neu herauszufordern.

Das Heft wird durch einen Essay von Gerhard Benetka und Thomas Slunecko eröffnet – »>Erleben«, das zur Sprache kommt. Anmerkungen zur Methode der >Introspektion« am Beispiel von Würzburger Schule und Mikrophänomenologie« –, der sich einer auch heute noch umstrittenen Methode in der Psychologie zuwendet: der Introspektion bzw. Selbstbeobachtung. Brentano unterscheidet in seiner *Psychologie vom empirischen Standpunkt* streng zwischen innerer Wahrnehmung (die nicht mit einer Beobachtung der in uns gegenwärtigen Zustände zu verwechseln sei) und der Beobachtung von Erlebniszuständen im Gedächtnis (Brentano 1874, 34–54). Diese Unterscheidung erweist sich 30 Jahre später in der von Wundt gegen Bühler und die Würzburger Denkpsychologie geführten Debatte allerdings als irrelevant. Denn ob nun unmittelbar oder mithilfe des Gedächtnisses: Die mit dieser Methode erzielten Resultate entsprechen Wundt zufolge nie den wissenschaftlichen Kriterien der Objektivität, Intersubjektivität und Überprüfbarkeit. Nun zeigen Benetka und Slunecko, dass den von Bühler und seinen Kollegen durchgeführten Experimenten, entgegen diesem immer wieder formulierten Subjektivismusvorwurf, eine ganz besondere Dialogizität zugrunde lag. Sie hängt zum Beispiel mit der Auswahl der Versuchspersonen zusammen, denn es wurde ja hauptsächlich mit Kollegen gearbeitet, die einen gemeinsamen

begrifflichen oder kulturellen Horizont teilten. Auch die methodische Art und Weise des Protokollierens verweist darauf, dass es sich bei diesen Experimenten eher um ein sorgfältiges Aushandeln von Bedeutungen in einem dialogischen Gespräch als um eine monologische Ausfragemethode, wie Wundt sie charakterisierte, handelte.

In der im zweiten Teil dieses Beitrages vorgenommenen Analyse aktueller Studien der Mikrophänomenologie, die vor allem im französischsprachigen Raum angesiedelt sind, wird diese methodische Frage wieder aufgenommen. Auch der dabei konstatierte Versuch, empirische Forschung und philosophische Reflexionen einander anzunähern, weist auf Kontinuitäten hin und zeigt eine Debatte, die nicht beendet ist. Damit wird auch von neuem eine Brücke zwischen zwei Wissenschaftskulturen geschlagen. So hatte Jean-Paul Sartre in Vorbereitung seiner ersten Schriften Ende der 20er und vor allem in den 30er Jahren intensiv die Ergebnisse der deutschsprachigen Psychologie und vor allem der Würzburger Schule studiert und deren Methode in seinen eigenen Untersuchungen angewendet. Er verortete in der von Bühler und seinen Kollegen vorgeschlagenen Versuchsanordnung ein »ideales Subjekt«, da es sich bei den Teilnehmern eben um in der Psychologie geschulte Personen handelte. Trotzdem formulierte auch er Zweifel an der Fähigkeit des Individuums, sich selbst wirklich bis zum Ende zu analysieren (siehe Cormann und Dassonneville 2019). Ob dies nun das eigentliche und einzige Kriterium für die Bewertung der Methode sein kann, wird im Beitrag detailliert diskutiert. Interessant ist, dass aktuell in einigen anwendungsorientierten Disziplinen wie zum Beispiel den Erziehungswissenschaften die Introspektion immer mehr auch für praktische Zwecke – wie für die Verbesserung der Ausbildung, die Tätigkeitsanalyse usw. – genutzt wird (siehe Vermersch 2007 [1994]).

Der darauffolgende Beitrag von Stefan Volke – »Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte« – tritt an ein Gebiet heran, das heute als Teil der Allgemeinen bzw. Wahrnehmungspsychologie verstanden wird. Der Autor rekonstruiert darin das Schicksal von Bühlers Theorie der Farbenkonstanz, wie dieser sie in seinem Buch *Die Erscheinungsweisen der Farben* (1922) auf der Basis von Vorarbeiten entwickelt hatte, die bis zu seiner (medizinischen) Dissertation 1903 zurückreichen. Das »Ringens um Bühlers Theorie der Farbenkonstanz«, so der Untertitel des Beitrages von Volke, findet wesentlich in Auseinandersetzung mit dem Rostocker Experimentalpsychologen David Katz als Opponenten statt und wird schon nach kurzer Zeit auf Wiener Seite nicht mehr von Bühler selbst, sondern von seinen Mitarbeitern in oft polemischer Weise geführt.

Verlauf wie Resultate der Kontroverse sind wissenschaftshistorisch interessant: Wesentliche Teile von Bühlers Theorie müssen aufgegeben werden, insbesondere seine Luftlichtlehre – die Vorstellung, dass eine Art »Luftplankton«, also beleuchtete Luft, die physiologische Reizgrundlage unseres Helligkeitseindrucks wäre. Und doch bleiben Grundelemente von Bühlers theoretischem Denken erhalten, allen voran das von Kries

übernommene Duplizitätsprinzip, und werden später sogar für andere Felder – etwa für Untersuchungen zur Dingkonstanz, wie sie Brunswik anstellt – produktiv. In diesem Resultat spiegelt sich ein wissenschaftstheoretisches Credo Bühlers wider, der gerade im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit Katz zu der Formulierung findet, »daß es in der Wissenschaft Wege gibt, die einmal gemacht werden müssen, auch wenn sie sich nachträglich als Irrwege erweisen«. Dass selbst die Diagnose eines Irrweges nicht in Stein gemeißelt ist, wird im letzten Teil des Beitrages angedeutet, insofern gerade die nicht-reduktionistischen, im weiteren Sinn phänomenologischen Grundimpulse des Bühler'schen Theoretisierens auch heute noch für die aktuelle Diskussion um die Kontinuität der Farbeindrücke von Bedeutung sein können, so sich diese einer kritisch-historischen Aufarbeitung einflussreicher Kontroversen früherer Forschung stellt.

Der Beitrag von Clemens Knobloch – »Symptom und Signal, Ausdruck und Steuerung in der vorsprachlichen Sozialregulation« – wendet sich einem Thema zu, das Bühler sowohl in historischen wie auch empirischen Studien zu Beginn der 30er Jahre ausführlich bearbeitete. Unterstützt wurde er dabei von seinen engsten Mitarbeitern, vor allem von Käthe Wolf und einer Reihe von Doktoranden, die sich diesem Thema zuwandten. Es handelt sich um das Problem des Ausdrucks. Die damals aufkommenden neuen Medien – der Film und das Radio und die damit entstehenden modernen Aufzeichnungstechniken – schufen neue Möglichkeiten zur Beobachtung von Ausdruck. Die sich so schnell verflüchtigenden Ausdrucksphänomene konnten durch diese Medien sowohl in ihren körperlichen wie auch stimmlichen Bewegungsabläufen fixiert und damit einer kontrollierbaren Analyse zugänglich gemacht werden (siehe Löffler im Druck). Bei den am Wiener Psychologischen Institut durchgeführten Forschungen ging es zum Beispiel um die Frage der Zuordnung von Stimme und Persönlichkeit (Bonaventura 1935; Herzog 1933), aber auch um die Benutzung (kulturell) typisierter und bewusst übersteigerter Ausdrucksformen, die zum Beispiel bei Schauspielern nachgewiesen wurden. Der Schauspieler bediene sich eines Extremgesichtes, so lautete eine der Schlussfolgerungen der Forschungen zum Film (Czwik 2018; Czwik im Druck).

Bühler interessierte sich in der *Ausdruckstheorie* außerdem für physiologische und neurologische Theorien, in denen das Ausdrucksmodell nicht mehr dem Eindrucksmodell folgt, das heißt, die Annahme einer direkten Entsprechung zwischen Affekten und Körperbewegungen infrage gestellt wird, wie dies in Wundts Wechselwirkungstheorie noch ein üblicher Ansatz war. Die Antizipation einer »anderen« Psychophysik im Bereich der Ausdrucksphänomene diskutiert Bühler mithilfe zweier Autoren: des Mediziners Charles Bell und des Physiologen Walter Cannon. Was Bühler interessiert, ist die nachgewiesene Abhängigkeit des Ausdrucksgeschehens von physiologischen Prozessen, wie zum Beispiel dem vom Nervensystem gesteuerten Atmungsapparat (Bell),

der gleichzeitig auch als Organ für Stimme und Ausdruck fungiert. Damit unterliege Ausdruck einem spezifischen körperlichen Regulationsgeschehen, gibt also nicht unmittelbar den Affekt wieder.

In seinem Artikel zeigt Knobloch nun detailliert, dass diese Debatte um den Ausdruck sich ein Jahrhundert später letztlich wenig verändert hat. Auch er unterscheidet, wie schon Bühler, drei vorherrschende Positionen, die zwar um einige Argumente und Forschungsergebnisse reicher sind, dem jeweils privilegierten theoretischen Ausdrucksmodell jedoch kaum etwas hinzufügen. Der von Knobloch initiierte Dialog zwischen Frans de Waals »tierenthusiastischem«, Michael Tomasellos kulturhistorisch-symbolzentriertem und Lisa Feldmann Barrett's neurologisch-konstruktivistischem Modell des Emotionsausdrucks mündet in eine klare Kritik des eigentlich schon viel zu lange währenden Glaubens an eindeutige und unmittelbare Emotionserkennung mithilfe des Ausdrucks – ein Glaube, der auch durch KI, so Knobloch, keine wissenschaftliche Bestätigung erhalten wird. Schon Bühler behauptete, dass nicht alles, was ausgedrückt, wirklich erlebt – und umgekehrt, dass nicht alles, was durch Introspektion als Erlebtes nachweisbar ist, auch ausgedrückt wird.

Die folgenden drei Beiträge sind sprachtheoretischen Fragen gewidmet. Die von Bühler ein Jahr nach der *Ausdruckstheorie* veröffentlichte *Sprachtheorie* wird oft als sein Meisterwerk angesehen, vielleicht auch deshalb, weil sie am intensivsten rezipiert und zu einem Klassiker in der Geschichte der Sprachwissenschaften wurde. Ihre zweite Auflage erschien zwar erst 1965, doch es folgten seither 20 Neuauflagen und mindestens acht Übersetzungen. Bühler fehlt in keiner Einführungsvorlesung und keinem Lehrbuch in diesem Fachgebiet (z. B. Ducrot und Schaeffer 1995, 777–787; Eckard 2008, siehe auch Hoskovec 2018). In der Bühler-Rezeption wurde deshalb auch immer wieder behauptet, dass die *Sprachtheorie* einen Bruch in bzw. zu Bühlers psychologischem Werk darstelle. Bühler habe sich mit ihr in eine sprachtheoretische Debatte eingelassen, die im Weiteren zum Vorläufer des *semiotic* und *pragmatic turns* in den Sprachwissenschaften avancierte. Der Frage, was den *Psychologen* Bühler an der Sprache interessierte, bleibt vielleicht auch deshalb bis heute nur teilweise beantwortet. Die von uns eingeladenen Autoren gehen dieser Frage auf ganz unterschiedliche Weise nach.

Ralph Sichler folgt in seinem Beitrag – »Das Organonmodell und die Theorie der Sprechakte« – den Autoren, für die Bühlers *Sprachtheorie* als eine »eigenständige Arbeit« gilt, die mehr oder weniger unabhängig von seinen psychologischen Fragestellungen diskutiert werden kann. Diese Verfahrensweise findet seine Berechtigung in dem von Sichler anvisierten Projekt: den Platz von Bühlers Werk im Rahmen der sich im 20. Jahrhundert entwickelnden, vor allem sprachphilosophischen Tradition herauszuarbeiten, wobei er seinen Fokus auf die Sprechakttheorie legt. Der Leser findet in dem hier vorgelegten Vergleich eine Zusammenfassung der von Bühler als wesentlich

erachteten Axiome und damit auch eine Einführung in dessen sprachtheoretisches Denken. Die Schnittpunkte zwischen den beiden Sprachkonzeptionen werden vor allem im pragmatischen Aspekt der Zeichenverwendung in sozialen Situationen ausgemacht. Bei näherer metatheoretischer Betrachtung zeigen sich allerdings auch einige bedeutsame Unterschiede: Bühlers *Sprachtheorie* hat vor allem die Darstellungsfunktion der Sprache im Blick. In diesem Kontext entwickelte er die Idee einer Zweifelderlehre, der zufolge Zeigfeld und Symbolfeld mit ihren jeweils spezifischen sprachlichen Zeichentypen maßgeblich zur Konstituierung von Bedeutung beitragen. Dieser situative und ordnungstheoretische Hintergrund der *Sprachtheorie* spielt, wie in der Arbeit Sichlers gezeigt wird, in der Sprechakttheorie keine nennenswerte Rolle. Dort wird das sprachliche Handeln vor allem im Kontext regelgeleiteter sozialer Interaktion thematisiert. Dabei zeigt sich, dass Sprache Welt nicht nur repräsentiert, sich also nicht in der Darstellungsfunktion erschöpft, sondern – im Rahmen der Sprechakte – (soziale) Welt erst schafft.

Der Beitrag von Marie-Cécile Bertau – »Die Dynamik von Sinnlichem und Symbolischem in der Sprache. Der Versuch einer Artikulation zwischen Karl Bühler, Lev Jakubinskij und Lev Vygotskij« – sucht dagegen in Bühlers sprachtheoretischen Schriften einen Ansatz herauszuarbeiten, der nicht mehr eindeutig einer Wissenschaftsdisziplin zugeordnet werden kann und damit sowohl der des Psychologen wie auch des Linguisten sein könnte. Sie nennt es einen »ganzheitlichen Blick [...], der Denken nicht von Sprache und Sprache nicht vom Körper und beides nicht von gesellschaftlich Anderen trennt«. Doch reicht es nicht, solch eine Verschränkung von Sprache, Körper und Denken als Ideal zu postulieren, sie muss vielmehr am konkreten Sprechereignis nachgewiesen werden, denn dieses ist, folgt man Bertau, das eigentliche Objekt der Bühler'schen Analysen. Nun signalisiert Bühler selbst, dass es nicht reicht, das konkrete Sprechereignis in vivo zu beobachten (Bühler 1982 [1934], 13–15), sondern es vielmehr eines Modells vom Funktionieren der Sprache bedarf, um überhaupt etwas zu erkennen. Bertau greift zu diesem Zweck zwei von Bühler entwickelte Modellgedanken auf: zum einen seine These von den drei immer zusammen auftretenden Sinndimensionen des Sprachzeichens, zum anderen seine Zweifelderlehre. Im Sprechen wird, so Bühler, immer gleichzeitig der andere angesprochen, indem ihm etwas über die Welt und über das Erleben dieser durch den Sprecher mitgeteilt wird. Dieses Mitteilen, das ist Bertaus Hauptthese, kann nun weder mentalistisch noch informationstheoretisch (Sprechen als Decodierung) erklärt werden, denn es handelt sich um gegenseitige Regulierungsprozesse. Das zeigt sich in der von Bühler benutzten Begrifflichkeit. So funktioniert Sprechen nur, wenn die Individuen aufeinander eingestellt sind, ein sinnlicher (erfühlter) Kontakt durch den Verstehenden beim Sprecher (re-)provoziert wird. Körperhaltung und Blick werden Mittler des Verstehens, aber auch die im präsenten oder fantasierten Wahrnehmungsfeld (Zeigfeld) von den

Individuen verwendeten sprachlichen Zeigzeichen. Neben diesen sinnlichen Mittlern diskutiert Bertau auch das von Bühler analysierte symbolische Feld und dessen Zeichen. Die Schlussfolgerung ist eindeutig: Sprechen ist eigentlich und ursprünglich nie monologisch und nie entkörperlicht. Die im zweiten Teil aufgezeigten Parallelen zu den beiden sowjetrussischen Denkern Lev Jakubinskij und Lev S. Vygotzkij wirken überzeugend, die verwendete Begrifflichkeit (Dialog, unterbrechende Replik, geteilte Apperzeption) bestätigt die zentrale These und die von der Autorin angeführten verhaltenspsychologischen Überlegungen, die man in den Arbeiten beider Denker findet, ergänzen Bühlers sprachtheoretische Thesen.

Der dritte Text zur *Sprachtheorie* Bühlers – »Die Sprachen sind instabile und ungeordnete Systeme« – wurde von dem italienischen Sprachwissenschaftler Federico Albano Leoni verfasst und behandelt Bühlers Diskussion der damals im Entstehen begriffenen Phonologie. Einer ihrer Protagonisten, Nicolas Troubetzkoy, arbeitete bis zu seinem Tod, 1938, als Professor für Slavistik an der Universität Wien. Aus dem Briefwechsel zwischen Troubetzkoy und Roman Jakobson, der zu der Zeit im Prager Linguistenkreis aktiv war, lässt sich ersehen, dass es zu regelmäßigen Kontakten (Troubetzkoy 2006; Friedrich im Druck) zwischen den beiden Wiener Kollegen kam. Diese führten 1930 zu einer Einladung Bühlers nach Prag (Bühler 1931). Auch am *Second International Congress of Phonetic Sciences*, der 1935 in London stattfand, nahm Bühler teil. Hier hielt er einen Vortrag dessen Titel, »Psychologie der Phoneme« (Bühler 1936), seine stärker werdende Divergenz zu der sich kanonisierenden Phonologie signalisierte. Auch wenn Bühler die Phonologie als »wohlbegründeten Beitrag zur Lautlehre [...], die nicht den Charakter der Phonetik hatte« (1982 [1934], 44), im ersten Kapitel seiner *Sprachtheorie* würdigte und deren Resultate in sein Zeichenmodell der Sprache integrierte, stellten die immer stärker zutage tretenden strukturtheoretischen Implikationen der Phonologie für ihn als Psychologen ein Problem dar. So rät er ihren Vertretern dann im vierten Kapitel der *Sprachtheorie*, bei der Gestaltpsychologie in die Lehre zu gehen (1982 [1934], 283), weil sonst ihre Konzeption einseitig bliebe.

Albano Leoni widmet sich in seinem Text diesem von Bühler angekündigten Problem. Dazu wendet er sich den Nachfolgetheorien, den sogenannten segmentalen Modellen der Phoneme, zu, die weiterhin hartnäckig an ihrem Erklärungspotenzial für Sprachphänomene festhalten. Albano Leoni bezweifelt mithilfe von Bühler diese Ansprüche, die auf der Behauptung beruhen, dass die Sprache nur dank ihrer »deutlich geschiedenen Bedeutungseinheiten«, zu denen die Moneme, Phoneme usw. gezählt werden, ihrer Darstellungsfunktion gerecht werden kann. Albano Leonis Kritik situiert sich auf zwei Ebenen. Er schlägt zum einen eine Modifikation des Erklärungsanspruches der Phonologie vor. Sie wird von ihm als meta-linguistisches Werkzeug beschrieben, als ein Werkzeug zur künstlichen Fixierung der Sprache in Form von stabilen und gut abtrennbaren Einheiten. Das heißt auch, dass mit ihrer Hilfe nicht viel über das »na-

türliche« Funktionieren von Sprache im Sprechen zu erfahren ist. In einem zweiten Schritt wendet sich Albano Leoni dann dem von Bühler benutzten und entwickelten Begriffsapparat zu, mit dem Letzterer zu erfassen sucht, wie die Wahrnehmung und Identifikation der Einheiten der gesprochenen Sprache wirklich vor sich geht. Die von Bühler genutzte physiognomische Perspektive, die ihm ermöglicht, ein *Klanggesicht* und ein *phonematisches Signalement* in der Lautmaterie zu unterscheiden, und seine These von der »Ökonomie der Sprache« und ihrer Spielräume verweisen nun auf andere, nicht-sprachliche Quellen, ohne die Sprache eben nicht funktioniert. Trotzdem gehe es Bühler ausschließlich um Sprache, denn sie *bestimmt*, welche Wahrnehmungs-, Interpretations- bzw. Verstehensleistungen ihr Funktionieren gewährleisten und somit zu untersuchen sind. Der Text von Albano Leoni unterstreicht auch, dass Bühler keine Psychologie der Sprache geschrieben hat, sondern eben eine *Theorie* der Sprache. Der Begriff der Sprache wird nicht durch den des Sprechens ersetzt, denn Sprache wird in der von Bühler adoptierten Perspektive als ein System gedacht (obwohl Bühler wohl den Begriff des Gebildes bevorzugt hätte), aber eben als ein System, das instabil und ungeordnet ist, wie Albano Leoni schlussfolgert, und das gerade deshalb auch den Psychologen angeht.

Der letzte Text dieser Ausgabe – »>Die Seele ist das Prinzip des Lebens ...<. Bühlers Beitrag zum anthropologischen Denken« – stellt eine Art Vorstudie dar, denn er widmet sich einem Thema, das bisher in Bühlers Werk nur in Ansätzen bearbeitet wurde, auch und gerade wegen der schwierigen Materiallage. Frank Vonk vergleicht die von Bühler praktizierte Arbeitsweise, die disziplinenübergreifend war und eine axiomatische Denkweise privilegierte, mit der sich damals entwickelnden philosophischen Anthropologie. In seiner Argumentation für die Berechtigung dieser Annäherung verweist er zum einen auf Bühlers Idee einer Gesamtwissenschaft, denn auch die philosophische Anthropologie kann nicht mit einer Einzeldisziplin gleichgesetzt werden; auch sie suchte allgemeine Beschreibungs- und Erklärungsprinzipien zu entwickeln und ihre Protagonisten waren in den seltensten Fällen »reine« Philosophen. Zum anderen ist es die von Bühler entwickelte psychologische Handlungstheorie, die von Vonk für diese Annäherung angeführt und skizziert wird. Dazu bezieht er sich fast ausschließlich auf eine Arbeit: den 1936 veröffentlichten Text *Die Zukunft der Psychologie und die Schule*, in dem Bühler thesenhaft seine gerade in Erarbeitung befindlichen Ideen zur *Theoretischen Psychologie* veröffentlichte. Die *Theoretische Psychologie* sollte wohl das nächste Buch Bühlers werden, davon zeugen die im Nachlass aufgefundenen Manuskripte. Einige davon wurden posthum von Lebzeltern (1969) veröffentlicht. Die nach dem Anschluss Österreichs erfolgte Gleichschaltung aller Bereiche von Politik, Kultur und Wissenschaft gemäß den ideologischen Vorgaben des Naziregimes betraf auch die Universitäten. Bühler wurde im Sommer 1938 vom Rektorat der Universität Wien zwangspensioniert; es gelang ihm nach Norwegen auszureisen, von wo er Anfang

1939 in die USA emigrierte. Die von ihm in Speditionskisten verpackte Bibliothek und der größte Teil seiner Arbeitsmaterialien gingen verloren. In den im Nachlass enthaltenen persönlichen Dokumenten aus der amerikanischen Zeit findet sich eine Liste seiner Veröffentlichungen, die von ihm Anfang der 60er Jahre erstellt wurde. Hier ist unter dem item *In Vorbereitung* immer noch angegeben: *Theoretical psychology (unified concept)*. Bühler scheint dieses Projekt nie aufgegeben zu haben.

Die anthropologischen Fragestellungen, die Bühler interessierten, werden von Vonk so zusammengefasst: »Der Mensch handelt auf eine bestimmte Art und Weise nach den ihm aufgrund seiner biologischen Ausstattung und den situativ gegebenen materiellen Voraussetzungen innewohnenden Handlungsmöglichkeiten im Hinblick auf ein Noch-nicht-Vorhandenes in der ihn umgebenden Welt.« Vonk zeigt, dass die Bedingungen für solch ein Handeln in der Anthropologie mithilfe unterschiedlicher Begriffe diskutiert wurden: Während auf der einen Seite psychische Fähigkeiten genannt werden (Geist, exzentrische Positionalität), wird auf der anderen Seite auf »externe« Bedingungen wie Sprache, Riten, Sitten, soziale Institutionen verwiesen. Dass Bühler mit der *Geistigen Entwicklung des Kindes* (1918) und mit seinem im Rahmen der *Theoretischen Psychologie* geplanten Kapitel zur »Geisteswissenschaftlichen Psychologie« genau diese beiden grundlegenden Bedingungen konkret untersuchte bzw. untersuchen wollte, machte ihn für die Anthropologie dialogfähig. Insgesamt fällt in Vonks Argumentation auf, dass der Fokus sehr auf die anthropologische Differenz gesetzt wird – auf das, was den Menschen von anderen Lebensformen unterscheidet. Diese Blickrichtung wäre jedoch zu hinterfragen oder mindestens zu ergänzen, denn Bühler suchte ja auch eine biologische Psychologie (siehe Friedrich 2018) zu konzipieren und diese beginnt nicht mit einer evolutionstheoretischen Ableitung der menschlichen Besonderheit, wie dies noch in der *Geistigen Entwicklung des Kindes* der Fall war, sondern mit der Erarbeitung eines psychologischen Handlungsbegriffs, der alle Formen von Lebewesen einschließt.

Für Bühler war die Geschichte der Psychologie, aber auch die der Sprachwissenschaften, der Ausdruckstheorien, der Physiologie und der Biologie eine ständige Quelle für sein eigenes Denken. Für ihn haben alle in den Wissenschaften genutzten Begriffe »eine lange Vergangenheit« und für viele konstatierte er das Fehlen einer »ordentlich thematische[n] Geschichte« (1982 [1934], 185). Für die für seine Forschungen wichtigsten Begriffe suchte er diese zu schreiben. Dass es sich bei diesen Geschichten nicht um ein zu vernachlässigendes Einführungskapitel handelt (die erste Vorlesung, die den Vorgängern gewidmet ist, bevor es dann wirklich losgeht), sondern um ein unverzichtbares Erkenntnisinstrument, gehört zu seinem Verständnis von Wissenschaft. So hoffen wir, im Sinne Bühlers, dass dieser Themenband bei den Leserinnen und Lesern Lust auf ein Mehr an thematisierter Geschichte weckt und wünschen eine anregende Lektüre.

Dank

Wir bedanken uns herzlich bei den Gutachterinnen und Gutachtern für ihre konstruktive Kritik. Ohne diese weitgehend unsichtbar bleibende Arbeit wären Themenhefte wie das vorliegende nicht denkbar.

Unser Dank gilt ebenso dem Psychosozial-Verlag und hier namentlich Herrn Christian Flierl für die Organisation des Lektorats.

Anmerkung

- 1 Wegen der besseren Lesbarkeit wurde bei Personenbezeichnungen die männliche Form gewählt, alle anderen Geschlechter sind ebenfalls gemeint.

Literatur

- Angetter, Daniela, Birgit Nemeč, Herbert Posch, Christiane Druml und Paul Weindling, Hrsg. 2018. *Strukturen und Netzwerke Medizin und Wissenschaft in Wien 1848–1955*. Göttingen: V & R unipress, Vienna University Press.
- Ash, Mitchell G. 1988. »Die Entwicklung des Wiener Psychologischen Instituts 1922–1938«. In *Karl Bühler's Theory of Language: Proceedings of the conferences held at Kirchberg, August 26, 1984 and Essen, November 21–24, 1984*, hrsg. v. Achim Eschbach, 303–25. Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins.
- Benetka, Gerhard. 1995. *Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriegeschichte des Wiener Psychologischen Instituts 1922–1938*. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Benetka, Gerhard und Thomas Slunecko. 2015a. »Desorientierung und Reorientierung. Zum Werden des Faches Psychologie in Wien«. In *Reflexive Innensichten aus der Universität. Disziplinengeschichten zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik*, hrsg. v. Karl Anton Fröschl, Gerd B. Müller, Thomas Olechowski und Brigitta Schmidt-Lauber, 267–79. Göttingen: V & R unipress, Vienna University Press (650 Jahre Universität Wien – Aufbruch ins neue Jahrhundert, 4).
- Benetka, Gerhard und Thomas Slunecko. 2015b. »Das Wiener Psychologische Institut und die Herausbildung der Entwicklungspsychologie«. In *Charlotte Bühler und die Entwicklungspsychologie*, hrsg. v. Lieselotte Ahnert, 9–17. Göttingen: V & R unipress.
- Bonaventura, Maria. 1935. »Ausdruck der Persönlichkeit in der Sprechstimme und im Photogramm«. *Archiv für die gesamte Psychologie* 94: 501–70.
- Brentano, Franz. 1874. *Die Psychologie vom empirischen Standpunkte*. Leipzig: Dunkcker & Humblot.
- Brentano, Franz. 1895. *Meine letzten Wünsche für Österreich*. Stuttgart: Cotta.
- Bühler, Karl. 1918. *Die geistige Entwicklung des Kindes*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl. 1931. »Phonetik und Phonologie«. In *Travaux du Cercle Linguistique de Prague* 4: 22–53. Prague: Jednota Československých Matematiků a Fysiků.
- Bühler, Karl. 1933. *Ausdruckstheorie. Das System an der Geschichte aufgezeigt*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl. 1936. »Psychologie der Phoneme«. In *Proceedings of the Second International Congress of Phonetic Sciences, 22–26 July 1935, held at University College, London*, hrsg. v. Daniel Jones und Dennis B. Frey, 162–69. Cambridge: University Press.

- Bühler, Karl. 1982 [1934]. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart & New York: Fischer.
- Cormann, Grégory und Gautier Dassonneville. 2019. »Traduire la *Psychopathologie générale*: Sartre avec Lagache et Aron, face à Jaspers. Une lecture du mémoire de DES de Sartre sur *L'Image dans la vie psychologique* (1927)«. *Revue germanique internationale* 30 (»Histoire et philosophie de la psychiatrie au XXe siècle: Regards croisés franco-allemands«, hrsg. v. Elisabetta Basso und Emmanuelle Delille): 99–129.
- Czwik, Maria. 2018. »Forschungen zum Film am Psychologischen Institut der Universität Wien in den 30er Jahren«. In *Karl Bühlers Krise der Psychologie. Positionen, Bezüge und Kontroversen im Wien der 1920er/30er Jahre*, hrsg. v. J. Friedrich, 33–59. Cham: Springer International Publishing.
- Czwik, Maria. Im Druck. »Forschungen zum Film«. In *Karl Bühler und das Wiener Psychologische Institut. Dokumente und Fundstücke*, hrsg. v. Janette Friedrich. Genf: sdvig (Bühleriana, 1).
- Ducrot, Oswald und Jean-Marie Schaeffer, Hrsg. 1995. *Nouveau dictionnaire encyclopédique des sciences du langage*. 2. Aufl. Paris: Éd. du Seuil.
- Eckard, Rolf. 2008. *Sprachtheorien. Von Saussure bis Millikan*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Eschbach, Achim. 1985. »Karl Bühler. Bericht über sein Wirken an der Universität Wien von 1922–1938«. In *Bericht über den 34. Kongress der deutschen Gesellschaft für Psychologie in Wien, 1984. Band 1: Grundlagenforschung*, hrsg. v. Albert Dietrich, 80–88. Göttingen: Hogrefe.
- Friedrich, Janette. 2018. »Bühler's neues Programm der Lebenspsychologie«. In *Karl Bühlers Krise der Psychologie. Positionen, Bezüge und Kontroversen im Wien der 1920er/30er Jahre*, hrsg. v. J. Friedrich, 137–63. Cham: Springer.
- Friedrich, Janette. Im Druck. *Karl Bühler und das Wiener Psychologische Institut. Dokumente und Fundstücke*. Genf: sdvig (Bühleriana, 1).
- Friedrich, Janette und Gerhard Benetka, Hrsg. Im Druck. *Karl Bühler und das Wiener Psychologische Institut oder die Bedeutung des Lokalen*. Genf: sdvig (Bühleriana, 2).
- Goldsmith, John und Bernard Laks. 2019. *Battle in the Mind Fields*. Chicago & London: University of Chicago Press.
- Hagner, Michael. 2001. »Ansichten der Wissenschaftsgeschichte«. In *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, hrsg. v. Michael Hagner, 7–39. Frankfurt/M.: Fischer.
- Herzog, Herta. 1933. »Stimme und Persönlichkeit«. *Zeitschrift für Psychologie* 130: 300–69.
- Hoskovec, Tomáš, Hrsg. 2018. »Karl Bühler, une Théorie du langage redécouverte, Karl Bühler, eine Sprachtheorie wiederentdeckt, Karl Bühler a theory of language rediscovered«. Praha: PLK (Travaux du Cercle linguistique de Prague nouvelle série, 7).
- Lazarsfeld, Paul. 1959. »Amerikanische Betrachtungen eines Bühler-Schülers«. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie* 6: 69–76.
- Lebzelter, Gustav, Hrsg. 1969. »*Bühler, Karl. Die Uhren der Lebewesen und Fragmente aus dem Nachlass*«. Wien: Böhlau Nachf. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Sitzungsberichte, Bd. 265).
- Limbeck-Lilienau, Christoph und Friedrich Stadler. 2015. *Der Wiener Kreis: Texte und Bilder zum Logischen Empirismus*. Wien: LIT.
- Löffler, Petra. Im Druck. »Milieus des Films. Zur Bedeutung des semantischen Umfelds bei Karl Bühler und der Wiener psychologischen Schule«. In *Karl Bühler und das Wiener Psychologische Institut oder die Bedeutung des Lokalen*, hrsg. v. J. Friedrich und G. Benetka. Genf: sdvig (Bühleriana, 2).
- Macfarland, Rob, Georg Spitaler und Ingo Zechner. 2020. *Das Rote Wien. Schlüsseltexte der zweiten Wiener Moderne*. Berlin, München & Boston: de Gruyter.
- Stock, Arnim und Wolfgang Schneider. 2019. *Geschichte der wissenschaftlichen Psychologie: Die ersten Institute von den Anfängen bis heute*. Göttingen: Hogrefe.

Janette Friedrich & Thomas Slunecko

Timms, Edward. 2013. *Dynamik der Kreise, Resonanz der Räume. Die schöpferischen Impulse der Wiener Moderne*. Wien: Edition Seidengasse.

Troubetzkoy, Nikolas S. 2006. *Correspondance avec Roman Jakobson et autres écrits*, hrsg. v. Patrick Seriot. Lausanne: Payot.

Vermersch, Pierre. 2007 [1994]. *The explicitation interview*. Independently published.

Die HerausgeberInnen

Janette Friedrich, Dr., ist Dozentin an der Fakultät für Psychologie und Erziehungswissenschaften der Universität Genf, z.Zt. mit einer vom Österreichischen Wissenschaftsfonds finanzierten Lise-Meitner-Stelle (MG 2603-G28: Being Oriented – The Psychology of Karl Bühler) an der Fakultät für Psychologie der Sigmund Freud PrivatUniversität Wien tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Geschichte und Philosophie der Psychologie und der Sprachwissenschaften (bes. Beginn 20. Jahrhundert), begriffsgeschichtliche Untersuchungen im Rahmen aktueller Debatten der Psychologie und der Erziehungswissenschaften.

Kontakt: Janette.friedrich@sfu.ac.at, janette.friedrich@unige.ch

Thomas Slunecko, ao. Univ.-Prof. Dr., lehrt und forscht an der Abteilung für Kognition, Emotion und Methoden der Fakultät für Psychologie der Universität Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich Kulturpsychologie, qualitative Methoden und Psychotherapie.

Kontakt: Prof. Dr. Thomas Slunecko, Fakultät für Psychologie der Universität Wien, Liebiggasse 5, 1010 Wien, Österreich, E-Mail: thomas.slunecko@univie.ac.at

»Erleben«, das zur Sprache kommt

Anmerkungen zur Methode der »Introspektion« am Beispiel von Würzburger Schule und Mikrophänomenologie

Gerhard Benetka & Thomas Slunecko

Journal für Psychologie, 29(2), 17–40

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2-17>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

»Eines Menschen Erfahrung ist nichts, wenn sie allein steht. Wenn er sieht, was andere nicht sehen können, so nennen wir es eine Halluzination. Es ist nicht >meine< Erfahrung, sondern >unsere< Erfahrung, was Gegenstand des Denkens zu sein hat; und dieses >uns< hat unbegrenzte Möglichkeiten.«

Charles Sanders Peirce

»Die Sprache ist alsdann keine Fessel, etwa wie ein Hemmschuh an dem Rade des Geistes, sondern wie ein zweites mit ihm parallel fortlaufendes Rad an seiner Achse.«

Heinrich von Kleist

Zusammenfassung

Der vorliegende Text geht davon aus, dass ein großer Teil des Forschungsmaterials der Psychologie auf Daten basiert, die aus der Perspektive der zweiten Person gewonnen sind, das heißt aus der Interaktion zweier oder mehrerer Personen resultieren. Dies wird in Bezug auf die Introspektion anhand von zwei Herangehensweisen thematisiert, die jeweils für sich in Anspruch nehmen, Erleben in einem wissenschaftlich kontrollierten Setting zur Sprache zu bringen. Am Beispiel der Würzburger Schule wird zunächst gezeigt, dass der Prozess des Protokollierens durch den Versuchsleiter in einem dialogischen Aushandeln von Bedeutungen mit der Versuchsperson besteht. Dem methodischen Vorgehen der Würzburger Schule wird hiernach das Setting der Mikrophänomenologie gegenüberge-

stellt. Anders als in der Bühler'schen Denkpsychologie wird hier nicht die Erinnerung an vergangenes Erleben, sondern – dem Anspruch nach – aktuelles bzw. aktualisiertes Erleben untersucht.

Die Beachtung des Moments des Dialogischen hilft zu vermeiden, »Erleben« und »Erlebensbericht« miteinander zu vermengen. Die Bezeichnung introspektiv wird deshalb als für die beiden hier behandelten Zugänge als unpassend zurückgewiesen. Kritisch wird sowohl gegen die Würzburger Schule als auch gegen die Mikrophenomenologie eingewandt, dass beide von einer »naturwüchsigen« Beziehung zwischen sprachlichen Ausdrücken und Erleben ausgehen. Dadurch ist diesen Ansätzen die Tendenz inhärent, klassenspezifisches Sprechen über inneres Erleben als »natürliches Sprechen«, als natürliche Sprache der besprochenen Phänomene selbst anzusehen.

Schlüsselwörter: Introspektion, (Mikro-)Phänomenologie, Würzburger Schule, dialogische Methodologie, qualitative Sozialforschung

Summary

»Experience« that comes to language

Notes on the method of introspection in the school of Würzburg and in microphenomenology

This essay starts from the assumption that a good part of psychological research material is based on data obtained from the perspective of the second person, i. e., data that results from the interaction of two or more persons. We develop this assumption by means of two »introspective« approaches that both claim to facilitate the transfer of experience into language in a scientifically controlled setting: For the school of Würzburg we demonstrate that the process of protocolling amounts to a dialogical negotiation of meaning between experimenter and subject. We contrast this methodological approach with that of microphenomenology. Different to Bühler's psychology of thinking, the latter's ambition is not to recall a fixed past experience, but rather to actualize and unfold it. To take the dialogical moment into account helps us to avoid the confusion of »experience« and »account of experience«. In this light, the term »introspective« seems inappropriate both for the school of Würzburg and for microphenomenology. Regarding both approaches we critically object that they presume a »natural« relation between experience and its expression in language. It is due to this presumption that both have an inherent tendency to misunderstand a class specific way of articulating inner experience as a »natural« expression of this experience or of the phenomena in question, respectively.

Keywords: Introspection, (micro-)phenomenology, school of Würzburg, dialogical methodology, qualitative social research

Die Ideen, denen wir in diesem Essay nachgehen, gehen auf Gespräche mit Hans Werbik zurück, die um die Frage kreisten, ob und inwiefern die Alltagspraxis des Gesprächs Eingang findet in die Methodologie der Sozialwissenschaften, insbesondere in die Methodologie der Psychologie. Die Ausgangsthese lautet, dass ein großer Teil des Forschungsmaterials der Psychologie auf Daten basiert, die nicht aus der Perspektive der ersten oder der Perspektive der dritten, sondern aus der Perspektive der zweiten Person gewonnen sind, das heißt aus der Interaktion zweier oder mehrerer Personen resultieren. Zu fragen ist, an welchen (Alltags-)Modellen der Interaktion solche wissenschaftlichen Inszenierungen orientiert sind. Im vorliegenden Text werden wir uns ausschließlich auf solche Interaktionen beschränken, bei denen der Austausch von Worten im Vordergrund steht, also eben auf die Art und Weise, wie Forscher und Beforschte im Prozess der Forschung miteinander »im Gespräch« sind. Indem man berücksichtigt, dass sich auch in Alltagsgesprächen Machtverhältnisse realisieren, lässt sich das übergeordnete Ziel unserer Forschungsbemühungen in einer einfachen Formel darlegen: Der Datengewinnung in der Psychologie zugrunde liegt zumeist ein Modell des »Gesprächs«, das als »autoritativ« zu charakterisieren ist. Eine Versuchsperson antwortet auf Fragen eines Versuchsleiters, wobei diese Fragen ausschließlich die Relevanzgesichtspunkte des Versuchsleiters repräsentieren. Welche methodologischen Konsequenzen würden sich ergeben, wenn man die Interaktion zwischen Forscher und Beforschten auf ein mehr symmetrisches, mehr »demokratisches« Modell des Gesprächs gründet? Solche Konsequenzen in Bezug auf die Umschreibung und Festlegung von Forschungsfragen, auf Techniken der Gesprächsführung, auf die Definition von Gültigkeitskriterien etc. herauszuarbeiten, ist Gegenstand eines mittlerweile auf eine breitere Basis gestellten Forschungsprogramms.¹ Von einer solchen dialogischen Methodologie versprechen wir uns wichtige Impulse zu einer innovativen Erweiterung der Theoriebildung in der Psychologie, insbesondere in Bezug auf die Überwindung subjektivistischer und objektivistischer Verkürzungen in der Erklärung von Alltagshandeln.

Gegenüber diesem weit gesteckten Forschungshorizont mutet das Anliegen des vorliegenden Essays eher bescheiden an. Es geht darum, an zwei konkreten Beispielen zu demonstrieren, was unter einem dialogischen Vorgehen zu verstehen ist. Der erste Teil rekonstruiert das von der Würzburger Schule und insbesondere von Karl Bühler in seiner Denkpsychologie entwickelte Verfahren der »systematischen Selbstbeobachtung« und zeigt die damit einhergehende Verschiebung in der Gegenstandsbestimmung der Psychologie auf. Im zweiten Teil befassen wir uns mit einer rezenten und in der Psychologie noch kaum wahrgenommenen Forschungsrichtung, nämlich mit der dialogischen Methode der Mikrophänomenologie. Aus der Gegenüberstellung der beiden Ansätze lassen sich grundlegende Einsichten über Möglichkeiten und Grenzen einer – wie wir glauben – zu Unrecht als introspektiv bezeichneten Psychologie ableiten.

1 Die Neubestimmung der Psychologie durch die Würzburger Schule

In seiner *Krise der Psychologie* führt Bühler den Ansatz der Würzburger Schule im Zusammenhang mit der Überwindung der überkommenen Assoziationspsychologie ein. Wenn man die Denkweise der »älteren« Psychologie, die jeden psychischen Vorgang auf die mechanische Wirkung der Assoziationsgesetze zurückführt, auf einige wenige Bereiche begrenzt oder überhaupt außer Geltung setzt, sieht man sich zwangsläufig vor das Problem gestellt, zu klären, »wie der seelische Organismus arbeitet« (Bühler 1927, 14; er zitiert hier Stumpf), wie – wenn eben nicht durch die Gesetze der Assoziation bedingt – ein Erlebnis oder eine Handlung² zustande kommt. Es ist die Zielgerichtetheit, dieses Moment des Intentionalen, welche diese Frage nach dem Wie mit der nach dem »Sinn«, genauer nach der *Funktion* der psychischen Abläufe verknüpft. Bühler spricht von einer grundsätzlichen Umstellung der Interessen der Erlebnispsychologie »von der vorwiegenden Richtung auf das Inhaltliche [auf Empfindungen, Vorstellungen und einfache Gefühle, die sich eben nach den blind, das heißt ohne Zutun des Subjekts wirkenden Gesetzen der Assoziation zu »Komplexen« zusammenschließen] zur Richtung aufs Formale, Funktionale« (ebd., 13–14). Und weiter: »Die derart gestellte Sinnfrage aber führt konsequent *erstens* zu neuen Aufgaben der deskriptiven Bestimmung der Erlebnisse und *zweitens* zu spezifisch teleologischen Verlaufsgesetzen des seelischen Geschehens« (ebd.). Es ist ausschließlich dieser erste Punkt, der uns in der Folge zu beschäftigen hat: die Frage der qualitativen Beschreibung jener psychischen Operationen, die für den Zusammenhang sinnvoller Erlebnisse oder Handlungen verantwortlich sind.

1.1 Die Methode der Introspektion

Wir werden von der Vorgeschichte absehen und uns ausschließlich mit der Rolle der Introspektion im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, also mit der Praxis der Selbstbeobachtung in psychologischen Laboratorien befassen.³ In der Wundt'schen Psychologie spielt die Introspektion eine nur sehr untergeordnete Rolle. Der von Donders übernommene Reaktionszeitversuch erlaubt eine »Objektivierung« psychischer Vorgänge: Ein »Unterscheidungsakt« etwa zeigt sich, indem er Zeit verbraucht – ein Paradigma, das später in der kognitiven Psychologie zentrale Bedeutung erlangen wird (dazu ausführlich Benetka 2021a). Wundts Argument gegen die Möglichkeit der Selbstbeobachtung in der Psychologie ist aufs Engste mit dem von ihm verfochtenen Aktualitätsprinzip verbunden: Psychische Vorgänge sind »Ereignisse« – »sie verlaufen in der Zeit und sind in keinem folgenden Moment die nämlichen, die sie in einem vor-

ausgegangen waren« (Wundt 1896, 17). Im Gegensatz zu den Objekten der äußeren Wahrnehmung fehlt es ihnen an einer vom Beobachter unabhängigen Stabilität, sodass sie für eine Beobachtung – Wundt versteht darunter die planmäßige Hinwendung der Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand oder Ablauf – nicht zur Verfügung stehen. Doch lassen sich zumindest einige Abläufe, die in der inneren Wahrnehmung gegeben sind, durch ihre Anbindung an äußere Umstände kontrollieren. Selbstbeobachtung ist, wie Wundt sagt, »ausführbar«, wenn sie unter den Bedingungen experimenteller Beobachtung erfolgt. Das Experiment ist also ein Hilfsmittel, einen zur Beobachtung anstehenden »inneren Zustand genau unter denselben oder unter willkürlich abgeänderten Bedingungen zu erneuern« (Wundt 1888, 303). Dies trifft nur für »einfache« psychische Vorgänge zu, vor allem aber für Vorgänge, die von der Sinnespsychologie untersucht werden.

Allerdings ist zu fragen, ob es sich bei den von einer in der Introspektion geübten Versuchsperson zu Protokoll gegebenen sinnespsychologischen Beobachtungen tatsächlich um eine Selbstbeobachtung handelt. »Bezeichnet man eine Beobachtung, die der Betrachtungsweise der Psychologie folgt, sich also auf psychische Gebilde oder Prozesse richtet, als ›Selbstbeobachtung‹, so hat die Vp [Versuchsperson] in der Sinnespsychologie durchweg nicht die Aufgabe, Selbstbeobachtung zu treiben« (Lewin 1918a, 129). Was Lewin – und zwar ganz im Sinne der von der Würzburger Schule vorgenommenen Neubestimmung der Psychologie – mit einer psychologischen Betrachtungsweise meint, ergibt sich eben aus der negativen Abgrenzung von der im Grund nicht-psychologischen Betrachtungsweise der Sinnespsychologie. Nicht-psychologisch ist diese Betrachtung, weil in ihr allein der gegenständliche Inhalt des psychischen Gebildes (die gesehene Form, Gestalt, Farbe eines Objekts) im Fokus steht. In der Beobachtung der Wahrnehmungsgegenstände durch eine Versuchsperson treten aber, wie Lewin an einfachen Demonstrationen zeigt, auch psychische Gebilde auf, deren Inhalt eben nicht durch das anschauliche Moment bestimmt ist. Diese psychischen Gebilde zu erfassen, ist das Ziel einer psychologischen Betrachtungsweise, die Selbstbeobachtung (ohne Anführungszeichen, das heißt in ihrer für Lewin eigentlichen Bedeutung) ist die ihr entsprechende Methode. Angaben über die Auffassung von Wahrnehmungsobjekten sind also nach Lewin, weil sie gar nicht auf »innere«, das heißt psychische Inhalte oder Abläufe gerichtet sind, keine Selbstbeobachtungsdaten. Nach der im ausgehenden 19. Jahrhundert etablierten begrifflichen Unterscheidung zwischen äußerer und innerer Wahrnehmung handelt es sich um Vorgänge der äußeren, nicht um Vorgänge der inneren Wahrnehmung; letztere aber bilden den eigentlichen, weil von allen anderen Wissenschaften verschiedenen, Gegenstand der Psychologie.

Das ist die eine Seite, gegen die Lewin den Begriff der psychologischen Selbstbeobachtung abgrenzt. Die andere Seite ist, die in der psychologischen Selbstbeobachtung angestrebte »Beschreibung von Empfindungen, Gefühlen, Bewusstheiten und

psychischen Prozessen [...] von Angaben über persönliche Stellungnahmen eines Individuums zu irgendwelchen Dingen oder Sachverhalten« zu unterscheiden (ebd., 134). Die Bemerkung »Ich war etwas enttäuscht«, die Lewin in einem Protokoll eines Wahrnehmungsexperiments aufgenommen hat, ist aus Sicht der psychologischen Selbstbeobachtung kein sinnvoller »Protokollsatz«, weil sie »keinen Schluss auf das Vorhandensein bestimmter psychischer Gebilde zulässt« (ebd., 133). Weil sie selbst unbestimmt ist (weil nicht klar ist, welche psychischen Gebilde ihr zugrunde liegen), vermag sie nichts zur Aufklärung des je infrage stehenden psychischen Zusammenhangs (in diesem Fall die die Auffassung eines Wahrnehmungsobjekts »begleitenden«, aber nicht auf das Objekt selbst bezogenen psychischen Gebilde) beizutragen.

1.2 Zu Karl Böhlers Methodik der Denkpsychologie

Wir beschränken uns hier auf den ersten Teil der Habilitationsschrift, in dem Bühler auch das Setting der Versuche allgemein beschreibt. Seine Frage lautet: »Was erleben wir, wenn wir denken?« (Bühler 1907/1908, 127). Die Untersuchungsmethode ist – ohne weitere Bestimmung – die Selbstbeobachtung. »Zufälligkeit und Willenseinfluss des Erlebenden« – »die beiden Missstände aller älteren [Selbst-]Beobachtungen« – werden durch »eine einfache Arbeitsteilung« beseitigt: »Es wird nämlich dem Beobachter ein Versuchsleiter beigegeben, der die Erlebnisse hervorruft und die Beobachtungen zu Protokoll nimmt« (ebd., 123). Bevor wir uns diese Beobachtungen vergegenwärtigen, werfen wir aber noch einen Blick auf das stoffliche Moment, auf das Material, mit dem Bühler Denkprozesse eingeleitet hat. Bühler hat seinen Versuchspersonen verschiedene Arten von »Rätseln« oder »Denksportaufgaben« aufgegeben – Fragen zum Beispiel der folgenden Art (ebd., 128):

- »B28. Hat Eucken recht, wenn er meint: Selbst die Schranken der Erkenntnis könnten nicht zu Bewusstsein kommen, wenn der Mensch nicht irgendwie über sie hinausreichte?
B2. Können Sie die Geschwindigkeit eines frei fallenden Körpers berechnen?
[...]
B42. Können wir mit unserem Denken das Wesen des Denkens erfassen?«

Dann auch Aphorismen (Versuche, die im Originaltext mit dem Buchstaben N bezeichnet sind), »passende Stoffe« aus der Gedankenlyrik, aus Spruchbüchern, zum Beispiel aus Rückerts Weisheit des Brahmanen (Versuche R). Eingeleitet wurden diese Aufgaben mit Fragen wie »Verstehen Sie?« oder »Ist es richtig?«, bei paradox klingenden Sätzen zum Beispiel mit »Begreifen Sie, wie man dazu kommen kann, zu sagen?«

(ebd., 135–136). Die Fragestellung ist in den ersten Versuchsreihen jedenfalls immer so, dass die Versuchsperson sie mit Ja oder Nein beantworten muss.

Die Versuchsperson sitzt an einem Tisch, der Versuchsleiter »in der Nähe«, er liest die Aufgaben vor und misst die Zeit, bis die Versuchsperson mit Ja oder Nein antwortet. »Nach der Antwort erbat ich mir eine möglichst treue Beschreibung dessen, was die Vp. in der Versuchszeit erlebt hatte. Da bekam ich dann Protokolle« (ebd., 129). Wir werden sehen, dass Bühler eben darüber nichts sagt: darüber, wie er zu seinen Protokollen gekommen ist.

In der Folge geht Bühler auf die Frage der objektiven Kontrolle der Feststellungen der Selbstbeobachtungen ein. Der für unseren Zusammenhang wesentliche Punkt betrifft die Wahl der Versuchspersonen. Die Qualität der Beobachtungen wird durch die Kompetenz und Qualifikation von Fachkollegen garantiert: »Ich hatte das Glück, zwei geübte Versuchspersonen zu finden, die sich mir für die Versuche zur Verfügung stellten, Herrn Professor Külpe und Herrn Privatdozenten (jetzt Professor) Ernst Dürr« (ebd., 131). In der Einleitung liest man: »Es war ein ideal schönes Zusammenarbeiten mit ihnen, bei dem jeder gab, was er geben konnte, und alle sich freuten, wenn man einen Schritt weiter gekommen war« (ebd., 124).

Über das Wie dieses Zusammenarbeitens wird wenig Konkretes gesagt. Nur an einigen wenigen Stellen ist angedeutet, dass die Rolle des Versuchsleiters viel aktiver war, als man auf den ersten Blick hin meinen könnte. Bühler schreibt:

»Wenn man es mit Versuchspersonen zu tun hat, die in der Beobachtung geübt sind und wissen, um was es sich in den Versuchen handelt, wird man daher als Versuchsleiter wenig in die Beschreibung selbst einzugreifen brauchen. Man wird sich damit begnügen, zu sagen, auf welche Momente es einem besonders ankommt, und es dann der Vp. überlassen, was sie darüber sagen will. Nur notwendige oder offenbar vergessene Ergänzungsaussagen wird man direkt durch Fragen herbeizuführen suchen« (ebd., 132–133).

Und weiter, bei der Diskussion der Frage, ob man der Versuchsperson von vornherein »bestimmte Begriffe an die Hand« geben soll:

»Es ist, wie ich glaube, viel richtiger, man lässt die Vp. ruhig ihre eigenen Worte gebrauchen, ja manchmal ist es gut, sie vor Kunstausdrücken direkt zu warnen; sie soll, wenn es nicht anders geht, Umschreibungen gebrauchen oder es mit Hilfe eines Bildes klar zu machen versuchen, was sie sagen will. Damit wird man insbesondere bei geübten Vp. viel weiter kommen. Für den Versuchsleiter bringt das freilich neue Lasten, er muss sich einfühlen in die Lage seiner Vp., muss miterleben, wenn er sie ordentlich verstehen will; er muss auf ihre Eigentümlichkeiten eingehen und mir ihr in ihrer Sprache reden können. Das gibt diesem Zusammenarbeiten ein eigentümliches, vertrautes Gepräge« (ebd., 133–134).

An anderer Stelle spricht Bühler auch davon, dass man selbst bei der Auswahl der Aufgaben auf Eigentümlichkeiten der Versuchsperson, auf ihren »Geschmack« Rücksicht nehmen soll. Was für die eine Person interessant ist, kann für eine andere belanglos und daher in Bezug auf ihre Denktätigkeit wenig anregend sein. Der sprachliche Ausdruck, den Bühler in diesem Zusammenhang wählt, ist für einen wissenschaftlichen Text recht außergewöhnlich: »Auf solche Geschmacksunterschiede der Vp. muss man *liebevoll* [Hervorhebung durch die Autoren] eingehen« (ebd., 139).

1.3 Die aktive Rolle des Versuchsleiters

Für die Entwicklung der Methode der Würzburger Schule entscheidend ist die zwei Jahre vor Bühlers Habilitationsschrift erschienene Untersuchung Narziss Achs *Über die Willenstätigkeit und das Denken* (Ach 1905). Wir brauchen uns auf den Gegenstand, die Durchführung und die Resultate der Ach'schen Experimente hier nicht einzulassen. Entscheidend für uns ist allein, wie Ach das Zusammenwirken von Versuchsleiter und Versuchsperson beschreibt. Für unseren Zusammenhang unerheblich ist auch die Frage, ob und inwieweit es Unterschiede in der Art und Weise gegeben hat, wie Bühler und Ach die Selbstbeobachtungsmethode gehandhabt haben. Wir wollen uns bloß ein Bild davon machen, was unter der nun erstmals von Ach verwendeten Bezeichnung der systematischen Selbstbeobachtung von unter experimentellen Bedingungen erzeugten psychischen Abläufen an Interaktionen zwischen Versuchsleiter und Versuchsperson möglich gewesen ist. Gleich zur Einleitung in §2 seiner Darstellung – dem Kapitel, das mit »Die experimentelle Selbstbeobachtung« überschrieben ist – hält Ach (1999 [1905], 104) fest, dass zur »vollständigen Beschreibung und Analyse« des durch »äußere experimentelle Hilfsmittel« veranlassten Erlebnisses der Versuchsperson ein »fortwährender enger Gedankenaustausch zwischen der beobachtenden Versuchsperson und dem protokollierenden Versuchsleiter« stattfindet. Es ist dieser »Gedankenaustausch«, der uns interessiert.

Nur am Rande streifen wir die Frage, wie Ach den letztlich auf Kant zurückgehenden Einwand gegen die Introspektion, wonach die Beobachtung eines psychischen Vorgangs diesen »alteriert«, »verstellt«, das heißt: verändert, zu umgehen sucht. Er bringt dabei die von Müller und Pilzecker (1900) experimentell untersuchte Perseverationstendenz ins Spiel. Erlebnisse, auf die intensive Aufmerksamkeit gerichtet ist, tendieren dazu, für längere Zeit zu perseverieren, wodurch eine Beobachtung im Grunde »in derselben Weise wie einem äußeren Naturvorgang gegenüber« möglich werde (Ach 1999 [1905], 106). Gleichwohl ist sich Ach der möglichen Schwierigkeiten dieses Verfahrens bewusst. Es gehe vor allem darum, »die Schilderungen des Erlebnisses von dem Gutdünken und der Willkür der Versuchspersonen zu befreien« (ebd., 108). Auch

dann, wenn man ausschließlich in der Selbstbeobachtung geübte Versuchspersonen zu den Experimenten heranzieht (was Ach ausdrücklich empfiehlt!), könne dies nur durch ein aktives Eingreifen des Versuchsleiters gewährleistet werden:

»Der Versuchsleiter hat deshalb die Pflicht, die gegebene Schilderung durch Fragestellungen zu ergänzen. Er hat sich durch Fragestellungen darüber zu vergewissern, ob die von der Versuchsperson benützte sprachliche Bezeichnung wirklich den adaequaten Ausdruck des zugehörigen geistigen Inhaltes darstellt, d.h. also die Übereinstimmung des sprachlichen Symboles und seiner logischen Formulierung mit dem erlebten geistigen Inhalte nachzuweisen« (ebd.).

Durch vorsichtiges, aber beharrliches Nachfragen – und durch eine behutsame Variierung der experimentellen Bedingungen, wie Ach an späterer Stelle hinzufügt – ist ein gewisses Maß an »Kontrolle der von der Versuchsperson aufgestellten Behauptungen« durchzuführen (ebd., 109). Freilich gilt es eine suggestive Beeinflussung der Versuchsperson zu verhindern, hier sei das »Geschick und der Takt des Versuchsleiters« gefragt. Wie überhaupt es das Verfahren für den Versuchsleiter notwendig macht, sich »völlig in den Seelenzustand des Beobachtenden zu versenken« (ebd.). Die Person des Versuchsleiters tritt deshalb, so schließt Ach, »bei der Methode der systematischen experimentellen Selbstbeobachtung mehr als bei jeder anderen psychologischen Methode in den Vordergrund« (ebd., 110).

1.4 Das Verfassen des Protokolls

Anders als bei Bühler findet sich bei Ach auch eine kurze Bemerkung über die Bedeutung des Protokollierens: »Um Missverständnisse im gegenseitigen sprachlichen Verkehr auszuschalten, wurde bei komplizierten sprachlichen Äußerungen das Protokoll der Versuchsperson zur Kontrolle nochmals vorgelesen« (ebd.). Der Zusammenhang wird im Fortgang weiter eingeschränkt: Weil beim Abfassen des Protokolls – letztlich in der Form einer chronologischen »Erzählung« – die zeitliche Aufeinanderfolge der berichteten Zustände besonders relevant ist, lässt sich durch entsprechendes Nachfragen bei der Niederschrift zur weiteren Präzisierung der Selbstbeobachtungen beitragen. Trat dieser Zustand früher oder später ein? Was war vorher? Was nachher? Etc.

Wir glauben, dass Ach und dann vor allem Bühler in ihren Darstellungen der Arbeit des Protokollierens zu Unrecht wenig Aufmerksamkeit schenken. Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass die bislang beschriebenen Verfahrensweisen bei der psychologischen Selbstbeobachtung für sich genommen ja noch keine Daten hervorbringen. Denn

»zu Daten des Forschungsprozesses werden die beobachteten Erscheinungen erst im Zuge ihrer schriftlichen Fassung« (Hoffmann 2009, 145).

Wie also soll man sich diesen Akt der Protokollierung vorstellen? Einen Anhaltspunkt finden wir bei Kurt Lewin, der am Schluss seines Manuskripts »Die Erziehung der Versuchsperson zur richtigen Selbstbeobachtung und die Kontrolle psychologischer Beschreibungsangaben« (Lewin 1918b) immerhin zweieinhalb Manuskriptseiten diesem Thema widmet. Es sind unseres Wissens die einzigen Zeilen, die damals über das Protokollieren geschrieben wurden – und die sind unveröffentlicht geblieben. Wieder müssen wir einschränken: Wir wissen nicht, wie Bühler und Ach es gemacht haben. Von Lewin erfahren wir aber, wie sie es am besten hätten machen sollen.

Für Lewin ist das Protokollieren nun tatsächlich eine Art Gespräch: ein Gespräch, das der Suche nach der richtigen Formulierung dient. Der Versuchsleiter fragt – tatsächlich: Satz für Satz! – nach, ob das, was er im Begriff ist, niederzuschreiben, dem entspricht, was die Versuchsperson meint oder sagen will. Lewin spricht von Kontrolle. Es ist aber mehr als Kontrolle: Es ist die gemeinsame Hervorbringung von Daten. Man achte darauf, wie weit diese Aufzeichnung entfernt ist von der Art und Weise, wie wir heute im Hauptstrom der qualitativen Forschung zum Beispiel Interviews protokollieren!

»Beim Sprechen macht man sich ja nicht nur durch Wörter, sondern auch durch die Betonung und sonstige Ausdrucksbewegungen verständlich. So kann es geschehen, dass sich die Vp zwar dem Vl gegenüber verständlich ausdrückt, dass der geschriebene Wortlaut der Aussage aber unverständlich bleibt. Hat die Vp infolge der Schwierigkeit des Formulierens in *starkem* Maße zu anderen Ausdrucksmitteln gegriffen, so frage ich zunächst etwa: >Ich verstehe, aber was soll ich denn nun aufschreiben?« Natürlich ist es trotzdem angebracht, auch die zunächst gebrauchten Ausdrücke zu protokollieren, weil sie der Vp häufig beim zweiten Formulieren nicht mehr zu Gebote stehen. Abgesehen von diesen groben Fällen aber treten beim Protokollieren fast unvermeidlich absichtliche oder unwillkürliche kleine Veränderungen *redaktioneller* Natur auf. Diese ließen sich allerdings vermeiden, wenn der Vl blind mitschrieb und auf das Verständnis wenig Gewicht legte. Aber gerade Letzteres gilt es zu vermeiden, wenn das Protokollieren des Vl nicht seinen Hauptwert verlieren soll, der darin besteht, dass das Verständnis gesichert wird und die erste Überarbeitung der Protokolle unter den Augen der Vp stattfindet. Wird aber das Protokollierte sogleich der Vp vorgelesen, so wird ein solches eventuell vorkommendes Abweichen von dem genauen Wortlaut der Aussage nicht zu einer Gefahr, sondern zu einer Sicherung der Richtigkeit des Protokolls. Es werden so bisweilen recht wichtige Missverständnisse aufgeklärt und nicht selten auch der Vp selbst feinere Eigentümlichkeiten des Erlebnisses bewusst gemacht. Das setzt aber voraus, dass die Vp zu hören bekommt, was wirklich geschrieben wird, und dass sie gegen jede Formulierung, die ihr nicht passt, auch wenn sie die Gründe davon nicht oder noch nicht übersieht, sofort Protest erhebt« (Lewin 1918b, 197–198).

2 Neubeginn der »Introspektion« als psychologische Methode

Im Fortgang der Entwicklung der Psychologie war dem von der Würzburger Schule entwickelten Verfahren der systematischen Selbstbeobachtung keine allzu lange Lebensdauer beschieden.⁴ Andere Methoden traten an ihre Stelle: in der Denkpsychologie zum Beispiel die sogenannten Lautlösungsprotokolle. Typisch dafür ist auch, wie Kurt Lewin seinen eigenen Forschungsstil mit der Entwicklung des dynamischen Begriffsapparats der Feldtheorie zu ändern begann: weg von der nachträglichen Beschreibung innerer Vorgänge hin zur Beobachtung des tatsächlichen Reagierens von Versuchspersonen in mehr oder minder komplexen Situationen. In der von seinen Schülern durchgeführten Reihe von Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie wurden die spontanen Äußerungen der Versuchspersonen zwar immer noch aufs Genaueste registriert, aber nicht mehr in Hinblick auf innere Abläufe, sondern als direkte Auswirkungen der Situation interpretiert (Hoffmann 2009, 152–153).⁵ Mit dem internationalen Siegeszug der behavioristischen Psychologie ist »Selbstbeobachtung« dann überhaupt zu einem Unwort geworden.

Eine unerwartete Neubelebung oder eigentlich Neufassung der Introspektion als wissenschaftliches Verfahren nach über einem halben Jahrhundert der »surprising doctrinal eclipse of what is most immediately present to us« (Bitbol und Petitmengin 2015, 286) ist nicht zuletzt einem Impuls Francisco Varelas (1996) zu verdanken: Die Wissenschaft dürfe bei der Beschreibung kognitiver Prozesse die Perspektive der ersten Person nicht außer Acht lassen, die weitaus reichhaltiger als jede noch so technisch sophistizierte, wiewohl immer indirekt bleibende neurowissenschaftliche Außensicht über diese Prozesse Auskunft geben kann – dies allerdings nur unter Einhaltung einiger bedeutsamer Verfahrensschritte, die aus der Phänomenologie zu beziehen wären. In einer ähnlich inklusiven Geste, wie sie in Bühlers *Krise der Psychologie* zum Ausdruck kommt, plädierte Varela dabei für eine Zusammenarbeit von Introspektion und Neurowissenschaften, insbesondere da die von Letzteren erzeugten Daten ohne die subjektiven Beschreibungen nicht sinnvoll interpretierbar wären – von daher auch die von ihm verwendete Bezeichnung »Neurophänomenologie«. Nach Varelas frühem Tod (2001) war es vor allem Claire Petitmengin, die diesen nunmehr Mikrophänomenologie genannten Ansatz methodisch weiterentwickelt (dies v. a. mit Michel Bitbol, z. B. Bitbol und Petitmengin 2015, 2016; Petitmengin und Bitbol 2009; Petitmengin 2006) und selbst überzeugende mikrophänomenologische Analysen, etwa zur meditativen Erfahrung (Petitmengin, van Beek, Bitbol, Nissou & Roepstorff, 2017) oder zur Antizipation epileptischer Episoden (Petitmengin 2010), vorgelegt hat.⁶

Im Folgenden wollen wir die mikrophänomenologische Neubestimmung der Introspektion dem Ansatz der Würzburger Schule gegenüberstellen. Es werden sich dabei einige epistemische, vor allem aber method(-olog)-ische Probleme benennen lassen,

die sich hemmend auf die Weiterentwicklung des Würzburger Vorgehens ausgewirkt haben könnten. Umgekehrt wird diese Gegenüberstellung aber auch erlauben, einige Unklarheiten des mikrophänomenologischen Ansatzes herauszuarbeiten. Freilich kann der ganze damit umrissene Problemkreis hier nicht umfassend verhandelt werden.⁷ Wir müssen uns auf den in den Eingangskapiteln gefundenen Fokus beschränken: auf das konkrete Forschungsvorgehen, wie wir es aus Versuchsprotokollen oder Publikationen rekonstruieren können.

2.1 »Introspektion« in der Mikrophänomenologie

Auf den ersten Blick scheint das mikrophänomenologische Interviewformat dem der Würzburger recht ähnlich zu sein. Wie letzteres (z. B. Watt 1904; Bühler 1907/1908; vgl. Abschnitt 5) interessiert es sich etwa für (die Chronologie der) Bewusstseinsinhalte in einem meist sehr kurzen Zeitfenster: von einem vom Versuchsleiter/Interviewer gegebenen Reizwort oder einer von ihm gestellten Frage bis zu dem Punkt, an dem die Versuchsperson zu einer Antwort gekommen ist bzw. die interviewte Person in irgendeiner Form signalisiert, dass sich eine entsprechende Vorstellung eingestellt hat. Zum Beispiel beginnt das ausführliche Interviewprotokoll, das Petitmengin in einer ihrer Schlüsselpublikationen (2006, 261–266) beilegt, folgendermaßen:

»J: I'm going to ask you, right now, to think of an elephant.
C. Silence (5 s), then nods her head, smiling.«

Methodologisch für uns interessant ist die unmittelbar darauf folgende Rahmung des weiteren Geschehens durch die Interviewerin:

»J: OK. So what we're going to do now is [...] It's as though we had a video recorder: we're going to go backwards, and then we're going to replay the sequence, and then we'll see what you did to think of this elephant. ... [S]o we're just going to rewind, and to do that I'm going to ask you to immerse yourself again in this experience.«

Metaphern des Zurückgehens sind hier im Vordergrund (»go backwards«, »replay«, »rewind«), aber der Impuls zielt nicht auf ein Erinnern, adressiert nicht eine Instanz, die aus der Gegenwart in eine – wenn auch kürzlich – erlebte Vergangenheit zurückschaut, sondern zielt letztlich auf eine Immersion, ein Wiedereintauchen (»immerse yourself«) in das Erleben selbst – eine Verschiebung mit bedeutenden methodologischen Konsequenzen. Denn die Immersion, das (Wieder-)Eintauchen in das Erleben, hat gegenüber dem Erinnern die unmittelbare Gegenwart voraus. Es ist das aktuell

Gegebene und nicht das Erinnernte, das auf Aspekte hin entfaltet werden soll, die im Augenblick gerade als noch nicht bewusst (»pre-thought«) vorhanden sind.

Des Weiteren lässt sich in diesem Protokoll ein Interviewer-Verhalten finden, dem wir bei Ach und Lewin schon begegnet sind. Hier realisiert es sich folgendermaßen:

»J: I'm often going to repeat what you say to me, which will enable me first to make sure that I have understood you correctly, and then as the information comes, it will help me to memorise. Don't hesitate to tell me if I am wrong, for that can happen, if what I repeat does not exactly correspond to what you did, to what you experienced ...«

Tatsächlich erweist sich derartige wortidentische Zurücksagen der Aussagen der interviewten Person als eines der wesentlichen strukturgebenden Momente des von Petitmengin (2006) protokollierten Interviews; es kommt nach nahezu jeder Aussage der interviewten Person zum Einsatz, zum Beispiel:

»C: Yes, there are some noises of objects moving away, of the screen opening. A little noise, a little noise that ... that tells me something is happening.

J: A little noise that tells you something is happening, that gives you information about ...

C: That gives me information ... yes, about the opening of the screen.«

Liest man genau, dann lässt sich an dieser Sequenz (deren Struktur – zuerst wortgetreues Zurücksagen, dann Anregung zu einer Fortsetzung und Differenzierung – sich in dem Interviewprotokoll ständig wiederholt) allerdings eine im Vergleich zu den Würzburgern andere Absicht erkennen: Bei der Wiederholung der Aussage durch die Interviewerin geht es nicht um eine dialogische Validierung der Aussage, nicht darum sicherzustellen, ob die Interviewerin etwas richtig verstanden hat (wie Ach und Lewin das nahegelegt haben), sondern darum, die interviewte Person in ihrem Erlebensstrom zu halten und diesen weiter anzuregen. Wenn hier die Interviewerin Cs Aussage »something is happening« wiederholt und dann mit »that gives you information about ...« fortgesetzt wird, bedeutet das nichts anderes als eine implizite Aufforderung, das Erlebte weiter zu sondieren, weitere Schichten davon zu elizitieren, es weiter »aufsteigen« zu lassen.⁸

Mittels welcher Interviewtechniken kann das gelingen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst umgekehrt fragen: Was muss dazu unterlassen werden? Zum einen muss einer spontanen Neigung der Interviewten zur Abstraktion entgegen gewirkt werden (Petitmengin und Bitbol 2009, 385): »When persons try to describe a given experiential process (whether it is cognitive, emotional or perceptual), they start spontaneously by describing what they believe they do, what they imagine they do.« Derartige Beschreibungen – vorschnelle Eigenelaborationen und bewertende oder

begründende Kommentare – müssen »eingeklammert« werden, um der Erfahrung selbst Raum zu geben. Die phänomenologische Inspiration ist hier deutlich; Varela (1996, 338) spricht ganz explizit von »phenomenological reduction« und von »bracketing«. Mit anderen Worten: Das Ich, das über sein Denken, seine Affektionen, seine Wahrnehmungen so gut Bescheid zu wissen glaubt, und all sein Meinen, Beschreiben, Abstrahieren, Bewerten und Argumentieren soll außen vor bleiben. Es geht um das, was wir erleben, und nicht darum, was wir denken, dass wir erleben oder erleben sollten. Die phänomenologische Reduktion, so Varela,

»cuts short our quick and fast elaborations and beliefs, in particular locating and putting in abeyance what we think we should find, or some expected description. Thus PhR [phenomenological reduction] is not a seeing inside, but a tolerance concerning the suspension of conclusions that allows a new aspect or insight into the phenomenon to unfold« (Varela 1996, 338–339).

Freilich scheinen sich auch Bühler und Lewin dieser Problematik wenigstens im Ansatz bewusst gewesen zu sein: Bühler warnt, wie wir gesehen haben, vor »Kunstausrücken« und Lewin lässt ein »Ich bin enttäuscht«, weil es zu sehr von der konkreten Erfahrung abstrahiert, als Protokollsatz nicht zu. Bühlers Fragen hingegen – »Ist es richtig, dass ...?«, »Verstehen Sie, was der Aphorismus sagen will?« – sprechen eine andere Sprache: Sie adressieren geradezu die alltägliche, die Common Sense-Vernunft, das kommunikativ-generalisierte Wissen, das Schulwissen über Eucken und Aphorismen, jenes Denken also, das gelernt hat, aus der Distanz mit reifizierten Objekten zu jonglieren, die gerade nicht in den lebendigen eigenen Erfahrungsstrom eingebettet sind.⁹

2.2 Zum Erleben selbst

Halten wir also fest: Mikrophänomenologen wollen mit ihren Fragen eine Art Erlebnistrance induzieren, in der nicht auf Erlebtes zurückgeschaut, sondern in der das Erleben in Präsenz gehalten und aus der epistemischen Autorität dieses aktuellen Erlebens gesprochen wird. Sie wollen, um das in einer phänomenologischen Wendung zu sagen, zum Erleben selbst – und sich nicht mit der Erinnerung an das Erlebte begnügen.

Daraus ergeben sich sehr spezifische Anforderungen an die Interviewenden. Diese müssen, wie dargestellt, zunächst dafür sorgen, dass die Interviewten nicht in ein allgemeines Beschreiben bzw. Abstrahieren verfallen und sich stattdessen auf das je einmalige Erleben im Hier und Jetzt fokussieren, das durch die Frage des Interviewers ausgelöst

wurde. Konkret bedeutet das, das Interview immer wieder und diesbezüglich durchaus bestimmt (von daher prima facie nicht unbedingt immer liebevoll) von Abstraktionen jeglicher Art weg und auf ein konkretes Erlebnis zurückzubringen, das sich zeitlich genau lokalisieren lässt. Denn selbst wenn dieses Erleben gerade passiert ist (wie in dem oben zitierten »elephant«-Beispiel), braucht es doch die Interviewerin, um es wieder und wieder zu evozieren und damit so weit zu stabilisieren¹⁰, dass eine mikrophänomenologische Ausdifferenzierung möglich wird.

Auf dieser Basis dienen dann »leere«, d. h. ohne propositionalen Gehalt auskommende Fragen des Interviewers dazu, die Aufmerksamkeit des Interviewten immer wieder von unterschiedlichen Impulsen ausgehend auf das Erleben zu lenken, damit dieses von verschiedenen »Richtungen« her wieder und wieder ausgedehnt oder ausgedehnt wird, um letztlich dadurch in immer feinerer struktureller und temporärer – synchroner wie diachroner – Granularität sichtbar zu werden (Vermersch 2003 [1994], insbesondere Kapitel 5; Pettimengin 2006, 244–246). Ein Beispiel aus Pettimengin und Bitbol (2009, 376) soll das verdeutlichen. Die Interviewten werden zunächst gebeten, sich einen Wasserfall in den Bergen vorzustellen. Sobald sich dazu eine Vorstellung stabilisiert hat, kann etwa folgendermaßen weitergefragt werden:

»Did this waterfall appear in color or in black and white? Was this image clear or fuzzy? Was it stable or fleeting? Was it an imaginary waterfall, or a waterfall that you had seen before? Was the visual scene accompanied by sounds? By smells? By bodily sensations? Did you see this image as if it was a photograph or a film? Or were you >inside the scene<, in the location of the waterfall.«

Weitere Fragen dienen dazu, die Aufmerksamkeit vom Inhalt auf die – in aller Regel prä-reflexive-diachronische – Struktur bzw. Dynamik zu lenken, mit der sich das Erleben eingestellt hat:

»[W]as the image or scene preceded by other candidate images? Did the final image appear at once, complete, or was it progressively constituted? Which sensorial dimension appeared first, the visual, the tactile, the auditory, the olfactory, (or maybe the gustatory)? From the instant where I asked you to imagine a waterfall, did you say anything to yourself? Did you feel anything particular? When precisely did you know that you were >imagining a mountain waterfall<?«

Gerade letztere Fragen belegen, dass hier nicht vorrangig interessiert, *was* erfahren bzw. gedacht wird, sondern *wie* dieses Erleben zustande kommt, *wie* das innere Bild sich einstellt. Nicht im manifest Inhaltlichen, im *Was*, sondern im *Wie* dokumentiert sich, woran die Erfahrung sich ausrichtet, von woher und wohin sie sich orientiert.

2.3 Protokollieren

Wir dürfen an dieser Stelle die Technikgeschichte qualitativer Methoden nicht außer Acht lassen, das heißt die Verschiebung der Interviewsituation, wie sie sich durch das jeweilige Aufzeichnungsmedium ergibt. »Das Medium ist die Methode« – so hat Schäffer (2021) diesen Gedanken kürzlich in Anlehnung an McLuhan auf den Punkt gebracht. Die zeitgenössischen Mikrophänomenologen sind im Unterschied zu ihren Würzburger Vorfahren durch die Aufzeichnungsgeräte von der Aufgabe des unmittelbaren Protokollierens entlastet. Transkription, Interpretation und Validierung sind vom Interview entkoppelt. Erst diese Entlastung gibt den Interviewenden forschungspraktisch die Freiheit, in eine Art von gemeinsamer Elizitations-Trance einzutreten.

Aus der Schilderung des mikrophänomenologischen Interviewens sollte des Weiteren deutlich geworden sein, dass sich dieses – und das gilt für beide Seiten: den Interviewer wie den Interviewten – sehr stark von der Alltagskommunikation unterscheidet. Abgesehen von der Suspension alltäglicher Reziprozitätsregeln, wie sie auch aus anderen Interviewformen geläufig sind, muss die interviewte Person darüber hinaus auch bereit sein, alles Argumentieren und Abstrahieren sein und sich immer wieder an den Ausgangspunkt des Erlebens zurückführen zu lassen. Sie muss eine asymmetrische, von Routinen des alltäglichen Sprechens hochgradig abweichende Interaktion tolerieren und bereit sein, das auf der eigenen Bewusstseinsleinwand Erscheinende ohne Bewertungen, Berichtigungen, Eigentheorien, Elaborationen, Meinungen, Mutmaßungen – kurzum: ohne das Halbwissen des Alltags an das eigene Erleben anzulegen – zu berichten. Pointiert gesagt: Sie muss das eigene Erleben ungeschützt ausliefern. Der Interviewer andererseits muss über eine Art kommunikativer Trancetechnik verfügen, über ein Erickson'sches Sprechen¹¹ – mit Inhaltsleere und Vagheit als wichtigsten Kompetenzen.

3 Schluss

Für einen abschließenden kontrastierenden Vergleich der hier skizzierten Ansätze wollen wir uns noch einmal das Problem vergegenwärtigen, das in beiden Ansätzen – und in beiden nur implizit – angesprochen wird. Es handelt sich dabei um ein, wenn nicht *das* methodologische Grundproblem der Psychologie als Wissenschaft überhaupt: um die Frage, was eigentlich ihre Daten sind und wofür diese Daten stehen.

Die Daten, die hier interessieren, werden gemeinhin als »introspektiv« bezeichnet.¹² Jemand erzählt über etwas, das nur ihm selbst zugänglich ist. Wir haben es also nicht mit Erfahrungen oder Erlebnissen zu tun, sondern mit Selbstberichten, mit sprachlichen Beschreibungen, die jemand für sein Erleben findet und mittels derer er

oder sie Bedeutung generiert, in den Bereich der Bedeutung eintritt. Wofür wir uns hier interessieren, ist, wie dieser Bericht zustande kommt. Wir setzen voraus, dass es für das Sprechen über das eigene Erleben keine »natürliche«, »richtige«, »authentische« Sprache gibt. Es gibt also viele verschiedene Logiken des Zur-Sprache-Bringens; verschiedene »Sprachspiele«, die je für sich einer bestimmten »Logik«, das heißt bestimmten Regeln folgen. Wir heben hervor, dass »Regel« für Wittgenstein ein Beobachtungsbegriff ist: Eine Regel ist etwas, was sich in ihrer Anwendung erweist. Wir behandeln das Vorgehen der Würzburger Schule und der Mikrophänomenologie also als regelgeleitete Sprachspiele, in denen »innere«, das heißt in der Perspektive der ersten Person gegebene psychische Abläufe in einem Dialog zur Sprache gebracht werden sollen – in einem Dialog, in dem dieser Eintritt in den Bereich der Bedeutungen sich in einer, wie wir glauben, je spezifischen und exakt beschreibbaren Art und Weise vollzieht. Man kann also sagen: Innere Erfahrung wird in einer der Versuchsperson und dem Versuchsleiter gemeinsamen Sprache artikuliert, sie wird »objektiviert«, intersubjektiv zugänglich und damit »wissenschaftsfähig«.

Dass Ach, Bühler, Lewin und mit ihnen die ganze ältere Psychologie dem Problem des Zur-Sprache-Bringens – wenn überhaupt – nur am Rande Beachtung schenken, ist für das, worauf es uns hier ankommt, bezeichnend. Ungebrochen spiegelt sich darin die soziale Position des Universitätsprofessors im Raum der Macht. Auf Bühlers Denkpsychologie bezogen: In der Art und Weise, wie der gebildete Bürger sich Probleme stellt und diese Probleme löst, manifestiert sich das Denken an sich; das regelgeleitete Sprechen des Wissenschaftlers darüber behauptet die Logik der eigenen Sprache als zwingend, als die einzig mögliche Form, über dieses Denken verbindlich zu sprechen. Diese soziale Konstruktion bleibt unbemerkt, weil im Labor der Denkpsychologie die Wissenschaftler, die Denkpsychologen, unter sich sind.¹³ Wechselseitig sind sie einander Versuchsleiter und Versuchsperson. Damit ist eines der zentralen Probleme sozialwissenschaftlicher Forschung – wie ist damit umzugehen, wenn (was ja zumeist der Fall ist) Versuchsleiter/Interviewer und Versuchsperson/Interviewter einander fremd sind, das heißt nicht derselben »Lebensform«, »Kultur« oder »Klasse« angehören? – »gelöst«. Problematisch wird dann allerdings die Verallgemeinerung: nicht Denken an sich, sondern »indigenes« Denken – das, was deutschen Bildungsbürgern in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts als Denken gilt – wird untersucht. Man kann den Würzburgern aber umgekehrt zugutehalten, dass sie ihr Elitebewusstsein recht ungeschminkt zur Schau stellen. Information zur sozialen Position der Interviewten sucht man in der Mikrophänomenologie zumeist vergebens. In den mikrophänomenologischen Texten findet sich wenig davon, dass das Sprechen über sich »historisch«, »gesellschaftlich«, »kulturell« bestimmt sein könnte. Auch hier also derselbe Kritikpunkt: Der Forscher hält seine privilegierte Position offenbar für so selbstverständlich, dass ihm die kraft dieser sozialen Positionen eigene Sprache gleichsam als »von Natur

gegeben« erscheint. Es ist derselbe Zug zur Naturalisierung, wie wir ihn auch in Husserls Grundlegung der Phänomenologie finden.

Was lässt sich nun an Unterschieden zwischen den beiden Ansätzen festhalten? Dem Vorgehen der Würzburger Schule liegt, so könnte man sagen, ein letztlich aus der Fremdbeobachtung abgeleitetes Modell der »Selbstbeobachtung« zugrunde. Die Person des Beobachters ist gleichsam aufgespalten: in einen beobachtenden und einen zu beobachtenden Teil. Der zu beobachtende Teil – ein perseverierendes Erlebnis – steht dem beobachtenden Teil im Grunde in derselben Weise zur Verfügung wie sonst irgendein zu beobachtendes prozesshaft ablaufendes Ereignis in der Außenwelt. Nicht umsonst stellt Bühler eine Analogie her zu einem Biologen, »der einen Prozess beobachtet, vielleicht mit einigen Beobachtungsschwierigkeiten etwa unter dem Mikroskop« (Bühler 1907/1908, 132). Liegt hier vielleicht derselbe Fehler vor, auf den Lewin in Bezug auf die Sinnespsychologie hingewiesen hat: dass sich nämlich in den Denkvorgängen bloß die Struktur der Aufgabe abbildet ähnlich wie der gegenständliche Inhalt in der gesehenen Form im sinnespsychologischen Experiment? Die von Bühler registrierten Denkvorgänge sind unanschaulich, weil sie auf unanschauliche Aufgaben gerichtet sind. Dann wären die »Selbstbeobachtungen« der Würzburger Schule also Selbstbeobachtungen unter Anführungszeichen. Experimente, die im Eigentlichen etwas über das Lösen von so oder so konstruierten Denksportaufgaben aussagen, wenig aber über jene komplexen inneren Vorgänge, die wir im Alltag, in unserer Alltagssprache, völlig undifferenziert als »Denken« qualifizieren.

Ganz anders der Zugang der Mikrophenomenologie: Sie geht eben nicht davon aus, dass man einen einmal abgelaufenen Vorgang für zumindest kurze Zeit irgendwie fixieren kann oder fixieren soll. Der Vorgang wird von außen – durch die Aufforderungen des Interviewers – immer wieder aufs Neue angefacht, in Bewegung gehalten – und dabei angereichert, weiter und weiter expliziert. Der Interviewer fungiert als sokratischer Geburtshelfer: Zur Welt gebracht soll die ganze Vielgestaltigkeit, die ganze Komplexität eines einfachen psychischen Aktes werden; das heißt vor allem auch jene prä-reflexiven Anteile, die vom Interviewten beim Eintritt seines Erlebens unbemerkt, in diesem deskriptiven Sinne für ihn »unbewusst« geblieben sind. Um das zu erreichen, klammern die Mikrophenomenologen die alltagsübliche Art zu reden ein und versuchen alles aus dem Weg zu räumen, was die Transformation des Erlebens in die Sprache in alltagsüblicher Weise formatieren könnte; in diesem Nicht-Akzeptieren der Alltagssprache liegt, so wie in der Psychoanalyse auch, das Produktive.

In der Mikrophenomenologie verschiebt sich also der epistemische Montagepunkt weg von der Logik des erkennenden Erreichens eines feststehenden, einmal stattgefundenen Erlebens hin zu einer Forschungslogik der dialogischen Entfaltung eines vor dieser Entfaltung noch verborgenen Erlebens.¹⁴ Mit anderen Worten: Eine prä-reflexive Erlebensmatrix wird unter starker Beihilfe einer interviewenden Person in Sprache

hinein entfaltet, Resultat ist eine Beschreibung, die vor diesem forschersichen Zugriff nie bewusst war und ohne diesen auch nie im Bewusstsein aufgetaucht wäre.¹⁵

Vor diesem Hintergrund verliert die für die Würzburger Schule so essenzielle Frage, »ob die von der Versuchsperson benützte sprachliche Bezeichnung wirklich den adäquaten Ausdruck des zugehörigen geistigen Inhalts darstellt«, an Bedeutung. Zu fragen ist nun, wie das Erleben in seiner Entfaltung sich zu einer »Erfahrung« gestaltet. Denn was ist das fortwährende In-Sprache-Fassen anderes als – die Formung von Erlebnissen?

Am Schluss sei das bislang Gesagte noch philosophiegeschichtlich zu verankern versucht. Mit einigem Recht lässt sich zumindest für Bühler sagen, dass er seine frühe Denkpsychologie als Versuch verstanden hat, Phänomenologie in empirische Forschung umzusetzen. Wir wissen nicht, ob Husserl diesen Ansatz zur Kenntnis gekommen ist. Sicher ist freilich, dass Husserl diesen Anspruch mit Entschiedenheit zurückgewiesen hätte. In einem Brief an Karl Bühler vom 28. Juni 1927¹⁶, in dem er sich für die Zusage eines Exemplars der *Krise der Psychologie* bedankt, unterstreicht Husserl jedenfalls seinen Standpunkt, dass jede empirische Psychologie eine in der transzendentalen Phänomenologie gegründete apriorische Psychologie zur notwendigen Voraussetzung habe – und zwar in einem ganz ähnlichen Sinn, wie »die Erfahrungswissenschaft von der Natur« zum Beispiel eine »reine Geometrie« voraussetzt. Eine empirische Psychologie, wie sie Bühlers denkpsychologische Untersuchungen darstellen, kann nicht die Bedingung der Ermöglichung ihrer selbst sein.

Die damit postulierte und infolge des Psychologismusstreits dann tatsächlich auch erfolgte Trennung von Philosophie und Psychologie hat, wie die Geschichte zeigt, beiden Fächern in inhaltlicher Hinsicht letztlich geschadet. Die Psychologie hat mit dem Bezug zur Philosophie nur allzu deutlich an theoretischem Potenzial verloren, die Philosophie durch ihren selbstverordneten Rückzug aus der empirischen Forschung gelegentlich den Bezug zum wirklichen Leben (vgl. Benetka 2021b). Die Mikrophenomenologie (und mit ihr all die in unserem Essay angerissenen Fragen und Bedenken) könnte man in diesem Kontext als Versuch ansehen, Philosophie und empirische Forschung einander wieder anzunähern. Freilich ist die gesamte Tradition der Phänomenologie auf Erfahrung gestützt: aber eben bloß auf die Erfahrung derer, die – ein einsames Geschäft – als Philosophen Phänomenologie betreiben. Die Öffnung hin zu empirischen Untersuchungen bedeutet zum Beispiel die Möglichkeit, Homologien aus den Beschreibungen mehrerer Personen zu destillieren bzw. eigene Erfahrungen an den Selbstberichten anderer abzugleichen. Und sie ermöglicht auch, sich von der Frage irritieren zu lassen, woher eigentlich die Worte kommen, mit der wir »innere Erfahrung« in der Wissenschaft, aber auch im alltäglichen Leben zu beschreiben gewohnt sind.

Was ist aber nun in methodologischer Hinsicht aus der Gegenüberstellung von Würzburger Schule und Mikrophenomenologie zu gewinnen? Zunächst glauben wir,

dass der Begriff der Introspektion einseitig und daher im Grunde für beide Verfahrenswesen unpassend ist. »Einseitig«, weil damit die Unterscheidung zwischen Erleben und Erlebnisbericht verwischt wird. Erleben wird in beiden Ansätzen wissenschaftsfähig, indem es artikuliert wird. Diese Artikulation, das heißt der Erlebnisbericht, ist der wissenschaftliche Gegenstand – ein Umstand, von dem der Begriff »Introspektion« ablenkt, insofern er auf das Erleben selbst referiert.

Beiden Ansätzen gemeinsam ist, dass diese Artikulation sich einem Dialog verdankt: In der Interaktion zwischen Versuchsleiter und Versuchsperson wird das Erleben der Versuchsperson zur Sprache gebracht.

Allerdings geht es bei beiden Ansätzen wohl doch um Verschiedenes. In Bezug auf die Würzburger Schule scheint uns Achs Begriff der Perseveranztendenz als unpassend: In Bühlers Experimenten zur Denkpsychologie wird nicht »nachhallendes« aktuelles Erleben beschrieben, sondern die Erinnerung an vergangenes Erleben.¹⁷ Für die Methodologie der Psychologie ist interessant, dass sich das Zustandekommen der Erlebnisprotokolle als Prozess der Aushandlung von Bedeutungen zeigt. Was niedergeschrieben wird, sind gemeinsam in der Situation als deskriptiv richtig befundene Worte. Die Versuchsperson ist also in die Auslegung ihrer Erzählung miteinbezogen.

Anders als in der Würzburger Schule scheint in der Mikrophänomenologie der Anspruch auf die Untersuchung *aktuellen* Erlebens glaubhafter vertreten zu sein. Aber auch hier zählt es sich aus, genau zu sein: Was im Eigentlichen thematisiert wird, ist nicht das Erleben selbst, sondern der Umstand, dass und wie die Artikulation des Erlebens daran anschließendes aktuelles Erleben zu modifizieren und in weiteren, durch den Versuchsleiter initiierten Reartikulationen »anzureichern«, das heißt begrifflich zu elaborieren vermag. Wovon beide Ansätze stillschweigend ausgehen: dass es nämlich eine eindeutige Beziehung zwischen Erleben und Sprechen über das Erleben gibt, ist empirisch unhaltbar. Das zu bedenken, scheint uns wichtig zu sein für künftige Analysen dialogischer Methodologie: Wie die Sozialwissenschaften insgesamt so tendiert gerade auch die Phänomenologie stillschweigend dazu, die in einer gegebenen Sprachgemeinschaft bestehende Heteroglossie in letztlich klassenspezifisch bestimmte Monoglossie aufzulösen.

Anmerkungen

- 1 An der Fakultät für Psychologie der Sigmund Freud PrivatUniversität leitet Natalie Rodax einen Forschungsschwerpunkt zu diesem Thema (vgl. Rodax und Benetka 2021).
- 2 »Erlebnis« wird hier mit Kälpe im Sinne einer für die Psychologie relevanten Erfahrungstatsache verstanden; Bühler verwendet in seinen Schriften den Begriff des Handelns eigentlich als eine biologische Kategorie: als ein orientiertes Verhalten (vgl. dazu Friedrich 2018).
- 3 Zu dieser Vorgeschichte vgl. z. B. Nalepka (2006). Eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung der zeitgenössischen Debatten der Rolle der Introspektion im Kontext der experi-

- mentellen Psychologie kann hier nicht geleistet werden. Wir gehen im Folgenden von Wundt aus, weil die Würzburger Schule in der Begründung ihrer methodischen Innovation letztlich auf die Leipziger Reaktionszeitversuche bezogen bleibt (vgl. dazu Ziche 1999).
- 4 Über das komplexe Zusammenspiel von biografischen, historischen und methodologischen Gründen für dieses rasche Verblenden des Würzburger Ansatzes geben Hackert und Weger (2018) Auskunft (vgl. auch Danziger 1980). Bühlers Vertreibung aus Wien (vgl. Benetka und Slunecko 2015) hat dabei mit eine Rolle gespielt.
 - 5 Verbindungen zu Karl Dunckers Methode des »lauten Denkens« (Duncker 1935) sind hier offensichtlich. Eine eingehende Analyse des Verhältnisses von Selbstbeobachtungs- und Lautlösungsprotokollen kann hier aber nicht geleistet werden.
 - 6 Ein Einblick in die Forschungsaktivitäten der Gruppe lässt sich auf deren Website www.microphenomenology.com gewinnen.
 - 7 Die Mikrophänomenologie ist nicht die erste Form nach-würzburger erstpersionaler Forschung. Zu erwähnen ist insbesondere verwandte Forschung aus Pittsburgh (Giorgi 2009) und Kopenhagen (Overgaard und Sørensen 2004; Ramsøy und Overgaard 2004). Auch in Deutschland gibt es eine aktive »neo-introspektionistische« Gruppe um Weger und Wagemann (2015, 2021; Weger et al. 2018a und 2018b). Eine diese Ansätze mit umfassende Zusammenschau der hier erörterten methodologischen Probleme (insbesondere des Problems der Verbalisierung) bleibt ein Desiderat, das im Rahmen dieses Textes nicht einzuholen war.
 - 8 Das mikrophänomenologische Interview wird daher auch als *explicitation interview* (z. B. Marel 2009) oder *elicitation interview* bezeichnet (Vermersch 1994).
 - 9 Die zeitgleich mit Lewin und Bühler agierende Gruppe um Titchener war diesbezüglich der mikrophänomenologischen Position näher. Ein Mitglied dieser Gruppe, English, formuliert 1920 etwa folgende Desiderate: »Pondering on the ›how‹ rather than the ›why‹ [...]. Include interpretation sparingly and always label it carefully as such [...]. Avoid ›putative recollection‹ [confine yourself strictly to what in fact you introspected and avoid any inference to what you think you should have introspected] [...]. Careful refocus [...] attention on the plane of experience [...]; confine your report to your consciousness, to your experiences« (Bitbol und Petitmengin 2015, 289).
 - 10 Man kann hier nachgerade von einer Co-Regulation zwischen Interviewerin und Interviewer sprechen, die dazu dient, dass die interviewte Person nicht in ein abstrahierendes, bewertendes oder sonst wie von der Erfahrung abgehobenes Sprechen zurückfällt, sondern bei der einen und einzigen, eben der fokussierten Episode bleibt.
 - 11 Gemeint ist Milton Erickson, der Begründer der Hypnotherapie, der diese Art von Frage»technik« in extremis kultiviert hat.
 - 12 Wir sehen hier von Verhaltensdaten ab, zu denen wir in diesem Text nicht Stellung nehmen.
 - 13 Bühler hat in seiner Habilitationsschrift gerade »die Kompetenz und Qualifikation von Fachkollegen«, die er interviewt hat – »Herrn Professor Külpe und Herrn Privatdozenten (jetzt Professor) Ernst Dürr« (Bühler 1907/1908, 131) –, als Qualitätsgarantie seines Experimentierens ausgewiesen. Damit bewegt er sich in der Tradition des im Wundt'schen Labor kultivierten (dort noch auf die äußere Wahrnehmung bezogenen) Experimentierens, bei dem nicht ungeschulte Laien, sondern erfahrene und in das Experiment eingedachte Fachkollegen einander als Versuchsleiter und Versuchsperson zur Verfügung standen.
 - 14 Es geht also nicht darum, ein Erleben möglichst getreu zu erinnern, nicht um ein Perseverieren eines Erlebens, sondern um ein »re-enactment« (Petitmengin 2006), d. h. um ein Wiedereintreten in das Erleben und um ein Sprechen aus diesem Wiedereintritt, d. h. aus einem wieder gegenwärtigen Erleben. Es handelt sich insofern um einen enaktiven Ansatz, der Wissen aus aktuellem Beteiligtsein schöpft.

- 15 Entfaltung ist hier ein mit Bedacht gewählter Begriff, der Abstand hält von jenem der Entdeckung (der ein Präexistierendes zu Entdeckendes voraussetzt) und dem der Erfindung (der die präexistierende prä-reflexive Erfahrung verwirft und die Freiheitsgrade des Subjekts überschätzt); Abstand aber auch hält vom Begriff der Perseveration, weil dieser klassischerweise auf ein originales Erleben verweist, das dann – etwa auch per Interview – möglichst lange aufrechterhalten werden soll; das neophänomenologisch-mikroexplikative Vorgehen setzt hingegen darauf, dass sich das Erleben im Interview – dies auch mehrfach und selbst mit einem gewissen zeitlichen Abstand zum »Original«, der nicht durch Perseveration überbrückt ist – re-aktualisiert, d. h. sich jeweils von Neuem aus einem noch unerlebten »Urgrund« (»pre-thought«) entfaltet und dabei auch in einer Weise differenziert, die das »Original« übersteigt.
- 16 Brief von Edmund Husserl an Karl Bühler, Freiburg, 28. Juni 1927, in: Karl Bühler Nachlass, Forschungsstelle und Dokumentationszentrum für Österreichische Philosophie, Alexius Meinong-Institut, Universität Graz, Ko.1–4.a1.
- 17 Retrospektion im Sinne von Brentano (1874).

Literatur

- Ach, Narziss. 1999 [1905]. »Über die Willenstätigkeit und das Denken«. In *Introspektion. Texte zur Selbstwahrnehmung des Ichs*, hrsg. v. Paul Ziche, 98–156. Wien: Springer.
- Benetka, Gerhard. 2021a. »The hidden presence. Einige Bemerkungen zur Tradition des Reaktionszeitversuchs in der Psychologie«. *Psychologie & Gesellschaftskritik* 45 (1): 7–27.
- Benetka, Gerhard. 2021b. »Handwerker, aber nicht gerade ... Handwerker der nützlichsten Gattung«. Zur Trennungsgeschichte von Philosophie und Psychologie«. In *Historische Entwicklung und aktuelle Perspektiven des Verhältnisses von Philosophie und Psychologie*, hrsg. v. Hans Werbik, Uwe Wolfradt, Andrea Lailach-Hennrich und Lars Allolio-Näcke, 23–40. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Benetka, Gerhard und Thomas Slunecko. 2015. »Desorientierung und Reorientierung. Zum Werden des Faches Psychologie in Wien.« In *Reflexive Innensichten aus der Universität. Disziplingeschichten zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik*, hrsg. v. Karl Anton Fröschl, Gerd B. Müller, Thomas Olechowski und Brigitta Schmidt-Lauber, 267–79. Göttingen: V & R unipress, Vienna University Press.
- Bitbol, Michel und Claire Petitmengin. 2015. »The science of mind as it could have been: About the contingency of the (quasi-)disappearance of introspection in psychology«. In *Science as it could have been*, hrsg. v. Léna Soler, Emiliano Trizio und Andrew Pickering, 285–316. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press.
- Bitbol, Michel und Claire Petitmengin. 2016. »On the possibility and reality of introspection«. *Mind and Matter* 14 (1): 51–75.
- Brentano, Franz. 1874. *Psychologie vom empirischen Standpunkte*. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Bühler, Karl (1907/1908). Tatsachen und Probleme einer Psychologie der Denkvorgänge. In ders. *Sprache und Denken*, hrsg. v. Achim Eschbach, 116–307. Köln: Halem.
- Bühler, Karl. 1927. *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Burkart, Thomas, Gerhard Kleining und Harald Witt. 2010. *Dialogische Introspektion. Ein gruppengestütztes Verfahren zur Erforschung des Erlebens*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Danziger, Kurt. 1980. »The history of introspection reconsidered«. *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 16: 241–262. [https://doi.org/10.1002/1520-6696\(198007\)16:3<241::AIDJHBS2300160306>3.0.CO;2-O](https://doi.org/10.1002/1520-6696(198007)16:3<241::AIDJHBS2300160306>3.0.CO;2-O).
- Duncker, Karl. 1935. *Zur Psychologie des produktiven Denkens*. Berlin: Springer.

- Friedrich, Janette. 2018. »Bühlers neues Programm der Lebenspsychologie«. In *Karl Bühlers Krise der Psychologie. Positionen, Bezüge und Kontroversen im Wien der 1920er/30er Jahre*, hrsg. v. Janette Friedrich, 137–63. Wien: Springer.
- Giorgi, Amedeo. 2009. *The descriptive phenomenological method in psychology: A modified Husserlian approach*. Pittsburgh, PA: Duquesne University Press.
- Hackert, Benedikt und Ulrich Weger. 2018. »Introspection and the Würzburg School. Implications for Experimental Psychology Today«. *European Psychologist* 23 (3): 217–32.
- Hoffmann, Christoph. 2009. »Gebilde des Protokollierens: Schreibverfahren in Kurt Lewins Psychologie der Selbstbeobachtung«. In *Kulturgeschichte des Menschenversuchs im 20. Jahrhundert*, hrsg. v. Birgit Griesbeck, Marcus Krause, Nicolas Pethes und Katja Sabisch, 129–55. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lewin, Kurt. 1918a. »Psychologische und sinnespsychologische Begriffsbildung«. In ders. 1981. *Werkausgabe. Bd. 1: Wissenschaftstheorie I*, 127–51. Bern: Huber.
- Lewin, Kurt. 1918b. »Die Erziehung der Versuchsperson zur richtigen Selbstbeobachtung und die Kontrolle psychologischer Beschreibungen«. In ders. 1981. *Werkausgabe. Bd. 1: Wissenschaftstheorie I*, 153–211. Bern: Huber.
- Maturana, Humberto und Francisco Varela. 1987. *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. Bern, München & Wien: Scherz-Verlag.
- Maurel, Maryse. 2009. »The explicitation interview: Examples and applications«. *Journal of Consciousness Studies* 16 (10–12): 58–89.
- Müller, Georg Elias und Alfons Pilzecker. 1900. *Experimentelle Beiträge zur Lehre vom Gedächtnis*. Leipzig: Barth.
- Nalepka, Sandra. 2006. *Von den ersten Anfängen einer empirischen Psychologie: Bürgerliche Selbstbeobachtung im 18. Jahrhundert in Karl Philipp Moritz' Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*. Diplomarbeit, Universität Wien.
- Overgaard, Morten und Thomas Alrik Sørensen. 2004. »Introspection as a process distinct from first order experiences«. *Journal of Consciousness Studies* 11 (7–8): 77–95.
- Petitmengin, Claire. 2006. »Describing one's subjective experience in the second person: An interview method for the science of consciousness«. *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 5: 229–69. <https://doi.org/10.1007/s11097-006-9022-2>.
- Petitmengin, Claire. 2010. »A neuro-phenomenological study of epileptic seizure anticipation«. In *Handbook of Phenomenology and Cognitive Sciences*, hrsg. v. Daniel Schmicking und Shaun Gallagher, 471–99. Berlin, Heidelberg & New York: Springer.
- Petitmengin, Claire und Michel Bitbol. 2009. »The validity of first-person descriptions as authenticity and coherence«. *Journal of Consciousness Studies* 16 (10–12): 363–404.
- Petitmengin, Claire, Michel Bitbol, Jean-Michel Nissou, Bernard Pachoud, Hélène Curallucci, Michel Cermolacce und Jean Vion-Dury. 2009. »Listening from within«. *Journal of Consciousness Studies* 16 (10–12): 252–84.
- Petitmengin Claire, Martijn van Beek, Michel Bitbol, Jean-Michel Nissou und Andreas Roepstorff. 2017. »What is it like to meditate? Methods and issues for a micro-phenomenological description of meditative experience«. *Journal of Consciousness Studies* 24 (5–6): 170–198.
- Rams oy, Thomas Zo ega und Morten Overgaard. 2004. »Introspection and subliminal perception«. *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 3 (1): 1–23.
- Rodax, Natalie und Gerhard Benetka. 2021. »Debating experimental psychology's frontiers. Re-discovering Wilhelm Wundt's contribution to contemporary psychological research«. *Human Arenas* 4 (1): 48–63. <https://doi.org/10.1007/s42087-020-00173-z>.
- Schäffer, Burkhard. 2021. *Das Medium ist die Methode. Zur Technikgeschichte qualitativer Methoden*. Eröffnungsvortrag Magdeburger Methodenwerkstatt (05.02.2021).

- Varela, Francisco. 1996. Neurophenomenology. A methodological remedy for the hard problem. *Journal of Consciousness Studies* 3 (4): 330–49.
- Vermersch, Pierre. 2003 [1994]. *L'entretien d'explicitation*. Paris: Éditions ESF.
- Watt, Henry Jackson. 1904. *Experimentelle Beiträge zu einer Theorie des Denkens*. Leipzig: Engelmann.
- Weger, Ulrich und Johannes Wagemann. 2015. »The challenges and opportunities of first-person inquiry in experimental psychology«. *New Ideas in Psychology* 36: 38–49. <https://doi.org/10.1016/j.newideapsych.2014.09.001>.
- Weger, Ulrich und Johannes Wagemann. 2021. »First-person science of consciousness. Theories, methods, applications«. *New Ideas in Psychology* 60 (im Druck).
- Weger, Ulrich, Johannes Wagemann und Andreas Meyer. 2018a. »Introspection in Psychology: Its contribution to theory and method in memory research«. *European Psychologist* 23: 206–16. <https://doi.org/10.1027/1016-9040/a000296>.
- Weger, Ulrich, Johannes Wagemann und Andreas Meyer. 2018b. »Researching mind wandering from a first-person perspective«. *Applied Cognitive Psychology* 32 (3): 1–9. <https://doi.org/10.1002/acp.3406>.
- Wundt, Wilhelm. 1888. »Selbstbeobachtung und innere Wahrnehmung«. *Philosophische Studien* 4: 292–309.
- Wundt, Wilhelm. 1896. *Grundriss der Psychologie*. Leipzig: Engelmann.
- Ziche, Paul. 1999. *Introspektion. Texte zur Selbstwahrnehmung des Ichs*. Wien: Springer.

Die Autoren

Gerhard Benetka, Univ.-Prof. Dr., ist Dekan der Fakultät für Psychologie der Sigmund Freud PrivatUniversität Wien und Vorsitzender des Akademischen Senats ebendort. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Geschichte der Psychologie und der Kulturpsychologie.

Kontakt: Prof. Dr. Gerhard Benetka, Sigmund Freud PrivatUniversität Wien, Campus Prater, Freudplatz 1, 1020 Wien, Österreich, E-Mail: gerhard.benetka@sfu.ac.at

Thomas Slunecko, ao. Univ.-Prof. Dr., lehrt und forscht an der Abteilung für Kognition, Emotion und Methoden der Fakultät für Psychologie der Universität Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich Kulturpsychologie, qualitative Methoden und Psychotherapie.

Kontakt: Prof. Dr. Thomas Slunecko, Fakultät für Psychologie der Universität Wien, Liebiggasse 5, 1010 Wien, Österreich, E-Mail: thomas.slunecko@univie.ac.at

»Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte«¹

Das Ringen um Karl Böhlers Theorie der Farbenkonstanz

Stefan Volke

Journal für Psychologie, 29(2), 41–57

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2-41>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Karl Böhlers Arbeiten auf dem Gebiet der Farbwahrnehmung spielen in der heutigen Rezeption seines Werkes nur eine untergeordnete Rolle. In diesem Beitrag werden Gründe für diese Situation erörtert. Anhand der lebhaften Kontroverse zwischen Bühler und Böhlers Mitarbeitern auf der einen und David Katz auf der anderen Seite kommen die Schwächen seiner Theorie der Farbenkonstanz und deren wichtige Impulse für die moderne Wahrnehmungspsychologie zur Sprache.

Schlüsselwörter: Karl Bühler, David Katz, Ludwig Kardos, Farbwahrnehmung, Farbenkonstanz, Psychologiegeschichte

Summary

»I am somewhat saddened that my esteemed colleague could misunderstand me in such a way«

The struggle for Karl Bühler's theory of color constancy

Karl Bühler's work in the field of color perception plays only a minor role in the reception of his work today. This paper discusses reasons for this situation. On the basis of the lively controversy between Bühler and Bühler's collaborators on the one hand and David Katz on the other hand, the weaknesses of his theory of color constancy and its important impulses for modern perceptual psychology will be discussed.

Keywords: Karl Bühler, David Katz, Ludwig Kardos, color perception, color constancy, history of psychology

Die Farbenkonstanz der Sehdinge

Zu Beginn des letzten Jahrhunderts notiert der Psychologe Ewald Hering in seinen *Grundzügen der Lehre vom Lichtsinn*:

»Ich habe das Intensitätsverhältnis festgestellt, welches bei Tagesbeleuchtung zwischen vom >weißen< Papier und dem von den >schwarzen< Buchstaben einer guten Druckschrift zurückgeworfenen Lichte besteht. [...] [B]ei der Mittagsbeleuchtung [waren] die schwarzen Buchstaben etwa dreimal lichtstärker als bei der Morgenbeleuchtung das weiße Papier, und die Lichtstärke des letzten betrug des Morgens nur etwa 1/3 der Lichtstärke, welche die Buchstaben des Mittags hatten. Trotz alledem erschienen bei der einen und bei der anderen Beleuchtung die Buchstaben schwarz und das Papier weiß« (Hering 1920 [1905], 14f.).

Derartige Tatsachen einer Konstanz der Farbe »kommen im Laufe eines jeden Tages zahllos zur Beobachtung, aber eben weil sie alltäglich sind, werden sie als selbstverständlich hingegenommen«. Hering schlägt ein einfaches Experiment vor, sich diese seltsame Beständigkeit des Farbeindrucks anschaulich vor Augen zu führen (ebd., 10):

»Stelle ich mich mit dem Rücken an ein Fenster, halte vor mich ein Stück matten, dunkelgrauen Papiertes in vertikaler Lage und betrachte mit beiden Augen abwechselnd dieses Papier und die dahinterliegende weißgetünchte Zimmerwand, so erscheint mir letztere weiß, erstere dunkelgrau, obwohl es wegen seiner günstigeren Beleuchtung viel lichtstärker ist, als die Wand.«

Auch im Bereich der buntfarbigen Gegenstände ist eine »angenäherte Konstanz der Farben« (ebd., 16) bei inkonstanter Reizgrundlage zu beobachten. Es gehört zu unseren Alltagserfahrungen, dass der braune Schreibtisch, die grüne Wiese oder der rote Fliegenpilz in den verschiedenen Nuancen des Tageslichts ihre eigene Farbe relativ fest bewahren.

Die Befunde sind für die frühe optische Forschung irritierend. Gilt das Augenmerk doch in erster Linie den durch Reizvariation hervorrufbaren Wahrnehmungsveränderungen. Laut Hering zählen diese »Tatsachen, [...] zu den merkwürdigsten [...] im Gebiet der Physiologischen Optik«. Zugleich seien sie die »am wichtigsten« (ebd.). Die Objektfarben unabhängig vom Wechsel der Beleuchtungsverhältnisse zu erkennen, kann das Überleben sichern.

Wie gelingt uns diese Abhebung der Objektfarbe von der Beleuchtung? Hermann von Helmholtz ging davon aus, dass wir im Wechsel der Beleuchtung über ein Wissen der eigentlichen Farbe verfügen und durch ein unbewusstes Vergleichsurteil auf diese

»Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte«

schließen (vgl. Helmholtz 1867). Hering befriedigt diese Lösung nicht. Sie führe in einen logischen Zirkel:

»[d]a wir [...] nur auf Grund der Farben, in welchen wir die Dinge sehen, zur Kenntnis der Beleuchtung [...] als des angeblichen Maßstabes unserer Abschätzungen kommen könnten, anderseits aber eben diese Farben erst das Ergebnis dieser Abschätzungen sein sollen« (Hering 1920 [1905], 20).

Laut Hering muss deshalb – neben physiologischen Anpassungsvorgängen – schon im Sehen selbst eine invariante Vorstellung der Farbe, eine Gedächtnisfarbe, wie er sie nennt, mit hineinspielen.

1911 widmet sich David Katz in einer bahnbrechenden Studie den *Erscheinungsweisen der Farben*. Gegenüber seinen Vorgängern zeichnet sich Katz durch ein größeres Methodenbewusstsein aus. Er hat in Göttingen bei dem Phänomenologen Edmund Husserl und dem Experimentalpsychologen Georg Elias Müller studiert und verbindet die vorurteilslose Beschreibung mit einer experimentellen Durcharbeitung des Materials. Durch die Verwendung von tonfreien und bunten Papieren gelingt Katz der experimentelle Nachweis, dass der Einfluss von erinnerten Farben als Erklärung der Konstanz allein nicht zureicht: »[D]enn es liegt weder allgemein im Wesen des Papieres, schwarz oder weiß oder sonst wie gefärbt zu sein« (Katz 1911, 371).

Er bedient sich einer ganzen Reihe neuer und modifizierter Versuchsaufbauten (vgl. Gilchrist 2006, 27ff.) und stößt auf die zentrale Rolle der räumlichen Organisation des Wahrnehmungsfeldes. Der Eindruck konstanter Farbeindrücke stellt sich umso sicherer ein, je weiter erstens das Feld der beleuchteten Objekte überblickt wird (»Feldgrößensatz I. Ordnung«) und zweitens je gegliederter oder differenzierter die Anordnung der Objekte in diesem Feld ist (»Feldgrößensatz II. Ordnung«).

Im Mittelpunkt seines Erklärungsansatzes steht der Begriff der Eindringlichkeit, das heißt die Kraft, mit der sich die Farben dem Bewusstsein aufdrängen. Das beleuchtete Wahrnehmungsfeld erzeuge den Eindruck einer Gesamteindringlichkeit, dem dann auf assoziativem Weg ein bestimmter Beleuchtungsgrad zugeordnet wird.

In den folgenden Jahren bildet das Konstanzphänomen eines der wichtigsten Untersuchungsobjekte wahrnehmungspsychologischer Forschung. Auch Karl Bühler wendet sich während der Zeit seiner Dresdner Professur diesem Problembereich zu. Er hatte 1903 bereits über die physiologische »Duplizitätstheorie des Sehens« von Johannes von Kries promoviert, die den Aufbau der Netzhaut aus zwei verschiedenen Rezeptortypen (Stäbchen u. Zäpfchen) beschreibt. In seiner Konzeption der Farbenkonstanz wird er sich ebenso von der Figur der Zweiheit leiten lassen.

Nach dem Wechsel an die Wiener Universität veröffentlicht er 1922 seine Studienergebnisse. Bereits mit der Wahl des Titels *Die Erscheinungsweisen der Farben* setzt Bühler

die Resultate ins Verhältnis zu der Arbeit des Rostocker Kollegen. Er entwirft eine neue Vergleichstheorie der Farbenkonstanz, die den von Hering angemahnten logischen Zirkel durchbrechen soll. Unter der Bezeichnung »[neue] Duplizitätstheorie« bildet sie in den folgenden Jahren den Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen mit David Katz.

Bühler selbst reagiert nur auf die erste Besprechung seines Farbbuches. Es sind seine Wiener Assistenten und Mitarbeiter Stephan Krauss, Helmut Bocksch, Egon Brunswik und Ludwig Kardos, die sich der entbrannten Kontroverse mit Katz stellen. Der vorliegende Aufsatz will diesen Schlagabtausch in seinen Hauptzügen nachzeichnen. Das Ringen um die Gültigkeit der Bühler'schen Duplizitätstheorie lässt sich dabei in drei Kapitel unterteilen, die auch an die personellen Veränderungen in Bühlers Wiener Forschungsgruppe gekoppelt sind. Mehrere Strategien der Entgegnung kommen in dieser Auseinandersetzung zum Einsatz. Sie reichen von experimentellen Beweisverfahren, spitzer und scharfer Polemik bis hin zur Modifikation zentraler Theoriebestandteile. Das beharrliche Festhalten an einem Kerngedanken Bühlers führt schließlich zur Entdeckung von Abhängigkeitsphänomenen, die auch für die aktuelle Diskussion zur Farbenkonstanz noch immer von Bedeutung sind.

1 Bühler vs. Katz

Im Vorwort der *Erscheinungsweisen* würdigt Bühler die Pionierleistung von Katz und stützt sich im weiteren Verlauf auf eine ganze Reihe seiner Untersuchungsergebnisse. So schließt er zum Beispiel an Katz' Unterscheidung von »Flächen- und Oberflächenfarbe« an (vgl. Volke 2012) und legt mit seinen Begriffen der »Verdichtungs- und Kohärenzfläche« einen eigenen Akzent bei der Strukturierung des Phänomenfeldes (Bühler 1922, 52–64). Mängel sieht Bühler vor allem in der zurückhaltenden und in zentralen Punkten überholten theoretischen Durchdringung der Beobachtungen.

Der Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Frage nach den notwendigen Vergleichsmomenten bei der Entstehung der Objektfarbenkonstanz. Die farbige Rückstrahlung des Gegenstandes bedarf seines Erachtens eines Maßstabes und damit eines zweiten separaten Wahrnehmungseindrucks. Nur durch eine erfassbare Relation sei die verhältnismäßige Konstanz herbeizuführen. Der »Göttinger Faktor«, wie er Katz' postulierte Funktion der »Eindringlichkeit« nennt, führe als ein viel zu »verwickeltes Berücksichtigungsverfahren« hier nicht weiter. Es sind Erlebnisse beim Sehen im dunklen Raum, die ihn auf die Spur des gesuchten Vergleichseindrucks führen.

In »schlaflosen Nächten« beobachtet Bühler ein merkwürdiges Zusammengeschrumpftsein des dunklen, lichtlosen Raumes. Der Raum hängt ihm »schlapp wie ein entleerter Gasballon vor den Augen«. Im Hellen müsse daher, so seine Überlegung, »irgendein reizabhängiger Faktor diesen Gesamttraum erst zur Ausspannung

»Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte«

bringen [...]« (ebd., 10). Die »Konsequenz des Denkens« verlange, die beleuchtete Luft als raumschaffende Größe zu betrachten. Bühler trägt vergleichbare Beobachtungen mehrerer Autoren zusammen, die für ihn den Schluss zulassen, dass es sich bei dem gesuchten zweiten Moment der Farbenkonstanz um eine genuine Wahrnehmung der Luftbeleuchtung, um die Wahrnehmung eines Luftlichtes handeln muss. Die physiologische Reizgrundlage dieses Helligkeitseindrucks würde das »Luftplankton«, das heißt die vielen kleinen im Raum verteilten Schwebeteilchen bilden:

»Gibt es eine Beleuchtungsempfindung, wird die Helligkeit der Luft gesehen, d. h. empfunden, dann ist der logische Zirkel gelöst; die Abhängigkeit der Körperfarbe von der Beleuchtungsempfindung setzt keinen Denkmechanismus voraus, sondern kann ebenso unmittelbar sein [...]. Wir ersetzen also die Urteils- und Gedächtnishypothese durch eine dritte, die wohl passend eine neue Duplizitätstheorie heißen dürfte« (ebd., 127).

Es mag den begrenzten experimentellen Möglichkeiten in seinem Dresdner Institut geschuldet sein (vgl. Katz 1924b, 130), dass er eine Prüfung seiner Luftlichthypothese nur als Gedankenexperiment entwerfen kann.²

Gleich an drei Stellen meldet sich indes Katz mit einer eingehenden sachlogischen und experimentellen Überprüfung zu Wort (Katz 1924a, 1924b, 1930, 437–452). »[Z]u dem Besten, was das Werk bietet«, gehören seines Erachtens Bühlers phänomenologische Betrachtungen über die Oberflächenstruktur von Materialien (1924a, 174). In seinem Tastbuch wird er Bühlers terminologische Vorschläge später übernehmen (vgl. Bühler 1922, 64f. u. Katz 1925, 17).³ Auch lobt Katz das Kapitel zur Gemäldedoptik »nicht zuletzt wegen der Prägung mancher neuartiger Termini« (Katz 1924a, 181). Die gesamte Untersuchung sei jedoch zu sehr durch Hypothesen geleitet. Die notwendig strenge »Scheidung von phänomenologischer und physikalisch-physiologischer Betrachtungsweise [ist] nicht überall gelungen« (ebd., 182). Resigniert wäre er sogar geneigt gewesen, an einigen Stellen auf die weitere Lektüre zu verzichten. Bühlers Duplizitätstheorie besteche zwar durch ihre Einfachheit, ist jedoch nicht haltbar. In mehreren Versuchen kann Katz die relative Bedeutungslosigkeit des Luftlichtes für die Farbenkonstanz aufzeigen. Er hoffe, dass »über den weiter zu veröffentlichen Teilen des Handbuchs des hochgeschätzten Autors ein besserer Stern [walte]« (ebd.).

Bühler zeigt sich getroffen. Der »hoch verehrte [...] Referent« hätte in seiner Besprechung der *Erscheinungsweisen* die einzelnen Kapitel gleichsam »zersaust« (Bühler 1924, 182).⁴ Missverständnisse lägen vor und er betont mit Blick auf die Luftlichtlehre, sie vielmehr als nützliche »Forschungsannahme« zu interpretieren:

»Ich bin des ketzerischen Glaubens, daß es in der Wissenschaft Wege gibt, die einmal gemacht werden müssen, auch wenn sie sich nachträglich als Irrwege erweisen, und daß man

in unserem Falle diese erste und einfachste Annahme schlechterdings einmal durchführen mußte. Wird sie widerlegt, was ich heute noch nicht ganz für leicht betrachte, so sind wir trotzdem in der Theorie ein Stück weitergekommen« (ebd., 186).

Es kann als direkte Antwort und versöhnendes Signal gelesen werden, wenn Katz in seinen erst im Nachhinein publizierten Überprüfungsergebnissen den heuristischen Wert der Luftlichthypothese anerkennt:

»Es ist tief bedauerlich, daß Bühler, der sich wie keiner sonst mit viel Liebe und scharfem Verstand in die Erscheinungsweisen der Farben vertieft hat, [...] nicht in der Lage gewesen ist, seine Theorie durch das Experiment zu erproben. Wenn dies hier geschieht und die Entscheidung gegen ihn ausfällt, so soll doch anerkannt werden, welches dauernde Verdienst sich Bühler um das Vortreiben der Forschung erworben hat; indem er die Bedeutung des Luftlichts für die Gesichtswahrnehmung überhaupt einmal zur Diskussion gestellt hat« (Katz 1924b, 130).

Die Debatte kommt nicht zur Ruhe. Zwei Mitarbeiter Böhlers treten an, doch noch empirische Belege für die neue Duplizitätstheorie zu erbringen.

2 Krauss und Bocksch⁵ vs. Katz

Mit dem Sommersemester 1924/25 starten Helmut Bocksch und Stephan Krauss eine Versuchsreihe zur Bestätigung der Luftlichthypothese (Bocksch und Krauss 1926; Krauss 1926a; Krauss 1926b; Krauss 1926c; Krauss 1927; Bocksch 1927; Krauss 1928a). Die ursprüngliche Annahme beinhaltet, dass das Luftplankton als Träger des Luftlichtes nur unterschiedliche Helligkeitswerte liefert und keine buntfarbigen Beleuchtungsarten erzeugt. Bocksch und Krauss untersuchen daher gemeinsam die Farbenkonstanz von Objekten unter verschieden bunter Beleuchtung. Sie gelangen zu dem Ergebnis, dass tatsächlich unter diesen Umständen von einer Farbenbeständigkeit keine Rede sein kann (Bocksch und Krauss 1926; Krauss 1926a). In einem Sammelreferat weist Katz den beiden Versuchsleitern methodische Mängel und logische Fehlschlüsse nach. Auch viele weitere ihrer Studienergebnisse halten einer näheren Prüfung nicht stand (Katz 1928a). Bocksch hatte sich zur Aufgabe gemacht, Böhlers Gedankenexperiment in die Tat umzusetzen. Er muss gleichwohl feststellen, dass auch »auf Grund unserer Versuche [...] dieses Luftlicht nicht den wesentlichsten Faktor für die Konstitution der Grauqualitäten abgeben kann« (Bocksch 1927, 402). Von der Luftlichthypothese als spezielle Ausgestaltung der Duplizitätstheorie hebt er daher den von Bühler veranschlagten Faktor der Raumhelligkeit als allgemeinen theoretischen Ansatz der Theorie

»Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte«

ab. Spätere Fürsprecher werden sich einer ähnlichen Strategie der konzeptionellen Aufspaltung bedienen. Nach Bocksch ist der Einfluss der Raumhelligkeit nachgewiesen worden und somit der »Hauptansatz der Bühlerschen Theorie experimentell vollkommen bestätig[t]« (ebd., 427). Für Katz würde mit dieser Verschiebung allerdings das Kernstück von Bühlers Theorie gestrichen:

»Jeder Leser des Bühlerschen Werkes muß zu der Überzeugung kommen, daß diesem Autor das objektive Licht des Luftplanktons als die eigentliche Reizgrundlage der Beleuchtungswahrnehmung erscheint [...]. Wer die Wirksamkeit des Luftlichtes negiert oder es als Bagatelle behandelt, der hat die Bühlersche Theorie aufgegeben« (Katz 1928a, 147).

Vor allem in der Auseinandersetzung mit Krauss befeuert eine zusehends trotzige Rhetorik den Konflikt. Die von Katz an Bühlers *Erscheinungsweisen* kritisierte Hypothesenlastigkeit und fehlende phänomenologische Überprüfung wird von Krauss zu einem Vorzug des methodischen Zugangs umgedeutet:

»Während Katz das Neuland in Streifzügen durchmaß, als festen Stützpunkt die psychologischen Maßbeziehungen des Beleuchtungseinflusses auf die Farben benützend, aber auch mit offenem Blick den phänomenalen Farbenbeschaffenheiten in Fläche und Raum zugewandt, stieg Bühler gleichsam auf die Warte einer Strukturforschung der Wahrnehmungssituation und nahm das Land mit einem weiten und sicheren Blick, indem er aus theoretischen Gründen die unbedingte Duplizität in der Wahrnehmung [...] statuierte« (ebd., 184).

In seiner »Erwiderung auf das Katzsche Sammelreferat« reagiert Krauss auf dessen offensive Kritik gereizt. Er attestiert Katz grundsätzliche Defizite im analytischen Denken, während Katz in der abschließenden Gegenrede bezweifelt, mit dem Parteigänger der Luftlichthypothese überhaupt noch eine konstruktive Kontroverse führen zu können.

»Ich finde, daß Katz, der den Feldzug im Zeichen der Logik antritt, sich für seine Person doch etwas mehr hätte vorsehen sollen, er hätte sich so sehr ich ihm die Schwierigkeit des Terrains nachfühle, unliebsame Stürze ersparen können [...] und man muß sich allen Ernstes fragen, ob nicht sein kritisches Einfühlungsvermögen [...] an Stellen wie den angeführten bedenkliche Grenzen verrät« (Krauss 1928b, 168).

»Hinter der prunkenden Fassade seiner Satzgebäude kann ich nichts entdecken, was mich bestimmen könnte, meine Einwände zu schwächen oder gar zurückzunehmen. Wie gegenüber den referierten Arbeiten von Krauss so muss ich jetzt gegenüber seiner Erwiderung

leider feststellen, daß manche seiner langatmigen Ausführungen in sich widerspruchsvoll sind. [...] Krauss wird diese Feststellung mit den »Grenzen meines kritischen Einfühlungsvermögens« erklären, ich sehe in derartigen Mängeln die Äußerung einer schweren Disziplinlosigkeit des Denkens und Formulierens. [...] [W]as Krauss angeht, so darf ich nicht mehr hoffen, daß weitere kritische Äußerungen für ihn Anregungen zu fruchtbringender Selbstkritik werden können« (ebd., 171).

Die Fronten scheinen verhärtet. In der Zwischenzeit kann der Blick eines Unbeteiligten die bestehenden Positionen in einen größeren Forschungszusammenhang einordnen.

Synoptik: Gelb

1929 legt der Frankfurter Psychologe Adhémar Gelb eine historisch und systematisch ausgerichtete Überblicksdarstellung zu den Forschungen auf dem Gebiet der Farbenkonstanz vor. Gelb konstatiert, dass in den verschiedenen Phasen der Beschäftigung »der Streit um die Deutung konkreter Beobachtungen und Versuche ein Streit um Grundsätzliches, um Prinzipien der Wahrnehmungslehre ist« (Gelb 1929, 595). Vertreter des physiologischen Erklärungsansatzes haben in der Vergangenheit sich eher als Beschreiber der elementaren, »letzten nicht mehr zurückführbaren »Empfindungs«vorgänge« verstanden, während das Psychologische nur als ein erst hinzutretender Prozess gedeutet wurde.⁶ Einer »voraussetzungslosen Beschreibung und Klärung der Tatsachen« stehe dieses Motiv »vielfach im Wege« (ebd.). Vor dem Hintergrund der aktuellen Tatsachen- und Problemlage sei die Trennung in solcher Form nicht aufrechtzuhalten.

Zur Bewertung der »»psychologisch« zentrierten Theorie« von Katz steuert Gelb eine ganze Reihe eigener Versuche bei. Die veranschlagte Rolle der Eindringlichkeit kann er nicht bestätigen. Die übrigen Befunde sprechen zumindest für Katz' Feldgrößenätze:

»So verschieden die Beobachtungen und Versuche waren, die wir bisher besprachen, so zeigten sie doch in übereinstimmender Weise, daß die geschilderten Phänomene der Farbenkonstanz nur zustande kommen, wenn die Beleuchtungsverhältnisse, unter denen die zu vergleichenden Farbflächen stehen, möglichst vollständig und frei überblickt werden« (ebd., 630f.).

Bühlers »physikalisch-physiologische« Luftlichthypothese versuche hingegen wieder darzustellen, »daß es sich bei der Farbenkonstanz um den Effekt einer »elementaren« Reaktionsform handelt« (ebd., 656). Nicht wenige Einzelbeobachtungen von Bühler, Krauss und Bocksch erfahren eine Würdigung in der Darstellung der allgemeinen

»Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte«

Forschungslage. Eine eingehende Diskussion des Ansatzes führt Gelb dazu, die Bühler'sche Theorie ebenso abzulehnen (ebd., 661). Nach Gelb leitet die Frage nach der Widersprüchlichkeit von Reizgrundlage und wahrgenommener Farbe die Überlegungen generell in eine falsche Richtung. Vielmehr steht angesichts der experimentellen Ergebnisse das viel allgemeinere Problem des »Aufbau[s] und der Struktur unserer Sehwelt« im Fokus:

»Nicht auf reizbedingten und unverarbeiteten >primären Empfindungen< und Empfindungskomplexen, gleichsam als auf einem ursprünglichen Rohstoffe, baut sich auf Grund von >akzessorischen< höheren (zentralen, psychologischen) Vorgängen unsere Sehwelt auf, sondern von Haus aus steht die Ausbildung unseres Sensoriums unter solchen Bedingungen, daß wir je nach der äußeren Reizkonstellation und inneren Einstellung eine in dieser oder jener Weise, bald reicher bald ärmer gegliederte und gestaltete Welt von >Dingen< vorfinden. Mit dieser Gliederung und Gestaltung stehen solche Momente wie >Sichtbarkeit einer bestimmten Beleuchtung<, >Gegebensein straffer Farboberflächen< und >reicher Sehfeldgliederung< – also Momente, die für das Auftreten der beschriebenen >Farbenkonstanz<-phänomene in prägnanter Form, wie wir gesehen haben, unbedingte Voraussetzung bilden – in einem Wesenszusammenhange« (ebd., 673).

Eines seiner Versuchsergebnisse zur Farbenkonstanzwahrnehmung wird als sogenannter »Gelb-Effekt« in den folgenden Jahren Furore machen. Anhand einer nächtlichen Straßenszene lässt sich der überraschende Eindruck anschaulich vor Augen führen:

»Stellen Sie sich eine schwarze Katze vor, die nachts von den Scheinwerfern eines Autos erfasst wird. In Ihrer Vorstellung treten Sie schnell auf die Bremse, um die Katze nicht zu verletzen. Die Scheinwerfer beleuchten nur einen kleinen Bereich vor dem Auto: den dunklen Bürgersteig, zusätzlich zur Katze. Da es nichts gibt, mit dem man das Objekt vergleichen könnte, erscheint die Katze weiß, weil sie viel Licht in einem ansonsten dunklen Raum reflektiert. Wenn wir jedoch plötzlich ein weißes Objekt neben die Katze stellen, erscheint die Katze nun schwarz, in ihrer eigentlichen Farbe« (Schwartz und Krantz 2015, 161f.).⁷

Statt einer Katze verwendete Gelb in seinem Experiment eine hell angestrahlte schwarze Scheibe. Als weißes Objekt diente ein weißer Papierstreifen. Die Lichtquelle blieb dem Betrachter verborgen. Gemäß des Feldgrößensatzes II. Ordnung (Katz) entscheidet der Differenzierungsgrad, das heißt die Anzahl an Unterschieden innerhalb eines Beleuchtungsfeldes, in dieser Konstellation über das Aufkommen eines Beleuchtungseindrucks: Der miterfasste weiße Papierstreifen verdunkelt die zunächst weiß erscheinende eigentlich schwarze Fläche. Sie wird nunmehr als beleuchtete schwar-

ze Fläche wahrgenommen. Gelb hebt hervor, dass für das Zustandekommen eines Beleuchtungseindrucks offensichtlich mindestens zwei Oberflächen mit unterschiedlichen Rückstrahlungseigenschaften vorhanden sein müssen (Gelb 1929, 674). Aber bestätigt dieser Vergleichseffekt nicht auch einen wesentlichen Ausgangspunkt des Duplizitätsgedankens? Das Phänomen scheint für eine notwendige Kombination zentraler Theorieelemente von Katz und Bühler zu sprechen.

Ludwig Kardos, ein Mitarbeiter Bühlers, wird dieser Spur quasi mit einer weißen Katze später nachgehen. Zusammen mit Egon Brunswik übernimmt er fortan die Aufgabe, Bühlers Theorie der Farbenkonstanz in ein besseres Licht zu rücken.

3 Kardos und Brunswik⁸ vs. Katz

Nachdem die spezielle Luftlichthypothese gefallen ist, kann, so die Argumentation von Kardos und Brunswik, zumindest die »reine Duplizitätstheorie« Geltung beanspruchen. Sie entspräche der ursprünglichen Grundidee Bühlers. Alle bislang vorgebrachten Einwände betreffen nur den Luftlichtansatz, aber nicht den Bühler'schen Duplizitätsgedanken, das heißt die Zweiheitslehre im Allgemeinen (vgl. Brunswik und Kardos 1929; Kardos 1929). Die Kritik von Katz und Gelb beruhe auf einem Missverständnis. Kardos definiert die »reine Duplizitätstheorie« wie folgt:

»Gegeben sein muss [...] einerseits der dingabhängige Teil des jeweiligen Reizganzen, andererseits noch ein anderer Teil, der die Mitabhängigkeit desselben von dingfremden Faktoren eindeutig anzeigt. Auf unser [...] Beispiel angewendet, gestaltet sich dieses Duplizitätsprinzip folgendermaßen: zur Konstituierung unserer Farbenwahrnehmungen müssen gegeben sein einerseits die Strahlung, die von der Dingoberfläche reflektiert wird – dingabhängiger Teil des optischen Reizganzen – andererseits ebenfalls optische Reize – möglicherweise Luftstrahlung, Strahlen von den dem Ding benachbarten Gesichtsfeldteilen usw. –, die die Mitabhängigkeit der von der Dingoberfläche reflektierten Strahlung – Abhängigkeit von dingfremden Faktoren – anzeigt« (Kardos 1928, 245).

Damit bleibt jedoch der gesuchte zweite Faktor weiterhin unbestimmt. Katz: »[D]iese strenge Formulierung des reinen Duplizitätsprinzips [ist] so wenig spezifisch, daß es die Unterbringung sämtlicher bisher überhaupt aufgestellten Theorien toleriert« (Katz 1930, 452). Auch in dieser personellen Konstellation verläuft die Auseinandersetzung nicht ohne Spannungen.

Kardos und Brunswik beschwerten sich, dass Katz in der Besprechung von Kardos' Experimenten zum Beleuchtungsfaktor mit keinem Wort auf die schon im Titel angezeigte »Duplizitätstheorie« eingegangen sei (vgl. Kardos 1928; Katz 1929). Katz

»Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte«

eigener Erklärungsansatz enthalte schließlich mit den Faktoren Gesamteindringlichkeit und Beleuchtungsgrad selbst eine solche Doppelstruktur, deren Explikation er zum Nachteil seiner Farbenkonstanztheorie jedoch versäumt habe. Viele Befunde wären theoretisch schlüssiger ausgewertet worden, »wenn er das Duplizitätsprinzip vor Augen gehalten hätte« (Brunswik und Kardos 1929, 315ff.). In seiner 1930 erschienenen umgearbeiteten und wesentlich erweiterten Auflage der *Erscheinungsweisen der Farben* stellt Katz die Hauptargumente gegen den Bühler'schen Ansatz noch einmal zusammen. Den Vorhaltungen von Bühlers Mitarbeitern begegnet er mit ironischer Selbstkritik:

»Wenn die beiden Forscher unzufrieden darüber sind, daß sich in meinem Werke >nicht eine einzige explizite Bezugnahme auf eine Zweiheit finde<, so möge mir die Bemerkung gestattet sein, daß ich vor 19 Jahren nicht ahnen konnte, welche Bedürfnisse im Hinblick auf ihre eigenen Formulierungen zwei Forscher bezüglich der Darstellung meiner im allgemeinen gut verstandenen Ausführungen haben würden« (Katz 1930, 452f.).

Kurz darauf listet Kardos in einem langen Artikel vermeintliche Unterstellungen, Missdeutungen und Irrtümer in Katz' Besprechung seiner Ergebnisse detailliert auf (Kardos 1930/1931). Der Rostocker Psychologe gibt einen Hinweis auf die neue Ausgabe seines Farbbuches (vgl. Katz 1930, 451f.) und verweigert kurzerhand die weitere Diskussion: »Auf Einzelheiten der Ausführungen von Kardos einzugehen lohnt sich sachlich nicht. Auch hat Kardos bei der überlegenden Formulierung seiner Kritik persönlich keinen Anspruch darauf« (Katz 1930/1931, 216).

Die Debatte findet damit ein vorläufiges Ende. Brunswik und Kardos veröffentlichen kurze Zeit darauf heute als Klassiker geltende Werke der Wahrnehmungspsychologie. Das Duplizitätsprinzip ist wesentliche Grundlage ihrer Theoriebildung.

Brunswik entwickelt 1934 in seiner Habilitationsschrift aus dem »reinen Duplizitätsprinzip« der Optik ein Grundmodell für das Entstehen der allgemeinen Dingkonstanz (vgl. Brunswik 1934, 93–101). Das sogenannte »Linsenmodell« wird mit späteren Überarbeitungen (vgl. Wieser 2017) große Bedeutung unter anderem bei der Beschreibung von sozialen Urteilsprozessen erlangen. Die Komponenten perzeptiver Konstanzleistungen bei der Dingwahrnehmung lassen sich, wie der Psychologe Norbert Bischof deutlich macht, mit der Bildlogik des Linsenmodells allerdings nicht adäquat abbilden. Der Grundgedanke des Bühler'schen Duplizitätsprinzips im Sinne einer notwendig doppelten Erfahrungsgrundlage wird den komplexen Verhältnissen anderer Konstanzprinzipien nicht gerecht (Bischof 2008, 285–290; vgl. Kardos 1965, 84).

Kardos' Interesse gilt zunächst weiterhin den Problemen der speziellen Farbenkonstanz. Nach Forschungsaufenthalten in London und New York legt er ebenso 1934 eine Studie über Beschattungsphänomene vor. Die »Duplizitätstheorie« wird von ihm, um

Missverständnisse zu vermeiden, nunmehr in »Zweifaktorenansatz« umbenannt (Kardos 1934, 3).

Es sollen ganze 50 Jahre vergehen, bis sich ein Schüler Bühlers zum nächsten und letzten Mal in der Kontroverse mit David Katz äußert. Mitte der 1980er Jahre hält Kardos auf einer Konferenz noch einmal Rückschau. Bei Bühlers Theorie der Farbenkonstanz handele es sich um eine »misslungene Theorie« (Kardos 1988, 41). Seinerzeit wäre von den Kollegen Bühlers allerdings die besondere Originalität und das Systematische dieser Theorie nicht gebührend wertgeschätzt worden. Es müsse unterschieden werden zwischen dem »streng logisch abgeleitete[n] Prinzip« und der von Bühler zunächst vorgeschlagenen »mögliche[n], konkrete[n] Verwirklichungsweise«. Kardos kommt nicht umhin, noch einmal ein *argumentum ad hominem* gegen den einstigen Widersacher in Stellung zu bringen: »Ohne den Verdiensten dieses großen Forschers Abbruch tun zu wollen, sind wir mit Metzger einverstanden, wenn er über Katz sagt, er sei ein hervorragender Tatsachenforscher, aber weniger hervorragend als Theoretiker« (ebd., 40; vgl. Metzger 1954).

Die Frage, ob umgekehrt Bühler womöglich als ein hervorragender Theoretiker, aber weniger hervorragend als Tatsachenforscher zu würdigen ist, lenkt den Blick auf den heutigen Einfluss und die aktuelle Rezeption seiner *Erscheinungsweisen der Farben*.

Nachspiel

Das Fehlen einer englischen Übersetzung hat die Rezeption von Bühlers Farbbuch behindert. Für den angloamerikanischen bzw. nichtdeutschsprachigen Raum ist seine Studie in erster Linie über *The World of Colour*, der bereits 1935 ins Englische übertragenen zweiten überarbeiteten Auflage von Katz' *Erscheinungsweisen der Farben*, zugänglich. Es nimmt daher nicht Wunder, wenn Bühlers Name in der heutigen Farbforschung vor allem eng mit der verfehlten Luftlichthypothese verbunden ist (vgl. Niederée 1998; Gilchrist 2006, 60⁹). Es müssen jedoch mindestens zwei Aspekte seiner Studie von dieser Kritik klar ausgenommen werden.

Zunächst sind Bühlers zahlreiche Beobachtungen und Beschreibungen zu nennen (vgl. Niederée 1998, 134). Mit präzisen phänomenologischen Deskriptionen fügt er sich in die Reihe wichtiger, aber verdrängter Wegbereiter der Wahrnehmungspsychologie. Der Kieler Farbpsychologe Rainer Mausfeld konstatiert:

»Der traditionellen Wahrnehmungspsychologie ist durch eine [...] physiologistische Orientierung der Blick auf zentrale Leistungen unseres Wahrnehmungssystems verstellt. Obwohl Hering, Katz, Bühler, Koffka, Michotte und viele andere eine Fülle feiner Beschreibungen derartiger Leistungen bereitgestellt hatten und damit die grundlegende

»Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte«

Unangemessenheit einer sinnesphysiologisch orientierten Zugangsweise aufgezeigt hatten, folgte und folgt die Wahrnehmungspsychologie bis heute einem anderen Weg. Dieser Weg ist durch die Vorstellung bestimmt, daß sich die Wahrnehmungsleistung und die phänomenale Struktur der Wahrnehmung durch schrittweise Prozesse der »Informationsverarbeitung« aus dem sensorischen Input gewinnen lasse« (Mausfeld 2012, 202).

Nach Mausfeld hat diese rein auf sinnesphysiologische Erklärungen abzielende Zugangsweise zu einem »reduktionistisch verzerrte[n] Bild der menschlichen Wahrnehmung« geführt. In seinen *Erscheinungsweisen der Farben* bringe indessen Bühler die unbedingte Maxime jeder Wahrnehmungsanalyse auf den Punkt: »Bevor man zu erklären anfängt, muß die vielförmige Erscheinung geordnet beschrieben sein« (ebd., 192; vgl. Bühler 1922, 160).

Zweitens hat Bühlers Denkfigur der Duplizität zur Entdeckung eines Mechanismus der Farbenkonstanz geführt. Wenngleich das genaue Zustandekommen dieses Phänomens noch immer nicht geklärt ist, geht die Forschung heute zumindest von einer Reihe von Hinweisreizen aus (vgl. Gegenfurtner 2012, 50). Hierzu zählen unter anderem die Unterscheidung von Beleuchtungsstärke und Lichtreflektion der beleuchteten Flächen, Adaptionsvorgänge des Auges, Gedächtnisfarben und Kontexteffekte. Ludwig Kardos gebührt das Verdienst, eigentümliche Kompensationsvorgänge bei Helligkeitsschwankungen im Raum systematisch freigelegt zu haben (vgl. Gilchrist 2006; Toscani et al. 2016; Murray 2020). Sein Beharren auf die Notwendigkeit eines Zweifaktorenansatzes führte ihn dazu, den von Katz angezeigten Differenzierungsgrad des Sehfeldes (Feldgrößensatz II. Ordnung) genauer zu bestimmen:

»Wieweit soll diese Differenzierung gehen? Braucht man hierfür eine Anzahl sich abhebender Flächenstücke oder genügt eine einfache Differenzierung in zwei verschiedene Gesichtsfeldteile, wie es von einer Scheibe vor einem ausgedehnten homogenen Hintergrund dargestellt wird? Alle Versuche seit Katz lehren, daß es vor allem auf diese Zweiheit ankommt. Neuerdings hat Gelb auf dasselbe hingewiesen« (Kardos 1929, 44).

Er variierte daher die Versuchsbedingungen für den sogenannten Gelb-Effekt in seiner Studie über Schattenphänomene mit einer weißfarbigen Fläche vor einem dunklen Hintergrund (»zuständiges Feld« und »Fremdfeld«). Eine eigentlich weiße Scheibe wurde nunmehr durch unwissentliche Beschattung nahezu schwarz gesehen. Variationen der Helligkeiten und Ausdehnungen eines Teilfeldes zeigten eine jeweils konträre Helligkeitsveränderung des anderen Teilfeldes. Kardos' Fazit: Die Ko-Determination beider Teilfelder bewirkt einen Helligkeitsausgleich des Gesamtfeldes und unterstützt derart die Entstehung des konstanten Farbeindrucks (Kardos 1934; vgl. in kybernetischem Vokabular Kardos 1965).

Ähnlich der Situation bei Bühlers *Erscheinungsweisen* verzögerten sprachliche Hürden die Rezeption der Kardos-Studie. Erst nachdem Jahrzehnte später ein Mitarbeiter des amerikanischen Farbforschers Alan Gilchrist eine Übersetzung ins Englische vorlegte, fanden die Befunde ihre Würdigung. Gilchrists Standardwerk zur Geschichte des Forschungsbereichs führt Kardos fortan »as one of the most important names in lightness history« (Gilchrist 2006, 70). Gilchrist war bereits auf ähnliche Verankerungseffekte des Helligkeitseindrucks gestoßen. Inspiriert durch Kardos und nahestehende feldtheoretische Ansätze (Koffka 1932) konnte er seine Forschungsarbeiten zur Wirkungsweise von räumlichen »Frames« bei der Farbenkonstanz weiterentwickeln (vgl. Gilchrist 1977; Gilchrist und Vidal 2002; Gilchrist 2006, 2014; Soranzo und Gilchrist 2019).

Kardos' Theorie der Ko-Determination ist als eine fruchtbare Synthese der einstrahlisierenden Erklärungsansätze von David Katz und Karl Bühler zu lesen. Im besten Falle hat der vorliegende Aufsatz die beiden widerstreitenden Argumentationsfelder in einem angemessenen Differenzierungsgrad überschaubar gemacht.

Anmerkungen

- 1 Bühler 1924, 183.
- 2 »Gegeben seien zwei ganz gleiche, zimmergroße, kugelförmige Innenräume, von denen der eine schwarz, der andere weiß gestrichen ist. Das Auge des Beobachters wird im Zentrum jeder Kugel angenommen, die Beleuchtung [...] sei so gestellt, daß von der Flächeneinheit der einen Kugel genau so viel und zwar weißes Licht wie von der Flächeneinheit der anderen in dies beobachtende Auge gelangt. Außerdem seien beide Oberflächen ohne sichtbares [...] Korn und auch sonst kein Schatten im Gesichtsfeld. Die Frage ist, ob dies Auge (etwa beim sukzessiven Vergleich) imstande wäre, die eine Wand als schwächer beleuchtet weiß von der anderen als stärker beleuchtet schwarz, d. h. tief schwarzgrau zu unterscheiden. [...] Zu ermitteln ist, unter welchen Bedingungen und kraft welcher Einrichtungen.« – »Wir wären um eine bedeutsame Erkenntnis reicher, wenn dies Experiment aus dem Bereich der Phantasie in den der Wirklichkeit übertragen wäre« (Bühler 1922, 74f./102).
- 3 »Indem wir uns einer glücklichen von K. BÜHLER vollzogenen Wortschöpfung für zuerst wohl in meinen Erscheinungsweisen der Farben aufgewiesene Phänomene bedienen, wollen wir von den Oberflächenstrukturen als von optischen oder taktilen mikromorphen Beschaffenheiten sprechen. Von makromorphen Beschaffenheiten sprechen wir im Hinblick auf die größeren an den Gegenständen unterschiedenen geometrischen Formen« (Katz 1925, 17).
- 4 Bühler nimmt am meisten Anstoß an der Kritik seines dritten Abschnittes »Die Attribute und Modi der Farben«, der hier nicht Gegenstand sein soll.
- 5 Helmut Bocksch, Bühlers Dresdner Assistent, ist ihm ans Wiener Institut gefolgt und wird 1927 nach Sachsen zurückkehren. Stephan Krauss promoviert 1926 bei Bühler und verlässt im gleichen Jahr das Institut für eine Assistentenstelle in Heidelberg.
- 6 Die Kritik richtet sich in diesem Zusammenhang gegen die verbreitete Auffassung einer psychologischen »Transformation« elementarer physikalisch-physiologischen Daten.
- 7 Übersetzt mit DeepL.

»Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte«

- 8 Ludwig (ungar. Lajos) Kardos ist ab 1925 in die Forschungen zur Farbenkonstanz eingebunden. Er promoviert 1926 bei Bühler. Egon Brunswik übernimmt die Stelle von Bocksch und wird ab 1927 Bühlers Assistent.
- 9 Gilchrist zitiert hier auch aus einem Aufsatz von Robert B. MacLeod (»An Experimental Investigation of Brightness Constancy«, in *Archives de Psychologie* 135/1932: 5–102). MacLeod übersetzte zusammen mit Charles W. Fox *Der Aufbau der Farbwelt* von Katz.

Literatur

- Bischof, Norbert. 2008. *Psychologie – Ein Grundkurs für Anspruchsvolle*. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Bocksch, Helmut. 1927. »Duplizitätstheorie und Farbenkonstanz«. *Zeitschrift für Psychologie* 102: 338–449.
- Bocksch, Helmut und Stephan Krauss. 1926. »Bunte Farben in bunter Beleuchtung«. *Zeitschrift für Psychologie* 99: 202–20.
- Brunswik, Egon. 1934. *Wahrnehmung und Gegenstandswelt – Grundlegung einer Psychologie vom Gegenstand her*. Leipzig & Wien: Franz Deuticke.
- Brunswik, Egon und Ludwig Kardos. 1929. »Das Duplizitätsprinzip in der Theorie der Farbenwahrnehmung«. *Zeitschrift für Psychologie* 111: 307–20.
- Bühler, Karl. 1922. *Die Erscheinungsweisen der Farben*. Jena: Gustav Fischer.
- Bühler, Karl. 1924. »Gegenbemerkungen«. *Psychologische Forschung* 5: 182–88.
- Gegenfurtner, Karl. 2012. »Farbwahrnehmung und ihre Störungen«. In *Kognitive Neurowissenschaften*, hrsg. v. Hans-Otto Karnath und Peter Thier, 45–52. Berlin & Heidelberg: Springer.
- Gelb, Adhémar. 1929. »Die »Farbenkonstanz« der Sehdinge«. In *Handbuch der normalen und pathologischen Physiologie, Bd. XII/1*, hrsg. v. Albrecht Bethe, 594–678. Berlin: Julius Springer.
- Gilchrist, Alan. 1977. »Perceived Lightness Depends on Perceived Spatial Arrangement«. *Science* 195: 185–87.
- Gilchrist, Alan. 2006. *Seeing Black and White*. Oxford & New York: Oxford University Press.
- Gilchrist, Alan. 2014. »A gestalt account of lightness illusions«. *Perception* 43: 881–95.
- Gilchrist, Alan und Vidal Annan. 2002. »Artikulation effects in lightness: Historical background and theoretical implications«. *Perception* 31: 141–50.
- Helmholtz, Hermann von. 1867. *Handbuch der physiologischen Optik*. Leipzig: Leopold Voss.
- Hering, Ewald. 1920 [1905]. *Grundzüge der Lehre vom Lichtsinn*. Berlin: Julius Springer.
- Kardos, Ludwig. 1928. »Dingfarbenwahrnehmung und Duplizitätstheorie«. *Zeitschrift für Psychologie* 108: 240–314.
- Kardos, Ludwig. 1929. »Die »Konstanz« phänomenaler Dingmomente – Problemgeschichtliche Darstellung«. In *Beiträge zur Problemgeschichte der Psychologie – Festschrift zu Karl Bühlers 50. Geburtstag*, hrsg. v. Egon Brunswik, Charlotte Bühler, Hildegard Hetzer, Ludwig Kardos, Elsa Köhler, Josef Krug und Alexander Willwoll, 1–77. Jena: Gustav Fischer.
- Kardos, Ludwig. 1930/1931. »Diskussionen über Probleme des Farbensehens – Erwidern an D. Katz«. *Archiv für die gesamte Psychologie* 78: 185–215.
- Kardos, Ludwig. 1934. *Ding und Schatten – Eine experimentelle Untersuchung über die Grundlagen des Farbensehens*. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Kardos, Ludwig. 1965. »Die Rolle der Korrektionsprobleme in der Wahrnehmungsorganisation«. In *Biologische und kulturelle Grundlagen des Verhaltens*, hrsg. v. Heinz Heckhausen, 80–85. Göttingen: Hogrefe.
- Kardos, Ludwig. 1988. »Bühlers »mißlungene: Theorie der Farbenkonstanz«. In *Karl Bühler's theory of language – Proceedings of the conference held at Kirchberg (August 26, 1984) and Essen (November 1984)*, hrsg. v. Hans-Otto Karnath und Peter Thier, 1–12. Berlin & Heidelberg: Springer.

- ber 21–24, 1984), hrsg. v. Achim Eschbach, 33–41. Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.
- Katz, David. 1911. *Die Erscheinungsweisen der Farben und ihre Beeinflussung durch die individuelle Erfahrung*. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Katz, David. 1924a. »Referate – Bühler, Karl: Die Erscheinungsweisen der Farben«. *Psychologische Forschung* 5: 171–82.
- Katz, David. 1924b. »Neue Beiträge zu den Erscheinungsweisen der Farben – Luftlicht und Beleuchtungseindruck«. *Zeitschrift für Psychologie* 95: 129–36.
- Katz, David. 1925. *Der Aufbau der Tastwelt*. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Katz, David. 1928a. »Sammelreferat über Arbeiten auf dem Gebiet der Farbwahrnehmung«. *Psychologische Forschung* 11: 133–56.
- Katz, David. 1928b. »Erwiderng (auf Krauss' Erwiderng)«. *Psychologische Forschung* 11: 171.
- Katz, David. 1929. »2. Sammelreferat über Arbeiten auf dem Gebiet der Farbwahrnehmung«. *Psychologische Forschung* 12: 260–78.
- Katz, David. 1930. *Der Aufbau der Farbwelt*. Zweite völlig umgearbeitete Auflage von: *Die Erscheinungsweisen der Farben und ihre Beeinflussung durch die individuelle Erfahrung*. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Katz, David. 1930/1931. »Einige Bemerkungen zu dem vorstehenden Artikel von Kardos«. *Archiv für die gesamte Psychologie* 78: 215–16.
- Koffka, Kurt. 1932. »Some Remarks on the Theory of Colour Constancy«. *Psychologische Forschung*, 16: 329–54.
- Krauss, Stephan. 1926a. »Das Farbensehen in bunter Beleuchtung und die Farbenkonstanz der Sehdinge«. *Zeitschrift für Psychologie* 100: 50–135.
- Krauss, Stephan. 1926b. »Ein räumliches Weißphänomen bei bunter Beleuchtung«. *Pflügers Archiv* 212: 547ff.
- Krauss, Stephan. 1926c. »Stäbchenfunktion und Farbenkonstanz«. *Zeitschrift für Sinnesphysiologie* 57: 262–79.
- Krauss, Stephan. 1927. »Die Beleuchtung im Sehen der total Farbenblinden«. *Zeitschrift für Psychologie* 102: 219ff.
- Krauss, Stephan. 1928a. »Tatsachen und Probleme zu einer psychologischen Beleuchtungslehre auf Grundlage der Phänomenologie«. *Archiv für die gesamte Psychologie* 62: 179–228.
- Krauss, Stephan. 1928b. »Erwiderng auf das Katzsche Sammelreferat: Über Arbeiten auf dem Gebiet der Farbwahrnehmung – Ein Wort für die Verbindung von Phänomenologie und Organologie«. *Psychologische Forschung* 11: 157–70.
- Mausfeld, Rainer. 2012. »Der Schein des Realen – Die empiristische Fehlkonzeption der Wahrnehmung und das Wahrnehmungsattribut ›phänomenal real«. In *Näher dran? – Zur Phänomenologie des Wahrnehmens*, hrsg. v. Steffen Kluck und Stefan Volke, 192–219. Freiburg & München: Karl Alber.
- Metzger, Wolfgang. 1954. »Grundbegriffe der Gestaltpsychologie«. *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie* 13: 3–15.
- Murray, Richard F. 2020. »A model of lightness perception guided by probabilistic assumptions about lighting and reflectance«. *Journal of Vision* 20 (7): 1–22.
- Niederée, Reinhard. 1998. *Die Erscheinungsweisen der Farben und ihre stetigen Übergangsformen – Theoretische und experimentelle Untersuchungen zur relationalen Farbcodierung und zur Dimensionalität vollständiger perzeptueller Farbcodes*. Zugriff 10.04.2021. https://www.uni-kiel.de/psychologie/psychophysik/HABIL_Niederée.pdf.
- Schwartz, Bennett und John H. Krantz. 2015. *Sensation and Perception*. Thousand Oaks & London: SAGE Publications.

»Ich bin einigermaßen betrübt, daß mein hochgeschätzter Kollege mich derart mißverstehen konnte«

- Soranzo, Alessandro und Alan Gilchrist. 2019. »Layer and framework theories of lightness«. *Attention, Perception, & Psychophysics*. <https://doi.org/10.3758/s13414-019-01736-1>.
- Toscani, Matteo, Sunčica Zdravković und Karl Gegenfurtner. 2016. »Lightness perception for surfaces moving through different illumination levels«. *Journal of Vision* 16 (21): 1–18.
- Volke, Stefan. 2012. »Leitphänomene und Begriffsfigur – Über David Katz' Unterscheidung von Oberflächen- und Flächenfarben«. In *Näher dran? – Zur Phänomenologie des Wahrnehmens*, hrsg. v. Steffen Kluck und Stefan Volke, 82–103. Freiburg & München: Karl Alber.
- Wieser, Martin. 2017. »Das ›Medium‹ in Krisenzeiten: Heider, Bühler, Brunswik«. In *Karl Böhlers ›Krise der Psychologie‹ – Positionen, Bezüge und Kontroversen im Wien der 1920er/30er Jahre*, hrsg. v. Janette Friedrich, 117–36. Cham: Springer International Publishing.

Der Autor

Stefan Volke, Dr. phil., ist Philosophielehrer an einem Hamburger Gymnasium. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Phänomenologie der Wahrnehmung, Sprachpsychologie, Deskriptologie.

Kontakt: Dr. Stefan Volke, Im Grünen Grunde 5, 22337 Hamburg, E-Mail: stefanvolke@gmail.com

Symptom und Signal, Ausdruck und Steuerung in der vorsprachlichen Sozialregulation

Clemens Knobloch

Journal für Psychologie, 29(2), 58–80

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2-58>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

»Er lächelte, doch sah sie ihn erbleichen.«

Marcel Proust

Zusammenfassung

Der Text rekonstruiert Kontinuitäten und Brüche in der von Karl Bühler in seiner *Krise der Psychologie* (1927) und seiner *Ausdruckstheorie* (1933) hinterlassenen präkybernetischen Axiomatik der Interaktion anhand der gegenwärtigen psychologischen Debatten über Emotions- und Affektausdruck. Die These lautet: Im Kern operieren moderne Psychologen wie der Tierverhaltensforscher Frans de Waal, die konstruktivistische Neuropsychologin Lisa Feldman Barrett und der kulturhistorische Psychologe Michael Tomasello beinahe 100 Jahre später noch weitgehend auf der von Bühler umrissenen Grundlage.

Schlüsselwörter: Ausdruck, Steuerung, Emotion, Gefühl, Kybernetik, Symptom, Signal, (geteilte) Aufmerksamkeit

Summary

Symptom and signal, expression and mutual adjustment
in preverbal social regulation

In this paper, I reconstruct the continuities and differences between Karl Bühler's pre-cybernetic model of non-verbal interaction – as sketched in his *Krise der Psychologie* (1927) and his *Ausdruckstheorie* (1933) – and present-day debates on the expression of emotion and affect. I offer the thesis that today, almost 100 years later, the field of psychology is still caught up in very similar quandaries. This is shown by comparing Bühler's work to the theories and models of a present-day ethologist (Frans de Waal), a neuroscientist and psychologist (Lisa Feldman Barrett), and a culturalist developmental psychologist (Michael Tomasello).

Keywords: Emotion, expression, feeling, signal, symptom, (joint) attention, intention, cybernetics

Exposition

Lange Zeit standen Bühlers *Ausdruckstheorie* von 1933 und seine *Krise der Psychologie* von 1927 im Schatten der *Sprachtheorie* – und sie standen auch weitgehend vermittlungslos nebeneinander. Seit Kooperation und Sozialität im Grenzgebiet zwischen Human- und Tierpsychologie wieder in die Axiomatik eingerückt werden, stellt sich die Frage von Ausdruck und Steuerung, von Symptom und Signal in neuer Schärfe: An welchen Zeichen kalibrieren sich im vor- und nichtsprachlichen Feld Formen von Kooperation, Hierarchie, Sozialität? Wie greift der Ausdruck affektiv-emotionaler Befindlichkeiten in die Verhaltensregulation sozialer Verbände und Beziehungen ein? Was bereits vor Jahrzehnten als das »Kybernetische« in Bühlers Kommunikationstheorie diagnostiziert wurde (von Ungeheuer 1972 [1967]) soll neu vermessen werden am Beispiel konkurrierender (aber gleichermaßen hoch resonanter) Ansätze im Grenzgebiet von Human- und Tierpsychologie: Frans de Waals »tierenthusiastisches« Modell des Emotionsausdrucks möchte ich vergleichen mit Michael Tomasellos kulturhistorisch-symbolzentriertem Modell sowie mit der (neurologisch und konstruktivistisch ausgeflaggt) Emotionslehre von Lisa Feldman Barrett (2017). Trotz vergleichbarer Experiment- und Beobachtungsdaten kommen die Modelle zu entgegengesetzten Ergebnissen – was die Abhängigkeit unserer fachlichen Beobachtungen von den eingesetzten »terministic screens« (Burke 1969 [1945]), den begrifflichen Filtersystemen unterstreicht. De Waal definiert Emotionen durch ihren standardisierten, »erkennbaren« und objektiven Außenstatus, sie sind steuerungsrelevante »Gestalten« – Gefühle dagegen definiert er durch ihren subjektiven Innenstatus. Für Tomasello beginnt mit der (menschlichen) Fähigkeit, Aufmerksamkeit und Emotionen zu teilen (joint attention, shared intention) ein ganz neues (im Kern symbolisches und perspektivisches) Spiel. Barrett (2017) hingegen analysiert die Wortkonzepte, mittels derer wir das Emotionsgeschehen für uns gliedern, als kulturelle Reifizierungen, die uns als Basis für Inferenzen dienen – Reifizierungen, hinter denen sich ein neurologisches Kontinuum verbirgt, das ganz andere Regularitäten aufweist.

Es zeigt sich, dass Bühlers Ausdrucksbuch (Bühler 1933) bereits die bis heute vorherrschende Konstellation mit all ihren Widersprüchen umreißt, den Widersprüchen zwischen einer erlebnispsychologischen Modellvorstellung, bei der es ein inneres Gefühl ist, das zum Ausdruck kommt bzw. drängt, einer behavioristischen oder handlungstheoretischen Modellvorstellung, bei der das Ausdrucksgeschehen aus partiell willkürlichen »Handlungsinicien« besteht, und einer »kybernetischen« Modellvorstellung (vgl. zu

dieser Konstellation Friedrich 2011). Als »kybernetisch« versteht Ungeheuer (1972 [1967]) den in Bühler (1927) explizierten Modellgedanken, wonach die gegenseitige Steuerung des sinnvollen Benehmens den dynamischen und selbstregulativen Zusammenhang bildet, in den Ausdruck und Darstellung einmünden. Die hier verglichenen ausdruckspsychologischen Denkmodelle bewegen sich nach wie vor in den Zwängen und Widersprüchen, die wir bereits in Bühlers Werk finden.

1 Ein Fehdehandschuh – dem Kognitivismus hingeworfen

»We show our emotions, but we talk about our feelings«, dieser Satz (de Waal 2019, 4) setzt die Szene für ein Buch, das in der Tradition von Darwin, Bühler und Ekman induktiv erkundet, wie der Emotionsausdruck bei diversen Tierarten in die Sozial- und Verhaltensregulation steuernd eingreift. Der zitierte Satz de Waals beruht auf einer terminologischen Unterscheidung zwischen »emotions« (sie stehen für das, was sich den anderen Teilnehmern einer Szene »zeigt« und insofern objektiver sozialer Rohstoff für die Fremdwahrnehmung ist) und »feelings« (sie stehen für das, was lediglich über sprachliche Thematisierung »gemeint« werden kann, aber ansonsten streng »subjektiv«, nur der inneren Erfahrung gegeben ist).¹ Als selbstbewusster Tierpsychologe (oder besser: Tierverhaltensforscher) fügt de Waal an:

»We know our own inner states imperfectly and often mislead both ourselves and those around us. We're masters of fake happiness, suppressed fear, and misguided love. This is why I'm pleased to work with nonlinguistic creatures. I'm forced to guess their feelings, but at least they never lead me astray by what they tell me about themselves« (de Waal 2019, 5).

Gestützt wird dieser Passus durch den alltagspsychologischen Topos, wonach unser menschlicher Emotionsausdruck (sagen wir) »authentischer« und wahrhaftiger ist als die sprachlichen (und durch alle möglichen Rücksichten gefilterten) Kommentare, die wir dazu geben. Der spontane gestische, mimische, unwillkürlich-körperliche Ausdruck (so der *common sense*) verrät unsere »wirklichen« Gefühle wahrhaftiger als das Sprechen, das der Lüge, der Verstellung, der Verheimlichung ebenso bereitwillig dient wie der Wahrheit. Die Ausgangslage dieses sprachkritischen Misstrauens ist freilich anfällig für Paradoxien. Allen Ausdruckspsychologen ist gemeinsam, dass sie, trotz ihres Misstrauens gegenüber der Sprache, ihre Beobachtungen zu mimischen, gestischen und anderweitigkörperlichen Ausdrucksphänomenen nur im täuschungsanfälligen Medium sprachlicher Unterscheidungen konzeptualisieren und kommunizieren können. Und ist nicht auch der (menschliche?) Emotionsausdruck selbst ein Kommunikationsmedium,

das in weiten Grenzen willkürlich beherrscht (und ergo auch sprachähnlich strategisch eingesetzt) werden kann? Und das gewiss nicht nur von professionellen Schauspielern.

Sprichwörtlich ist die epistemische Indifferenz sprachlicher Darstellung gegenüber der Innen-außen-Differenz. Wir reden über unsere Gefühle, Emotionen und Gedanken ganz ebenso wie über extern fassliche Größen wie Häuser, Bäume und Kinder – obwohl sie außer in unserer Innenerfahrung (?) – und auch da auf ziemlich prekäre Weise – keinem anderen gegeben sind.² Und wir wundern uns darum gewiss nicht, wenn wir im Forschungsfeld des Affektausdrucks auch Positionen finden, die aus dem »Versprachlichungszwang« gegenüber den Emotionen radikal konstruktivistische Konsequenzen ziehen und dafür argumentieren, dass unsere Emotionsnamen wie Scham, Schuld, Angst, Ekel, Aggression, Trauer etc. konzeptuell arbiträr (und kulturspezifisch) zusammenfassen, was nicht zusammengehört (wie etwa Barrett 2017). Auf den ersten Blick ist das Misstrauen gegenüber der sprachlichen Konzeptualisierung von Gefühlen und Emotionen bei biologischen Verhaltensforschern wie de Waal und bei konstruktivistischen Neurologinnen wie Barrett gleichermaßen groß. Wir halten aber einstweilen fest, dass es sich bei Barrett (2017) gegen sprachlich-kulturelle konzeptuelle »Reifizierungen« von Emotionen richtet, während de Waal (2019) vor sprachlich-kommunikativer Verstellung, Täuschung und Lüge warnt – angesichts der offensichtlichen Tatsache, dass soziale, strategische oder sonstige Rücksichten uns dazu veranlassen können, unsere »wahren« Gefühle (und Emotionen) nicht preiszugeben.

Für die konstruktivistische Position ist bereits die Vorstellung, dass es sechs universale, von und in allen Kulturen identifizierbare »basic emotions« geben soll, wie in Paul Ekman's berühmter Liste (*anger, fear, surprise, disgust, sadness, happiness*) eine Zumutung. Erst recht natürlich Erweiterungen, wie sie de Waal bei »seinen« Primaten (und anderen Tieren) vornimmt, wenn er ihnen den Ausdruck von Schuld, Scham und anderen Emotionen zurechnet. Für Barrett (2017), die auf weite Strecken gegen de Waal argumentiert (auch wo sie ihn nicht explizit nennt), sind Emotionen³ »inner states«, die im Alltag (und auch von den Psychologen) aus dem wahrgenommenen dynamischen Gesamtgeschehen inferiert werden (und ergo nicht einfach bestimmten festen Ausdrucksfiguren zugerechnet werden können). Dass wir als Teilnehmer den Eindruck haben, die Emotionen unseres Gegenübers seien feste Größen, die wir an Gesicht, Stimme, Motorik etc. erkennen und konzeptuell zuordnen können, sei eine rationalisierende Alltagstheorie, schreibt Barrett (2017, 51f.), und kommt zu dem Schluss: »Despite tremendous time and investment, research has not revealed a consistent bodily fingerprint for even a single emotion« (ebd., 15). Für die Autorin ist das, was wir als Emotionen bezeichnen, ein Ergebnis der kulturellen Reifizierung von Interaktionen zwischen (angenehmen oder unangenehmen) Erregungsniveaus und neurologischer Regulierung des »body budget«. Das ist durchaus kybernetisch gedacht, setzt körperliche Selbstregulierung und kulturell konventionalisierte Konzepte in Beziehung zu einander.

Die vor 50 Jahren durch Margret Mead (z. B. 1974; s. u.) eingenommene strikt kulturalistische Position zum menschlichen Affektausdruck wird heute von Michael Tomasello (2020) besetzt, und das womöglich noch kompromissloser als ehemals von Mead. Für Tomasello (ebd., 83ff.) markiert die bereits im frühen (menschlichen) Säuglingsalter auftretende Fähigkeit, Gefühle situativ zu teilen (durch soziales Lächeln, Lachen, Affektresonanz), einen deutlichen und scharfen Bruch auch gegenüber dem Affektausdruck bei Primaten.⁴ Ab dem Alter von circa neun Monaten kommt dann die triadische Konstellation der geteilten Aufmerksamkeit (*joint attention*) für einen äußeren Gegenstand hinzu. In dieser durch und durch humanspezifischen Konstellation werden nicht allein sprachlich-kognitive Konzeptualisierungen vergesellschaftet, sondern auch kulturelle Einstellungen und Bewertungen gegenüber den geteilten Bezügen der Aufmerksamkeit vermittelt. Die Dynamik dieser sozialisatorischen Prozesse garantiert weitgehend kulturspezifische Normierungen des Affekt-, Emotions- und Einstellungsausdrucks.

Es versteht sich, dass auch diese axiomatische Linie ihren Preis hat, jedenfalls für einen Autor wie Tomasello, der sowohl als Primatenforscher wie auch als Entwicklungspsychologe einen Ruf zu verlieren hat. Ständig gerät er in die peinliche Lage, zwischen »echter« Schuld, Reue, Scham etc. und sprachlich-strategisch geäußerten *accounts* (Rechtfertigungen) unterscheiden zu müssen, und das oft anhand von Indikatoren, die kaum objektiviert werden können. Gegen die These vom »Machiavellismus« der Schimpansenhorden macht er geltend, dass nur Menschen sich »machiavellistisch« verhalten könnten, weil nur sie die supponierten Perspektiven und Bewertungen anderer aktiv zur Manipulation des Eindrucks verwenden können, den sie auf andere machen (ebd., 400ff.). Der Autor steht dann ständig vor der Aufgabe, »echtes Schuldgefühl« (menschlich) von »bloßem Mitgefühl« zu unterscheiden, was im Ergebnis kaum befriedigen kann, schon wegen der Subtilität der sprachlichen Konzepte. Die Fähigkeit, sich von außen, mit den Augen der anderen, zu sehen, hält er für rein menschlich. Phänomene wie kollektiver Stolz (»Wir sind Papst, Weltmeister etc.«) oder kollektive Schuld (»Das haben WIR getan«, auch wenn das Individuum nicht beteiligt war) hält Tomasello (ebd., 405), ganz zweifellos berechtigt, für spezifisch menschlich – aber die verfügbare Evidenz dafür ist rein sprachlich und darüber hinaus ausdruckspsychologisch nicht zu materialisieren. Einmal mehr verhindert die fließende Grenze zwischen vor-symbolischen und symbolischen Instanzen die schlüssige Behandlung der Ausdrucks- und Eindrucksphänomene.

2 Die konzeptuelle Aufteilung des Feldes

Das Konzept »Ausdruck« ist, salopp gesagt, so gestrickt, dass es etwas nur in der inneren Erfahrung Gegebenes symptomatisch nach außen setzt, das Konzept »Eindruck«

ist umgekehrt so perspektiviert, dass es eine in der äußeren Erfahrung (also »sozial«, für alle) gegebene Signal- und Steuergröße an das Verhalten und Erleben von Rezipienten koppelt. Bereits Bühler (1927) macht aus diesen beiden ungleichen Hälften ein dynamisches, quasi-kybernetisches Geschehen, bei dem die (wie auch immer transformierten) Befindlichkeiten der Teilnehmer zu Steuer- und Rückkopplungsgrößen für andere Teilnehmer werden, die den Ausdruck der anderen in ihre eigene Handlungssteuerung einbauen. Artübergreifende und transkulturelle Einheitlichkeit in den Ausdrucksfiguren und -gestalten des Emotionsgeschehens lässt sich (von Darwin bis Ekman, Eibl-Eibesfeld und de Waal) allein daran festmachen, dass menschliche Beobachter intersubjektiv Figuren als gleich oder ähnlich klassifizieren – auf der Grundlage ihrer optischen Gestalt in einem Standfoto oder nach ihrer dynamisch-gestalthaften Steuerwirkung im interaktiven Geschehen oder nach ihrer kulturellen Deutung durch Teilnehmer und/oder Beobachter.⁵ In dieser universalistischen Perspektive gilt der Affektausdruck als »unwillkürlich« (oder gar: kausal determiniert), der Eindruck als abhängig vom Eigengeschehen des Rezipienten.

Die experimentellen Verfahren, mittels derer die Einheitlichkeit und kulturübergreifende Allgemeinverständlichkeit des menschlichen (und auch partiell des tierischen) Emotionsausdrucks ermittelt worden ist, sind hinreichend oft dargestellt und kritisiert worden (vgl. u. a. das kritische Referat von Barrett 2017, 42–55). Für die hartnäckige Persistenz all dessen, was mit der Versprachlichung einschlägiger Erfahrung zu tun hat, spricht die Tatsache, dass auch Darwin in seinem Referat über die berühmten Versuche Duchennes notiert: Er habe die Zuordnungen von Ausdrucksfigur und Emotion dort völlig plausibel gefunden, wenn er zuvor den zugehörigen Text gelesen habe und wusste, »was darzustellen beabsichtigt worden war« (Darwin 2009, 1175). Ohne diese verbalen Erläuterungen jedoch wäre er oft in Verwirrung geraten, schreibt er. So etwas ist natürlich Wasser auf die Mühlen von Barrett (2017, 103), für die gilt: »the emotional information is not in the signal itself«, vielmehr wird das ausdrucksmäßig gegebene Rohmaterial erst relevant im Lichte der (kulturspezifischen) sprachlichen Konzeptualisierungen, über die der Rezipient verfügt, und die er in das Geschehen hineinträgt.⁶ Bühler hätte in solchen Zusammenhängen vermutlich daran erinnert, dass die Steuerwirkungen, die von den anderen ausgehen, immer auf das laufende Eigengeschehen im Empfänger wirken und von diesem her gedeutet werden. Barrett (ebd., 45ff.) notiert, dass die Universalität und Einheitlichkeit des Emotionsausdrucks wunderbar funktioniert, wenn man den Vpn (Versuchspersonen) sprachliche *labels* vorgibt, die sie den präsentierten Ausdrucksfiguren (Standfotos) zuordnen sollen, dass die Übereinstimmung aber bereits zusammenbricht, wenn die Vpn »frei« verbalisieren sollen, welche Emotion sie in den Ausdrucksgestalten identifizieren. Das »forced choice«-Format einschlägiger experimenteller Formate forciert eben auch die implizit in den verbalen Vorgaben repräsentierten Thesen der Experimentatoren.

Unbestritten ist die kommunikative Relevanz aller Ausdrucksphänomene. Aber die experimentellen Verfahren der Identifizierung »zugrunde liegender« Affekte und Emotionen sind durchweg extrakommunikativ in ihrer Anlage. Dynamisch-prozessuale Steuerungseffekte des Ausdrucksgeschehens sind schwer fassbar: Der Ausdruck läuft mit, dient Teilnehmern und Beobachtern als Symptom und Inferenzbasis, hat zweifellos Wirkungen, bleibt aber unthematisch – und wenn er sprachlich thematisiert wird, ist es um seine dynamisch-praktische Wirksamkeit geschehen, wirksam wird *dann* nämlich zuerst seine kulturelle Versprachlichung, nicht mehr seine dynamische Gestalt! Insofern ist die explizite Identifizierung und Konzeptualisierung eines Affekts, einer Emotion (ganz ähnlich wie in den gängigen Experimenten) immer damit verbunden, dass das dynamische Geschehen selbst symbolisiert, rationalisiert, auf eine andere Ebene gehoben wird.

In der verbalen Interaktion ist unsere bewusste Aufmerksamkeit auf den offiziell thematischen verbalen Strang konzentriert. Mit Bezug auf das laufende Ausdrucksgeschehen beim anderen sind wir (mehr oder weniger empfindliche) Beobachter, sofern wir Schlüsse ziehen, inferieren, vielleicht sogar thematisieren. Wir unterliegen aber auch einer »subsymbolischen« Steuerung durch das Ausdrucksgeschehen im anderen, der uns durch sein Auftreten (überlegen, förmlich, demütig ...) eine situierte Identität zuweist. Was auf diese Weise »mitläuft«, kann (nach lokalen soziokulturellen Regeln, versteht sich) gegebenenfalls auch thematisiert werden, aber stets um den Preis einer Unterbrechung des Hauptthemas. In ganz speziellen Gesprächstypen (etwa: Psychotherapie) kann das Ausdrucksgeschehen selbst zum Hauptthema gemacht werden. In jedem Falle rühren die Schwierigkeiten, die das Ausdrucksgeschehen seiner theoretischen Modellierung entgegensetzt, aus dessen prekärer Zwischenlage: subsymbolisch verankert im »Sender« und berufen, den »Empfänger« zu beeinflussen und zu steuern, auf den Ebenen, die es fallweise erreicht. Das Ausdrucksgeschehen ist ein dynamisches Grenzobjekt.

Es ist verschiedentlich notiert worden, dass wir als Beobachter empfänglicher für das mitlaufende Ausdrucksgeschehen sind, wenn wir als Nicht-Teilnehmer Gespräche zwischen anderen beobachten. Offenbar haben wir dann mehr freie Kapazität für die »Stimmung« zwischen den Beteiligten, wenn wir nicht laufend an eigene Beiträge denken müssen. De Waal (2019, 30) spricht in diesem Zusammenhang von »triadic awareness« und reklamiert entsprechende Kompetenzen bereits für gesellig lebende Primaten, wenn es etwa Anzeichen dafür gibt, dass ein Individuum die Beziehungen zwischen zwei anderen »kennt« und in seinem eigenen Verhalten berücksichtigt.

Vor dem skizzierten Hintergrund scheint die entscheidende Frage zu sein, wie weit der Affektausdruck (sei es der von Primaten oder der von Menschen) an seinen eigenen interpersonalen Wirkungen ausgebaut, modifiziert und entwickelt werden kann, wie weit er »kommunikativ« ist (im Sinne von Arnold Gehlen) und nicht phylogenetisch

fest verdrahtet, sondern formbar an den Antworten, die er bei anderen auslöst.⁷ Wie auch bereits der sensomotorische Dingumgang in der menschlichen Erwerbsmotorik von den »Antworten« der einbezogenen Gegenstandswelt her eingesetzt und gesteuert werden kann. In dem Maße, wie der Affektausdruck selbst plastisch und willentlich-strategisch verfügbar wird, kann er eben auch von seinen interpersonalen Erfolgen und Wirkungen her eingesetzt werden. Das ist sowohl die Voraussetzung dafür, dass der Affektausdruck kulturell normiert und modelliert werden kann, *und* dafür, dass er auch für Täuschung und Betrug eingesetzt werden kann.

Prima facie gibt es keinen Grund anzunehmen, dass es nicht auch bei sozial lebenden Tieren, Primaten etc. (sagen wir) kulturanaloge Modellierbarkeit des Affektausdrucks nach seinen Eindruckserfolgen geben soll. De Waal (ebd.) ist voll von einschlägigen Beispielen (immer vorausgesetzt natürlich, dass de Waals Deutung des berichteten Geschehens zutrifft).

Einigermaßen seltsam ist für den Wissenschaftshistoriker, dass sich die Fronten in der psychologischen, ethologischen (und ethnologischen) Ausdrucksforschung in den vergangenen 50 Jahren kaum verschoben haben. Manche Thesen in de Waal (ebd.) versetzen einen noch deutlich weiter zurück in die Vergangenheit: Die Ansicht etwa, dass Sprache an den primären Emotionsausdruck lediglich Etiketten anheftet (ebd., 126), erinnert mächtig an die Ausdruckspsychologie Wilhelm Wundts. Ein Blick in die Rezension eines von Ekman (1973) herausgegebenen Bandes, die von Margret Mead (1974) im *Journal of Communication* veröffentlicht worden ist, vermittelt den Eindruck, die Konfliktlinien verliefen bis heute unverändert. Mead (ebd.) moniert an Ekman (1973), dass er nichts zur Kenntnis nehme, was über seine These von der ererbten universellen Erkennbarkeit und Simulierbarkeit der basalen Emotionen am Gesichtsausdruck hinausführen könnte. Weder handele er vom kybernetischen Prinzip der wechselseitigen Steuerung noch von »incomplete intention movements« (was ungefähr Bühlers »Handlungsinicien«⁸ entspricht) noch auch von den damals bereits zirkulierenden multimodalen Kommunikationsanalysen des Typs »A Natural History of an Interview«, in denen neue Verfahren der Analyse des nonverbalen Geschehens erprobt wurden (vgl. zum Stand dieser Dinge bis in die 1970er Jahre Schmitz 1975). Tatsächlich habe Ekman lediglich bewiesen, dass Mitglieder verschiedener Kulturen davon überzeugt werden können, dass bestimmte simulierte Gesichtsausdrücke für elementare Emotionen wie Trauer, Glück, Angst, Ekel stehen und kulturübergreifend mit diesen identifiziert werden können. Meads eigene Position ist (von Franz Boas herkommend) naturgemäß kulturalistisch, sie stützt sich auf Ray Birdwhistells Mikroanalysen des Ausdrucksverhaltens in diversen Kulturen, bei denen keine Übereinstimmungen gefunden wurden.⁹ Und sie erzählt selbst die Geschichte einer balinesischen Kultur, in der die kulturell für verschiedene Anlässe vorgeschriebenen Emotionen ihr völlig unverständlich seien, während die nämlichen Akteure sich vollkommen verständli-

cher Ausdrucksfiguren bedienen, wenn sie Emotionen im Theater *darstellen* sollen. Für Mead gleichen Ekman's universelle Ausdrucksfiguren dem, was bei Konrad Lorenz »supernormal objects« (bzw. supernormale Stimuli) sind: durch Überstilisierung und Überprägnanz eindeutig und kommunikationssicher gestaltete, ritualisierte Signale, die eben durch diese Eigenschaften von den stets gemischten und oft ambivalenten Ausdruckssignalen des kulturellen Alltags abstechen. So kommt sie zu dem Schluss, dass ein phylogenetisch fester Fundus von Ausdrucksfiguren durchaus universal sein könne, wenn man anerkennt, dass er bloß als Material in den kulturell ausgeformten Fundus der »blended emotions« einschließt, die auch für Ekman (und Darwin!) kulturellen »display rules« unterworfen sind. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass auch der späte Bühler (1960, 82f.) in enger Anlehnung an Konrad Lorenz davon ausgeht, dass konservativ-instinktive Verhaltens- und Ausdrucksfiguren später im gelernten und ontogenetisch erworbenen Verhalten der Individuen noch »durchscheinen« können. Das Lächeln des Säuglings, bekanntlich die früheste ontogenetische Kontakt- und Sozialreaktion, ist im kulturellen Leben der Erwachsenen vermutlich diejenige Ausdrucksfigur, die am wenigsten an eine bestimmte Emotion oder Affekt- oder Beziehungslage gebunden ist, aber in so gut wie alle eingebunden werden kann (bzw. sogar muss, nach kulturellen Vorschriften).

3 Dampfmachine oder doppelte Kontingenz? Inszenierte Emotionen

Wer jemals beobachtet hat, mit welcher Hingabe bereits zweijährige Kinder Affektausbrüche inszenieren (namentlich gegenüber ihren Eltern, wenn sie etwas erreichen wollen), mit Heulen, Wutschreien, Umsichschlagen, Sichaufdenbodenwerfen, aber auch mit Trauer, Rückzug, Enttäuschung etc., der muss sich natürlich fragen (lassen), woran wir eigentlich erkennen (oder zu erkennen glauben), dass ein derartiger Gefühlsausbruch gespielt ist. Auch das entnehmen wir nämlich den Ausdrucksdaten, zum Beispiel dem erwartungsvollen Blick des Kindes, das die Wirkung seines Ausbruchs auf die Eltern prüft, oder einem nur halb präsenten, angedeuteten Lächeln hinter der Wutfassade. Oder der sehr raschen, bruchlosen Bereitschaft einzulenken, wenn die Wirkung nicht wie erwartet ausfällt. So jedenfalls legen wir uns die Dinge zurecht. Nicht minder berechtigt ist im Übrigen die bereits von Darwin notierte Erkenntnis, dass bei Kindern der Ausdruck seelischer Erregung viel kraftvoller, reiner und einfacher ist als bei hoch sozialisierten und disziplinierten Erwachsenen (Darwin 2009, 1175). In jedem Falle müssen wir mit einer Konstellation rechnen, in der Affektausdruck (in gewissen Grenzen) sozialisiert, in Willkürhandlungen eingebaut, durch kulturelle Erwartungen und Erwartungserwartungen transformiert wird – selbst dann, wenn seine elementaren

Ausdrucksfiguren (nach der These Darwins, Ekman, de Waals) tatsächlich phylogenetisches Erbe sind.

Das stärkste Argument derjenigen, die den phylogenetischen Ausdruckspol des Gesamtgeschehens in den Vordergrund schieben, besteht darin, dass bekanntermaßen Schreck, Ärger, Wut, Überraschung, Entsetzen etc. auch dann im körperlichen Gesamtausdruck manifestiert werden, wenn keine anderen Teilnehmer präsent sind, die durch das Ausdrucksgeschehen gesteuert oder beeindruckt werden könnten. Komplementäre Evidenz für Angeborenheit und Universalität des Affektausdrucks stammt aus der psychologisch-ethologischen Untersuchung taub und blind geborener Kinder (vor allem bei Ekman 1973 und Eibl-Eibesfeld 1973, 20ff.), deren Ausdrucksrepertoire (Weinen, Lächeln, Zorn, Kontaktverweigerung etc.) sich nicht erheblich von dem anderer Kinder unterscheidet, aber offenbar nicht simuliert werden kann.

In jedem Falle führt uns die Perspektive vom (angeborenen) Affektausdruck her bis an den Punkt, von dem aus deutlich wird, dass *wir* als Beobachter den Ausdruck lediglich als Eindruck »haben«: Er ist entweder Reaktions- oder Inferenzbasis für andere Teilnehmer oder Beobachter, mit einer (ausgedrückten) Emotion attributiv identifiziert wird er zunächst nicht durch das »Subjekt« des Ausdrucks, sondern durch andere.¹⁰

Wenig findet man (in der älteren wie in der neueren Literatur) zu der Frage, ob es nicht nur für den Emotionsausdruck, sondern auch für den Eindruck, den er auf andere macht, so etwas wie eine naturnahe, phylogenetische Grundlage gibt. Im Prinzip kann man (in der Tierwelt wie in der Menschenwelt) auf einen aggressiven Ausdruckskomplex mit Furcht, Rückzug, Gegenangriff etc. reagieren. Fest montiertes Verhalten wäre bei sozialen Arten dysfunktional. Arnold Gehlen notiert zu diesem Komplex: »Wie ebenfalls Lorenz nachgewiesen hat, sind die Grundgestalten des mimischen Gesichtsausdrucks echte Auslöser für – allerdings auf den Gefühlsstoß reduzierte – instinktive Antworten« (Gehlen 1975, 45).

Auf der Seite des Rezipienten, so interpretiere ich die ethologische These, löst der Gesichtsausdruck des Gegenübers keine fest vorhersagbare Verhaltensreaktion aus, sondern eben einen »Gefühlsstoß«, der in der eigenen Handlungs- und Verhaltensreaktion verrechnet wird. Was »im Prinzip« bedeutet, dass er auch überspielt, zurückgedrängt, reguliert werden kann. Bei Gehlen sind es dann die Institutionen und die gestalteten Produkte der Kultur (Geräte, Symbole, Sozialformen), die das Verhalten stabilisieren und erwartbar machen und das Individuum von der fallweisen Improvisation von Motiven und Entschlüssen entlasten.

Nun gibt es in der Tradition Freuds, in der US-Ethnografie nach Boas und in der Zivilisationssoziologie von Norbert Elias die axiomatische Vorstellung, dass jedwede kulturelle Ordnung auf der Normierung und Modellierung der »natürlichen« Affekte, Triebe und Emotionen ihrer Mitglieder beruht. Auf die Unterschiede zwischen

diesen Ansätzen kommt es hier einstweilen nicht an – wohl aber auf den axiomatischen Zusammenhang zwischen kultureller Modellierung und situativer Adressierung des Affektausdrucks. Wenn es für verschiedene soziale Situationen und soziale Beziehungen unterschiedliche »Vorschriften« gibt, dann entsteht mit deren Befolgung zugleich auch die Möglichkeit der aktiven Simulation des vorgeschriebenen Ausdrucks. Anders gesagt: Wer in vielen verschiedenen Lebenslagen stets anderen Anforderungen folgen kann (bei Beerdigungen Trauer bekunden, am Pokertisch keine Miene verziehen), der kann auch per Kalkül affektive Konstellationen inszenieren. Es gibt eine klare Korrelation zwischen »kultureller« Normierung des Ausdrucks und der Möglichkeit, Ausdruck strategisch auf erwünschten Eindruck hin zu entwerfen. Ausdruck ist dann immer »auch anders möglich«. Kulturelle Normierungen sind auf den »generalisierten anderen« in der Eigenkultur ausgerichtet, machen aber auch den *confidence man* möglich, der kulturelle Figuren des Ausdrucks und der Adressierung auf bestimmte andere manipulativ zuschneidet. Wer kulturell genötigt ist, in vielen situierten Identitäten aufzutreten, der kann Ausdrucksfiguren auch transponieren.

Wir sind hier wohlgermt auf einer Ebene der Modellbildung, in der man durchaus noch ohne die menschliche Symbolfähigkeit auskommt. Nichts spricht dagegen, dass Erfahrungen mit der »doppelten Kontingenz« der Ausdruck/Eindruck-Kreisläufe auch von sozial lebenden Tieren verwertet werden können (einmal mehr ist de Waal 2019 voll von einschlägigen Episoden aus der Primatenwelt). Auch in zwischenmenschlichen Interaktionslagen entsteht Thematisierungsbedarf nur dann, wenn eingespielte Routinen knirschen und problematisch werden. Das ist erst dann der Fall, wenn »Erklärungen« (*accounts*) explizit eingefordert werden, was eben immer auch bedeutet, dass das laufende Geschehen sich für die Teilnehmer nicht mehr »von selbst versteht«. Kybernetische Ausdruck-Steuerung-Kreisläufe des »Spiegel-und Masken«-Typus (Strauss 1959) sind zwar eine Domäne des Symbolischen Interaktionismus, sie sind aber erst dann auf signifikante Symbole angewiesen, wenn sie selbst thematisiert und problematisiert werden. Sekundäre kulturelle Ritualisierungen ersparen Konflikte und explizite Thematisierungen – solange sie routiniert und problemlos laufen. Da Anhänger des Symbolischen Interaktionismus gewöhnlich fest auf die sprachlich-symbolische Basis der »doppelten Kontingenz« setzen, werden sie wohl hier heftig widersprechen. Allerdings hat sich seither (vor allem durch Arbeiten von Jerome Bruner 1974, Daniel Stern 1985, Colwyn Trevarthen 1979) in diesem Punkt viel getan, und man weiß heute mehr über vorsprachliches »emotional attunement« (vgl. z. B. den Sammelband von Braten 2006). De Waals (2019) Argumentation setzt darauf, dass es diesbezüglich keinen scharfen Schnitt zwischen Tier und Mensch gibt, weil es soziale Kontrolle durch »Wahrgenommenwerden« eben auch in der Schimpansenhorde gibt: Das rangniedrige Männchen behält das Alphatier im Blick, schaut aber weg, wenn es auf dessen Blick trifft, »damit« sein Blick nicht als Drohstarren gedeutet werden kann, und es achtet

darauf, versteckt und unsichtbar zu sein, wenn es sich mit Weibchen paart, auf die das Alphamännchen »Anspruch« hat etc. Solche Motiv-accounts durch menschliche Beobachter mögen anthropomorphisierend sein und im Detail auch »falsch«, dennoch gilt für de Waal: »Our desire for sharp divisions is at odds with evolution's habit of making extremely smooth transitions« (ebd., 45).

Und: »In both humans and other animals, giving in to one's emotions without regard for the consequences is about the stupidest course of action to follow« (ebd., 36).

Der wohlfeile (gegen »Affenthusiasten« wie de Waal immer verfügbare) Anwurf, man anthropomorphisiere das Verhalten in der Affenhorde, ist schon insofern wenig hilfreich, als ja auch die Ersatzausdrücke derjenigen, die Primaten eben keine »Freundschaft«, »Trauer«, »Scham« zubilligen, weil das menschliche Affekte seien, nicht weniger anthropomorphisierend einherkommen. *Alle* sprachlichen Symbole anthropomorphisieren. Auch wenn wir Tierverhalten kausal-reflexhaft-maschinenanalog interpretieren, benutzen wir ein menschliches Modell: eben unsere Vorstellung von kausaler Mechanik.

Axiomatisch ist das Ausdrucksgeschehen aller sozialen Arten, sofern es wahrgenommen wird, eingespannt in die Steuerungskreisläufe, die Bühler (1927) in der *Krise* beschrieben hat: Wir »erfahren« sie an den Wirkungen unseres Ausdrucksgeschehens, die wir an anderen wahrnehmen, und an den Wirkungen von deren Ausdruck, wie wir sie an uns selbst wahrnehmen. So gesehen sind alle derartigen Steuerwirkungen vollkommen unabhängig davon, ob sie überhaupt sprachlich-symbolisch thematisiert (und erst recht davon, ob sie von den Teilnehmern »wahr« oder »richtig« wahrgenommen und gedeutet) werden.¹¹ Ekman's Repertoire der universell identifizierbaren Ausdrucksfiguren ist, so gesehen, nicht interaktionsrelevant, sondern extrakommunikativ. Dynamisch wirksam sind Ausdrucksfiguren auch dann, wenn die ihnen zugrunde liegende Emotion *nicht* richtig (oder gar nicht) identifiziert ist. De Waal (2019, 53) notiert, dass Bonobos ihr Repertoire an Gesichtsausdrucksfiguren auch »sinnfrei«, das heißt ohne anwesende Artgenossen, üben – und schließt daraus, dass sie ihre beweglichen Gesichter auch einsetzen können, um andere zu manipulieren. Nachweislich wirksame Spielsignale (wie sie von Bateson bereits vor 70 Jahren analysiert wurden; Bateson 1981, 141–161) wären da sicher ein überzeugenderes Argument für die Fähigkeit, Abläufe willkürlich zu manipulieren. Die Fähigkeit, zum Beispiel Aggression zugleich in einer Ausdrucksfigur anzudeuten und (spielerisch) zurückzunehmen, ist eine Voraussetzung für den manipulativen Einsatz von Signalen in Steuerungskreisläufen.¹² Sie ist, wie die Ethologen der ersten Generation gezeigt haben, in ritualisierten Komment-Kämpfen und anderen, um »Handlungsinittien« herumgebauten Ritualen der Tierwelt hoch wahrscheinlich.

Bezeichnend für solche Übergänge im Ausdrucksgeschehen ist eben, dass sich die feste Verbindung zwischen Emotion und Ausdruck lockern muss, um sie zu ermögli-

chen (wenn sie denn jemals fest war). Über das »Grinsen« bei Schimpansen schreibt de Waal: »The grin is an intensely social signal that mixes fear with a desire for acceptance« (de Waal 2019, 62).

Das »Grinsen« steht für »emotional blends«, für gemischte Emotionen. De Waal kommt dann auf das menschliche Lächeln zu sprechen und notiert dessen jederzeitige Verfügbarkeit und Künstlichkeit (»artificial, for public consumption« und »we often wear plastic smiles with no deep meaning whatsoever«; ebd., 66), um dann fortzufahren, das »echte« Lächeln sei »much harder to feign« (ebd., 67), was unlogisch ist, denn wenn es als »echter« Ausdruck von »innerer« Freude, Glück etc. konzeptualisiert wird, dann ist es unmöglich, es vorzutäuschen. Oder ist nur das frühe Säuglingslächeln »echt« in seinem Emotionsausdruck?

Gleich, ob eine Ausdrucksfigur willkürlich verfügbar oder unwillkürlich »von innen ausgelöst« ist: Die Folie, auf der sie wirksam wird, ist das dynamische Geschehen der »human interaction engine« (Levinson 2006). Sie ist *nicht* die Außenseite einer monologischen Emotion.

Dass wir auch am Telefon lächeln, das Gesicht verziehen etc., macht zwar kommunikativ keinen Sinn, deutet aber an, dass auch kulturell konventionalisierte Ausdrucksfiguren weitgehend automatisch abgerufen werden, unabhängig davon, ob das Gegenüber sie wahrnehmen und in Steuerkreisläufe einbauen kann. De Waal freilich macht aus den kommunikativ sinnlosen Ausdrucksautomatismen ein Argument für evolutionäre Kontinuität und fährt fort:

»Unless, of course, we evolved to communicate inner states involuntarily. In that case, expression and communication are the same thing. We don't fully control our faces, because we don't fully control our emotions. That this allows others to read our feelings is a bonus. Indeed, the link between what goes on inside and what we reveal on the outside may well be the whole reason why facial expression evolved« (de Waal 2019, 68).

Das ist ein Satz, so flapsig, dass er beinahe auch von Bühler stammen (und gegen Wundt gerichtet sein) könnte. Was uns aber nicht daran hindern sollte, die Folgerungen genauer unter die Lupe zu nehmen. Wenn wir nämlich evolutionär darauf programmiert sein sollten, unsere Emotionen (womöglich: unverfälscht) zum Ausdruck zu bringen, dann sind *alle* Kulturen, insofern sie nämlich den spontanen Ausdruck von Affekten, Trieben, Emotionen regulieren und normieren (und das tun sie buchstäblich alle! – mit mehr oder weniger Erfolg) im Dauerkonflikt mit dem stammesgeschichtlich-evolutionären Erbe der Menschheit. Sie sind dann (salopp gesprochen) anti-evolutionäre Veranstaltungen. Das ist bekanntlich (s. o.) die Überzeugung orthodoxer Psychoanalytiker, Boasianischer Ethnologen und Affektmodellierungssoziologen (wie Norbert Elias). Die kulturelle Affektmodellierung verdrängt den natürlichen Emotionsausdruck. Aber

kann das auch die Überzeugung eines (ansonsten stets auf evolutionäre Kontinuität bedachten!) Tierverhaltensforschers wie de Waal sein? Und sind dann Kulturen nicht allein anti-evolutionäre, sondern auch noch höchst *erfolgreiche* anti-evolutionäre Veranstaltungen, weil es ihnen gelingt, aus der phylogenetischen Verfügungsmasse des ererbten Affektausdrucks ein raffiniertes Instrumentarium zur Verbergung und Vertuschung der »wahren« Affekte und Emotionen zu machen?

Vor einem solchen axiomatischen Hintergrund schrumpft der spontan-unkontrollierte Affektausdruck zu einem archaischen, potenziell pathologischen Residuum, dessen Äußerungen vielleicht kleinen Kindern noch nachgesehen werden. Oder aber sie gelten, in einer benevolent kulturkritischen Interpretation, als ein Korrektiv gegenüber extremen kulturellen Zumutungen, als eine Art »Durchbrechen« der emotionalen Natur.

Wer jedenfalls (soziologisch, sozialpsychologisch, zeitdiagnostisch) auf eine »Normalität« hin sozialisiert ist, zu der strategische Selbstdarstellung, Erfolgs- und Wirkungsbezug, perfektionierte Affektmodellierung, Verstellung, Machiavellistische Praktiken (im weitesten Sinne) gehören, kurz: in einer Welt des Eindrucksmanagements,¹³ der wird de Waals Kontinuitätsthese bestenfalls für einigermaßen naiv halten. In dieser Welt gibt es allein »modellierte« Affekte, und jede unabsichtlich kundgetane Stimmung schwächt günstigenfalls die Eigenposition und führt schlimmstenfalls zu sozialer Marginalisierung als »unkontrolliert«. Vor dem Hintergrund kulturell normierter (und vor allem: durchgesetzter) Affektmodellierung wirken Ekman's universell identifizierbare »basic emotions« wie eine Dampfmaschine im digitalen Zeitalter. Und das Pokerface ist ebenso leicht verfügbar wie das kommerzielle Konventionslächeln.

Im spezifisch menschlichen Bezugssystem der »human interaction engine« (Levinson 2006) reagieren wir bewusst und explizit auf attribuierte Intentionen, die wir aus dem multimodalen Geschehen herausdestillieren müssen, möglicherweise aber implizit und »vorbewusst« auch auf durchscheinende und subthematische Ausdruckssignale. Nicht jeder fällt auf jeden *confidence man* herein, aber jeder kennt physiognomische Fassaden von Menschen, von denen man »keinen Gebrauchtwagen kaufen« würde. Die *online*-Dynamik des interaktiven Geschehens verlangt von den Teilnehmern, dass sie aus dem multimodalen sequenziellen Ablauf herausziehen, was für den nächsten Zug relevant ist, und dokumentiert, wie sie den vorangegangenen interpretiert haben. Ausdrucks- und eindruckpsychologisch zählt, dass wir immer nur *einen* Punkt symbolisch-konzeptuell bündeln und linear abarbeiten können, während wir wahrscheinlich auf mehrere implizit reagieren – und indem wir die wahrgenommene Gesamtsequenz auf (sagen wir) gestalthafte Konsistenz abklopfen. Wenn wir ein Gesichtsfoto betrachten, das einen »fruchtbaren Moment« (Bühler 1933, 81) in den »Sukzessionsgestalten« des Ausdrucksgeschehens fixiert, dann scheint eine eindeutige Interpretation möglich – aber in der Interaktion haben wir die Ausdrucksdynamik als flüchtige Facette

des Gesamtgeschehens. Die eindeutige sprachliche Bezeichnung passt gut zum fixierten »fruchtbaren Moment« – und weit weniger gut zur »unordentlichen« interaktiven Realität. Denn da muss er mit einer Fülle anderer Indizes und Symptome verzahnt und verrechnet werden.

De Waals Auseinandersetzung mit Lisa Feldman Barrett (2017) beginnt just an diesem Punkt:

»That faces are best judged in context has been taken to its extreme by Lisa Feldman Barrett, an American psychologist, who claims that emotions are mentally constructed. Instead of us being born with a set of well defined emotions marked by clear body signature, she argues, what we feel boils down to how we evaluate the situation we find ourselves in. Her position clashes with scientists who believe in Ekman's six basic emotions as the foundation of everything« (de Waal 2019, 125).

Für Barrett (2017) sind Emotionen und Affekte körpernahe Bewertungsinstanzen, abgemischt aus dem aktuellen Aktivierungs- und Erregungszustand des Akteurs und der laufenden Situationsbewertung als angenehm oder unangenehm. Zur konventionellen »Grammar of Motives« (Burke 1969 [1945]) gehört es bei Psychologen, dass sie Emotionen und Affekte auf das Individuum zurechnen, das sie »zeigt«, nicht auf dessen aktuelle Bewertung der laufenden Situation und der Beziehung zu anderen Teilnehmern. Umso mehr, als die erlebnispsychologische Denktradition uns ja nahelegt, dass ihre Innenseite allein dem ausdrückenden Individuum gegeben und nur »subjektiv« erfahrbar sei. Je mehr man freilich zu einer soziologischen Perspektivierung des Geschehens wechselt, desto eher erscheinen Affekte und Emotionen als evaluative »Reflexe« des Handlungsgeschehens am und im Akteur, die ihm die »Richtung« seines Handelns vorgeben. Dass die eigene Befindlichkeit in diesen Komplex mit eingeht, versteht sich. Aber wie sie das tut, ist nicht klar. Barrett (2017) stellt ihre eher neurologisch basierten Innenbefunde schroff den sprachlich-kulturell konstruierten Außenbefunden gegenüber. Das hat den Effekt, die erlebnispsychologischen Probleme des »Innen« zu neutralisieren – ein Effekt übrigens, den de Waal mit seiner schroffen terminologischen Gegenüberstellung von »feeling« (innen, unzugänglich) und »emotion« (außen, analysierbar, vergleichbar) ganz ebenso erreicht.

4 Kultur und Ausdruck/Eindruck

Auf den ersten Blick könnte es de Waal gefallen, was Kenneth Burke über die schlagende Wirkung der Stummfilme Charly Chaplins (und deren Fundierung im körperlichen Ausdruck) schreibt:

»The people's extreme delight in the acting of Charly Chaplin was probably due to the way in which his accurate mimetic style could surmount the social confusion. His expressions possessed an almost universal significance, since they were based upon the permanent certainties of the body, the eternal correlations between mental attitude and bodily posture« (Burke 1984 [1935], 52).

Auf den zweiten Blick sollte es freilich zu denken geben, dass man für die überzeugende Darstellung der »ewigen Wahrheiten« des körperlichen Ausdrucks einen so perfekten Stummfilm-Schauspieler wie Charly Chaplin benötigt. Das spricht nicht gerade dafür, dass wir die »ewigen Wahrheiten« des Emotionsausdrucks im Alltag überhaupt zu Gesicht bekommen. Chaplins Ausdruck ist so hoch ritualisiert und überprägnant, dass er in allen Einzelheiten Konrad Lorenz (und Niko Tinbergens) ethologische Definition des supernormalen Stimulus erfüllt. Und wer Burkes Stichwort der »social confusion« ernst nimmt, der wird als Kulturalist den durchschlagenden Erfolg Charly Chaplins auch darauf zurückführen, dass in der multikulturellen und hoch fragmentierten Einwanderergesellschaft der USA die Verständigung mittels kongruenter kultureller Erwartungserwartungen (doppelte Kontingenz) eben höchst problematisch geworden war. Vor diesem Hintergrund kompensiert Chaplins »übernormaler« Ausdruck der naturnahen emotionalen Bewertungen das Fehlen eines kulturellen »Vorverständigtseins«, wie es in kulturell homogenen Zusammenhängen erwartet werden könnte.

Und wenn Chaplins Meisterschaft darin bestand, die situierten Bewertungen des laufenden sozialen Geschehens durch den Akteur ausdruckstechnisch so in Szene zu setzen, dass sie kulturunabhängig erkannt und genossen werden können, dann ist die manipulative Komplementär- und Gegenfigur dazu der *confidence man*, am besten eingedeutscht vielleicht als Hochstapler, Trickbetrüger, jemand, der vorgibt, etwas zu sein, was er nicht ist, aber doch vollkommen verkörpert. Literarisch gestaltet ist der *confidence man* in Herman Melvilles letztem, gleichnamigem Roman (Melville 1990 [1857]), und soziologisch verkörpert ist er in der Mikrosoziologie Erving Goffmans.

Der *confidence man* ist das Paradigma der kulturell fragmentierten Massengesellschaft in den USA (und Melville ist ihr Prophet). Als Sozialfigur lebt er davon, dass er ausdruckstechnisch und situativ stets die sozialen Identitäten verkörpern und adressieren kann, von denen er sich Vorteile verspricht. Er ist ein gewitzter Schauspieler und geübt in der Kunst, sich so in Szene zu setzen, dass er das Vertrauen seiner Adressaten erwirbt (und allfällige Anfälle von Misstrauen überspielt). Und wenn er es erworben hat, setzt er es ein für den eigenen Vorteil. Ausdrucks- und Eindruckspsychologisch ist der *confidence man* darum interessant, weil er von strategischer Authentizitätssuggestion lebt und weil jedes erkennbare Durchschlagen seiner wirklichen »inner states«

das Spiel umgehend zerstören würde. Gegen generalisiertes Misstrauen hat er weder eine Chance, wenn er andere anpumpt, sie um milde Gaben für Bedürftige bittet, noch wenn er ihnen lukrative Einnahmen in Aussicht stellt (Melville 1990 [1857] gestaltet den ganzen Komplex sehr feinsinnig).

Kurz: Auch der *confidence man* muss, ganz wie der authentische Darsteller der naturnahen »ewigen Wahrheiten« des Ausdrucksgeschehens, ein vorzüglicher Schauspieler sein, dem vor allem eines nicht passieren darf: dass man seine »wahren« Motive, Absichten, Affekte zu irgend einem Zeitpunkt an der Ausdrucksoberfläche erkennen kann. Wir normalsterblichen Alltagsakteure, so die Schlussfolgerung, bewegen uns irgendwo zwischen den beiden Extremen. Wir sind in der Lage, unsere strategischen Interessen und Selbstdarstellungen zu managen und dabei halbwegs »echt« auszusehen, wie es die kulturellen Normen verlangen. Wir treten in den situiereten Identitäten auf, die von uns verlangt werden, inszenieren aber nur in Maßen Ausdrucksschablonen, um andere hereinzulegen. Wir lachen manchmal aus sozialer Höflichkeit und manchmal »wirklich« etc., und wir können uns mehr oder weniger gut »verstellen«.

Vor diesem Hintergrund könnte es heuristisch sinnvoll sein, in der Sphäre der menschlichen *online*-Interaktion, auf der Ebene der »human interaction engine« (Levinson 2006), nur das wirklich dem Ausdruck zuzurechnen, was als unkontrollierter »Überschuss« den Erwartungshorizont der doppelten Kontingenz überschreitet, was den Teilnehmern als nicht-willkürlich, als unabsichtlich etc. erscheint – selbstverständlich eine instabile und wechselnde Größe, die bestenfalls vor Ort und lokal bestimmt werden kann. Und vor allem: eine Dimension, die wir vor allem dann zu Gesicht bekommen, wenn sie zur Grundlage von expliziten oder impliziten Teilnehmer- und/oder Beobachterinferenzen wird. Das dürfte aber für den konzeptuellen Kern dessen stehen, was bei Bühler »Symptom« ist. Steuerwirkungen, die subsymbolisch und unterhalb der Inferenzebene bleiben, sind notorisch schwer zu validieren.

Am Ende können wir in nachträglichen, filmbasierten Sequenzanalysen nur dingfest machen, was auch tatsächlich bei anderen Teilnehmern Reaktionen auslöst (oder aber aus der Beobachterposition heraus solchermaßen gedeutet wird), was irgendwie im Fortgang der Dinge aufgenommen und ratifiziert worden ist. Es gibt eine fließende Grenze zwischen dem, was wir (bzw. was die Teilnehmer) dem Verhältnis zwischen adressierender und adressierter lokaler Identität zurechnen, und dem, was der handelnden Person zugerechnet wird. Ähnlich konzipiert ist Erving Goffmans Unterscheidung zwischen »information given« und »information given off«, die wiederum auf Ichheiser (1949) zurückverweist. Da wir aber im Alltag nie genau wissen können, was uns absichtlich mitgeteilt, was uns durch die Blume zu verstehen gegeben (als Inferenz nahegelegt) und was uns unabsichtlich kundgegeben ist, bleibt diese Grenzziehung problematisch.

Fragwürdig und problematisch wird diese Grenz- und Übergangszone dann erst recht zum Beispiel im Verhältnis zwischen Psychiatern und Personen, die als »psychisch krank« diagnostiziert sind. Bei ihnen gilt plötzlich alles, was sie äußern, als »Symptom« ihrer Erkrankung, mit dem unweigerlichen Ergebnis, dass sie krampfhaft versuchen, das eigene Ausdrucksgeschehen unter Kontrolle zu bringen, was seinerseits Resultate zeitigt, die ebenfalls als pathologische Symptome gedeutet werden können. Was Personen, die als »psychisch krank« etikettiert sind, uns absichtlich mitteilen, wird sogleich in die Symptomebene verschoben, mit dem Resultat, dass sich leicht so etwas wie ein »Rüstungswettlauf« etabliert zwischen den sozial-konventionellen Signaldeutungen und den psychiatrischen Symptomdeutungen des Ausdrucksgeschehens. Ein Rüstungswettlauf übrigens, den die Psychiater bei Weitem nicht immer gewinnen. Besser gesagt: Sie gewinnen ihn, nicht weil sie über bessere Deutungen, sondern nur, weil sie über mehr institutionelle Macht verfügen.

Tomasellos (2020) erneuertes Argument für eine absolute menschliche Sonderstellung ruht auf dem axiomatischen Konzept der geteilten Intentionalität. Menschliche Emotionen, so der Leitgedanke, sind nicht so sehr die Außenseite innerer Zustände der Individuen, sondern vielmehr Angebote, Affekte und Bewertungen in der (affektiv-dyadischen oder triadischen) Konstellation geteilter Aufmerksamkeit für ein gemeinsames »Thema« ebenfalls zu teilen.

Damit sind sie als *menschliche* von Anfang an sozial und der individualpsychologischen Zuständigkeit entzogen. Wir können von dieser Warte aber auch mit dem Gedanken leben, dass soziale Primatenarten ihr Ausdrucksverhalten im Blick auf die vorweggenommenen Gruppenreaktionen entwickeln. Was Folgen hat für den evolutionären Erfolg einer Gruppe, das ist auch selektionsrelevant für die Individuen (es sei denn für dogmatische Feinde jedweder Gruppenselektion). Es wäre aber gleichermaßen naiv, die Existenz antagonistischer, eben nicht auf das Teilen angelegter Emotionen in der Menschenwelt abzustreiten wie umgekehrt die Existenz kooperativer und geteilter emotionaler Zustände in Primatenhorden. Der theorie-technische Vorteil Tomasellos liegt darin, dass seine sprachanalogen triadischen Konstellationen (in denen mehrere Teilnehmer gegenüber gemeinsam gegebenen Erfahrungsgegenständen gemeinsame emotionale Einstellungen aufbauen) eine Matrix für die kulturelle Konditionierung des Emotionsausdrucks bereitstellen. Sein Modell steht in der Tradition, wonach die menschliche Symbolfähigkeit *alles* ändert, auch den Emotionsausdruck, seine Wirkung und seine Deutung, und es steht somit im Gegensatz zu de Waals »affenenthusiastischer« Kontinuitätsthese. Wenn die Vermutung (mehr ist es keinesfalls) stimmen sollte, dass es die ständige (in der Ontogenese zunehmende) Verfügbarkeit des sprachlich-symbolischen Modus ist, die den naturwüchsigen Ausdruck/Eindruck-Komplex hybridisiert und überlagert, dann wären Untersuchungen sinnvoll und heuristisch fruchtbar, die das Verhältnis

von Ausdruckskontrolle und Sprachbeherrschung in der kindlichen Entwicklung in den Blick nehmen. Schließlich beginnen die emotionalen »Protokonversationen« der frühkindlichen Entwicklung zwischen einem »naturhaft« lächelnden oder schreienden Säugling und einer (hoffentlich ebenfalls lächelnden, aber) symbolisch-inferierenden Bezugsperson, deren emotionale Ressourcen kulturell geformt und wenigstens partiell von durchgesetzten Deutungsmustern her eingesetzt werden. Pathologien nehmen da ihren Ausgangspunkt, wo die »naturhafte« und die symbolisch-inferenzielle und »kulturhafte« Seite des Geschehens inkompatibel werden.

Unter unmittelbarem situativem Handlungs- und Entscheidungsdruck intensivieren sich Affekte und Emotionen – während entlastetes, routiniertes und gekanntes Handeln dazu tendiert, affektiv und ausdrucksmäßig unergiebig zu werden. Und das gilt durchaus auch für entlastetes und routiniertes sozial-interaktives Handeln. Der psycho-biologische Bewertungsapparat, zu dem Affekte und Emotionen gehören, tritt dann in den Hintergrund und übernimmt Signal- und Monitoring-Funktionen im laufenden Geschehen. Beispielhafte Analysen der Engführung von Signal- und Monitoring-Funktionen im Blickverhalten von Fußgängern auf belebten Wegen, die einander ausweichen (und das miteinander organisieren) müssen, findet man bei Goffman (1974, 23–53). In solche Ausdruck-Steuerung-Kreisprozesse eingebunden ist bekanntlich auch das Blickverhalten in Gesprächen (vgl. exemplarisch Erb-Sommer und Schmitz 1989). Offenbar können die »Reste« ehemals durchaus »starken« Emotionsausdrucks (wie z. B. auch das allgegenwärtige Lächeln) leicht in Signal- und Steuerungsfunktionen eingefädelt werden. Sie reduzieren ihren Ausdruckswert zugunsten ihrer Signal- und Steuerungsfunktion. All das sind Weisen dynamischer hic-et-nunc-Steuerungen, die ganz und gar ohne explizite Sinnbildungs- und Verstehensprozesse auskommen, wie sie in der Sprachkommunikation dominieren (vgl. hierzu die Diskussion über Bühlers Lebenspsychologie bei Friedrich 2018, 149ff.).

Dass jedenfalls auch Bühler entlang solcher Linien gedacht hat, belegt der (freilich ziemlich kryptische) Satz im leicht chaotischen Schlussteil der Ausdruckstheorie: »Wer weiß, was auszudrücken übrig bliebe, wenn man den Menschen der Fiktion, der Maske und des Rollenspiels in jeder Form entwöhnen könnte« (Bühler 1933, 203).

5 »Ich sehe was, was du nicht fühlst«

Mit dieser hübschen Überschrift versieht die *FAZ* einen Artikel, der von den jüngsten Anwendungsversuchen ausdruckspsychologischer Modelle in der KI-Forschung han-

delt (vgl. Scheer 2021). Nach der automatischen Gesichtserkennung ist derzeit die automatische Identifizierung im Gesicht ausgedrückter Emotionen ein KI-Hype. Es gibt bereits Websites, auf denen man sein Gesicht in die Kamera halten kann, während die Software den mimischen Ausdruck den sechs Grundemotionen Ekman's zuordnet. Was den Einsatz solcher Emotionserkennungssysteme angeht, so sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt. Wer künftig das falsche Gesicht schneidet, wird bei der Jobsuche ausgesiebt, nicht in den Flieger oder ins Konzert gelassen, als potenzieller Störer markiert etc. Die dystopischen Potenziale der Digitalisierung sind erst in groben Umrissen erkennbar. Scheer (2021) berichtet, in chinesischen Gefängnissen sei eine affektive Rundumüberwachung der Gefangenen bereits verbaut. Der Hersteller wirbt damit, dass so Suizide verhindert werden könnten! Man könnte auch sagen: Die Überwachung reicht so weit, dass man sich ihr nicht einmal durch Freitod entziehen kann. Wir werden künftig lernen müssen, den Überwachungskameras ein möglichst unauffälliges Pokerface zu zeigen. Und was uns von den Primaten unterscheidet, ist eben: *dass* wir das (in gewissen Grenzen) lernen können.

Was hier interessiert, ist jedoch nur die Programmierung solcher Geräte, und da begegnen wir in der Tat unseren Helden: Die von den Kameras erfassten Ausdrucks- und Bewegungsmuster werden algorithmisch mit Bildern abgeglichen, die zuvor von Vpn den vermeintlich kulturübergreifenden Ekman'schen Grundemotionen zugeordnet worden sind. Wie sollte man auch anders verfahren? Im interaktionalen Vollzug sind auch Menschen nur selten sicher, die Emotion ihres Gegenübers »korrekt« identifiziert zu haben. Sie geben eine Rückmeldung, die ihre Deutung implizit enthält. Einmal mehr haben wir es bei den Algorithmen zur Emotionserkennung zu tun mit der (auf Duchenne zurückweisenden und bereits von Darwin kritisierten) zirkulären Konstellation aus verfügbaren sprachlichen Etiketten und »supernormalen« Stimuli. Gegen diese Praktiken, so erfahren wir von Scheer (2021), macht unter anderen Lisa Feldman Barrett mobil:

»Eine Metastudie, an der Lisa Feldman Barrett mitgewirkt hat, kommt auf Emotionserkennung bezogen zu einem noch vernichtenderen Urteil: Es gebe schlicht keine hinreichenden wissenschaftlichen Belege dafür, dass die Gefühlslage einer Person aus ihrem Gesicht abzulesen sei. Das AI Now Institute der New York University zieht daraus einen radikalen Schluss: Emotionserkennungssysteme sollten verboten werden, wo immer es um >wichtige Entscheidungen< für Menschen gehe« (ebd., 9).

Dem ist nichts hinzuzufügen – außer vielleicht, dass man diesen jüngsten KI-Hype auch als eine Art Gleichnis für den »Fortschritt« in der Psychologie lesen kann. Hoch wirksame Sozial- und Überwachungstechnologien funktionieren auch, wenn man sie mit falscher und schlechter Psychologie füttert.

Anmerkungen

- 1 Im folgenden Text verwende ich die Ausdrücke »Affekt«, »Emotion«, »Gefühl«, wo es auf den von de Waal markierten Unterschied nicht ankommt, weitgehend austauschbar. In der gegenwärtigen Affektpsychologie neigt man zu anderen terminologischen Konventionen und versteht unter »Emotion« oft gerade das sprachlich Konzeptualisierte.
- 2 Und haben sich nicht die frühen Denkpsychologen, nicht zuletzt der Külpe-Schüler Bühler selbst, mächtig schwergetan mit der sprachlichen Explikation dessen, was man salopp als »Gedanken« bezeichnet?
- 3 Hier ist zu beachten, dass Barrett (2017) de Waals terminologische Ausgangslage (Gefühle = innen, Emotionen = außen) *nicht* teilt.
- 4 In Anlehnung an die Säuglingsforschung von Colwyn Trevarthen und Daniel Stern spricht er von emotionaler »Protokversation« und von bindungsförderndem »emotional attunement«. Man beachte, dass Emotionen hier gar nicht primär dem Individuum zugerechnet werden, sondern von vornherein den jeweiligen sozialen Beziehungen!
- 5 Bühler (1933) konzeptualisiert die in der Literatur zur Illustration von Emotionen üblichen Standfotos als »fruchtbare Momente« im dynamischen Ausdrucksgeschehen; ich komme darauf zurück.
- 6 Nicht diskutieren kann ich hier das medienwissenschaftlich natürlich sehr relevante Problem, ob die üblichen »stills«, Standfotos, die uns in der Ausdrucksliteratur als repräsentativ für bestimmte Emotionen präsentiert werden, angemessene Vertreter des dynamischen Gesamtgeschehens sein können, mit dem es die Teilnehmer von Interaktionen zu tun haben. Bühler hat das Problem jedenfalls gesehen und spricht (in Bühler 1933, passim) von den »fruchtbaren Momenten«.
- 7 Es versteht sich, dass der Ausdruck im gleichen Maße aufhört, »unwillkürlich« zu sein, wie er von äußeren Tatbeständen her eingesetzt werden kann.
- 8 Und darüber hinaus auch der Auffassung von Konrad Lorenz, wonach die unwillkürlichen Ausdrucksfiguren Rudimente von Zwecktätigkeiten seien.
- 9 Ekman (1973) schreibt über Birdwhistell, dieser sei in seinen Kinetik-Analysen ein »captive of his own linguistic model« geworden. So zitiert Mead (1974, 211) ihn, eine Diagnose, der man mit dem zeitlichen Abstand von beinahe 50 Jahre durchaus zustimmen kann, denn in der Tat haben sich die linguistischen Verfahren des Segmentierens und Klassifizierens im Bereich des Ausdrucks- und Bewegungsverhaltens nicht bewährt (vgl. hierzu auch Schmitz 1975, 174–178 und Farnell 2002).
- 10 Diese Erkenntnis finden wir bereits bei Gustav Ichheiser (1932).
- 11 »[V]erbal labeling is not part of emotional communication«, schreibt de Waal (2019, 124) bündig.
- 12 De Waal (2019, 71f.) kommt auch auf die Bedeutung von Spiel-Signalen zu sprechen, aber in etwas anderen Zusammenhängen.
- 13 Wie sie dominiert in den soziologisch-sozialpsychologischen Analysen von Gustav Ichheiser und Erving Goffman.

Literatur

- Barrett, Lisa Feldman. 2017. *How Emotions are Made. The Secret Life of the Brain*. New York: Houghton, Mifflin, Harcourt.
- Bateson, Gregory. 1981. *Ökologie des Geistes*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Braten, Stein, Hrsg. 2006. *On Being Moved. From Mirror Neurons to Empathy*. Amsterdam & Philadelphia: Benjamins.
- Bühler, Karl. 1927. *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl. 1933. *Ausdruckstheorie. Das System, an der Geschichte aufgezeigt*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl. 1960. *Das Gestaltprinzip im Leben der Menschen und der Tiere*. Bern: Huber.
- Bruner, Jerome S. 1974. »From communication to language – a psychological perspective«. *Cognition* 3 (3): 255–87.
- Burke, Kenneth. 1969 [1945]. *A Grammar of Motives*. Berkeley, L. A.: University of California Press.
- Burke, Kenneth. 1984 [1935]. *Permanence and Change*. Berkeley, L. A.: University of California Press.
- Darwin, Charles. 2009. *Gesammelte Werke*. Frankfurt a. M.: Zweitausendeins [nach den Übersetzungen von Carus].
- De Waal, Frans. 2019. *Mama's Last Hug. Animal Emotions and What They Tell Us about Ourselves*. New York & London: Norton.
- Eibl-Eibesfeld, Irenäus. 1973. *Der vorprogrammierte Mensch*. Wien, München & Zürich: Fritz Molden.
- Ekman, Paul, Hrsg. 1973. *Darwin and Facial Expression. A Century of Research in Review*. New York: Academic Press.
- Ekman, Paul. 1998. »Afterword: Universality of emotional expression? A personal history of the dispute«. In *Darwin*, hrsg. v. Paul Ekman, 363–93. New York & Oxford: Oxford UP.
- Erb-Sommer, Matthias und Walter H. Schmitz. 1989. »Wegblicken in verbaler Interaktion. Zur Funktion und Determination nonverbaler Verhaltens«. In *Kognition und Kommunikation. Beiträge zur Psychologie der Zeichenverwendung*, hrsg. v. Clemens Knobloch, 101–36. Münster: Nodus.
- Farnell, Brenda. 2002. »Birdwhistell, Hall, Lomax, and the »Origins« of Visual Anthropology: A Commentary«. *Visual Anthropology* 16 (1): 43–56.
- Fleck, Christian. 2015. *Etablierung in der Fremde. Vertriebene Wissenschaftler in den USA nach 1933*. Frankfurt & New York: Campus.
- Friedrich, Janette. 2011. »Das Erleben von Ausdruck – Einfühlung oder Zeichen? Zu Bühlers Ausdruckstheorie«. In *Gefühl, Geste, Gesicht. Zur Phänomenologie des Ausdrucks*, hrsg. v. Michael Großheim und Stefan Volke, 88–113. Freiburg: Karl Alber.
- Friedrich, Janette. 2018. »Bühlers neues Programm der Lebenspsychologie«. In *Karl Bühlers Krise der Psychologie*, hrsg. v. Janette Friedrich, 137–64. Cham: Springer.
- Gehlen, Arnold. 1975. *Urmensch und Spätkultur*. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Athenaion.
- Goffman, Erving. 1959. *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York: Doubleday.
- Goffman, Erving. 1974 [1971]. *Das Individuum im öffentlichen Austausch*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [zuerst 1971 als: *Relations in Public. Microstudies of the Public Order*. New York: Basic Books].
- Ichheiser, Gustav. 1932. »Ausdruck und Eindruck« [Expression and impression]. *Kölner Vierteljahreshaft für Soziologie* 11: 59–64.
- Ichheiser, Gustav. 1949. *Misunderstandings in Human Relations: A study of false social perception*. Chicago: University of Chicago Press. [Erhältlich als Beigabe zum *American Journal of Sociology* 55 (2), Teil 2. Wiederabgedruckt 1970 in *Appearances and realities: Misunderstandings in human relations*, hrsg. v. W. E. Henry und N. Sanford, 7–120. San Francisco: Jossey-Bass.]
- Ichheiser, Gustav. 1970. *Appearances and realities: Misunderstandings in human relations*, hrsg. v. W. E. Henry und N. Sanford. San Francisco: Jossey-Bass.
- Joerchel, Amrai C. und Gerhard Benetka, Hrsg. 2018. *Memories of Gustav Ichheiser. Life and Work of an Exiled Social Scientist*. Cham: Springer.
- Levinson, Stephen C. 2006. »On the Human »Interaction Engine«. In *Roots of Human Sociality. Culture, cognition and human interaction*, hrsg. v. Stephen C. Levinson und Nicholas J. Enfield, 39–69. Oxford: Berg Publishers.
- Mead, Margaret. 1974. »Review of Ekman (1973)«. *Journal of Communication* 25 (1): 209–13.

Clemens Knobloch

- Melville, Herman. 1990 [1857]. *The Confidence-Man. His Masquerades*. London, N. Y.: Penguins.
- Scheer, Ursula. 2021. »Ich sehe was, was du nicht fühlst«. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. April 2021: 9.
- Schmitz, Heinrich Walter. 1975. *Ethnographie der Kommunikation*. Hamburg: Buske.
- Stern, Daniel N. 1985. *The Interpersonal World of the Infant: A View from Psychoanalysis and Developmental Psychology*. New York: basic.
- Strauss, Anselm. 1959. *Mirrors and Masks. The Search for Identity*. Glencoe: The Free Press. [Dt. Übersetzung 1968 Frankfurt a. M.: Suhrkamp.]
- Tomasello, Michael. 2020. *Mensch werden. Eine Theorie der Ontogenese*. Berlin: Suhrkamp.
- Trevarthen, Colwyn. 1979. »Communication and cooperation in early infancy: A description of primary intersubjectivity«. In *Before Speech: The Beginning of Interpersonal Communication*, hrsg. v. Margaret Bullowa, 321–47. Cambridge: UP.
- Ungeheuer, Gerold. 1972 [1967]. »Die kybernetische Grundlage der Sprachtheorie von Karl Bühler«. In ders. *Sprache und Kommunikation*, 171–90. Hamburg: Buske [zuerst 1967 in *To Honor Roman Jakobson. Essays on the Occasion of his Seventieth Birthday, Vol. 3*, 2067–86. The Hague: De Gruyter Mouton.]

Der Autor

Clemens Knobloch, Prof. Dr. em., ist Sprach- und Kommunikationswissenschaftler. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Geschichte der Sprachwissenschaft, Sprachpsychologie, Politische Kommunikation, Grammatik.

Kontakt: Prof. Dr. em. Clemens Knobloch, Gartenstraße 16, 53913 Swisttal, E-Mail: knobloch@germanistik.uni-siegen.de

Das Organonmodell und die Theorie der Sprechakte

Karl Bühlers Sprachtheorie im Kontext der Philosophie der Alltagssprache

Ralph Sichler

Journal für Psychologie, 29(2), 81–98

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2-81>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Die 1934 veröffentlichte *Sprachtheorie* stellt einen Meilenstein in Karl Bühlers äußerst produktiver Schaffensperiode während seiner Wiener Jahre dar. Sie fällt in eine Zeit, als sich die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen Sprache grundlegend veränderte. Während vor der Publikation von Bühlers *Sprachtheorie* vor allem in der Wissenschaftsphilosophie die logische Analyse des idealisierten Erkenntnisinstruments Sprache im Zentrum stand, fand ab der Mitte des 20. Jahrhunderts die Alltagssprache und ihr situativer und sozio-kulturell vermittelter Bezug zum menschlichen Handeln zunehmende Aufmerksamkeit. Im vorliegenden Beitrag sollen die bislang wenig beachteten Parallelen und Unterschiede von Bühlers ansatzweise pragmatischer Sprachauffassung zur analytischen Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts erörtert werden. Dabei wird der Fokus auf die Theorie der Sprechakte gelegt. Aus der Gegenüberstellung wird deutlich, dass neben offenkundigen Ähnlichkeiten deutliche Unterschiede bestehen, die sich vor allem aus dem jeweils ersichtlichen metatheoretischen und sprachphilosophischen Hintergrund ergeben.

Schlüsselwörter: Sprachtheorie, Philosophie der normalen Sprache, Sprechakt, Karl Bühler, Organonmodell

Summary

The organon model and the theory of speech acts

Karl Bühler's theory of language in the context of the ordinary language philosophy *The Theory of Language*, published 1934 in German, represents a milestone in Karl Bühler's very productive and creative period during his years in Vienna. It was released at a time when scientific approaches to the phenomenon of language were fundamentally changing. While prior to the *Theory of Language*, the logical analysis of language as an idealized instrument

of epistemic recognition was the focus within the field of philosophy of science, everyday language and its situational and socio-culturally conveyed relation to human action received increasing attention from the middle of the 20th century. In this article, the parallels and differences between Bühlers' in some aspects pragmatic understanding of language and the analytical philosophy of language of the 20th century, which have so far hardly been considered, will be discussed. The focus here is on the theory of speech acts. From the contrasting juxtaposition it becomes clear that in addition to obvious similarities, there are significant differences, which result primarily from the apparent metatheoretical and language-philosophical background.

Keywords: Theory of language, ordinary language philosophy, speech act, Karl Bühler, organon model

Mit der 1934 erstmals publizierte *Sprachtheorie* Karl Bühlers liegt ein Werk vor, das eigenständig im damals sich entwickelnden Feld der Sprachforschung gelesen und beurteilt werden kann. Nähert man sich diesem Werk, so ist zunächst festzuhalten, dass es von keinem ausgewiesenen Sprachwissenschaftler erarbeitet wurde, sondern von einem damals sehr be- und anerkannten Hochschullehrer der Psychologie. Bühlers Beschäftigung mit der Sprache war einerseits für seine Konzeption der Psychologie von Bedeutung. Andererseits war der mit der *Sprachtheorie* verbundene Anspruch aber auch umfassender. Bühler ging es am Ende doch darum, eine Theorie der Sprache unabhängig von der Psychologie vorzulegen. Er verweist zwar zur Stützung seiner sprachtheoretischen Prinzipien auf seine psychologischen Forschungen und Modelle, so zum Beispiel auf die in der *Krise der Psychologie* entwickelte Aufschlüsselung nach Sender, Empfänger und Gegenstand, die in Grundzügen sein Organonmodell vorwegnimmt. Auch die in der *Krisen-Schrift* entwickelte Drei-Aspekten-Lehre (Erleben, Verhalten, Gebilde) wird in der *Sprachtheorie* Verwertung finden.¹ Doch trotz dieser offensichtlichen Bezüge zur Psychologie kann m. E. die *Sprachtheorie* als eigenständiger Beitrag zum damaligen Diskurs der Sprachforschung betrachtet werden.

Folgt man dem Untertitel der *Sprachtheorie*, so wendet sich das Buch der *Darstellungsfunktion der Sprache* zu. Bühler misst diesem Aspekt der Sprache starkes Gewicht bei. Gleichwohl liegt mit dem Buch auch eine – wie man heute sagen könnte – pragmatische Grundlegung der Sprache vor, da Bühler seine Sprachtheorie zumindest in Ansätzen auch in Begriffen sozialen oder kommunikativen Handelns formuliert. Dies erfolgte vier Jahre bevor der Mead-Schüler Charles W. Morris (1938) in seinen *Foundations of the Theory of Signs* ein über den sogenannten Interpretieren der Sprechsituation vermitteltes, pragmatisches Konzept des Verstehens von sprachlichen und anderen symbolischen Zeichen einführt. Die Zeit war offenbar reif für ein Verständnis von Sprache,

bei dem es weniger um die grammatikalischen und lexikalischen Aspekte ihres Systems, sondern mehr um ihren handlungsrelevanten Stellenwert für die menschliche Kommunikation in sozialen Situationen geht.²

Betrachtet man die Jahrzehnte nach dem Erscheinen der *Sprachtheorie*, so fällt einerseits auf, wie wenig das Werk in der Psychologie, aber auch in den Sprach- und Sozialwissenschaften rezipiert wurde (Eschbach und Kapitzky 2018). Andererseits gewinnen ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts neue sprachphilosophische und sprachtheoretische Ansätze an Bedeutung. Ihnen geht es um ein verändertes Verständnis der Rolle von Sprache im Leben der Menschen. Im Zuge dieses sogenannten *linguistic turn* rückt die Alltagssprache mit ihren vielfältigen sozialen Funktionen in den Fokus, die *ordinary language philosophy* (siehe Savigny 1969) löst die auf die Logik der Wissenschaften zugeschnittene sprachanalytische Philosophie zusehends ab. Dieser Wandel in der Konzeptualisierung von Sprache spiegelt sich eindrucksvoll etwa in der wissenschaftlichen Biografie von Ludwig Wittgenstein wider.

Vor diesem Hintergrund erscheint es lohnend zu fragen, ob und inwieweit die Sprachtheorie von Karl Bühler sprachpragmatische Einsichten und Erkenntnisse der von Wittgenstein und anderen geprägten sprachanalytischen Philosophie vorweggenommen hat. Gleichzeitig ist von Interesse, ob sich in Bühlers Art und Weise der Thematisierung von Sprache Züge und Aspekte finden, die von der *ordinary language philosophy* nur am Rande oder gar nicht behandelt wurden. Außerdem könnte solch ein Vergleich auch auf blinde Flecken in der *Sprachtheorie* Bühlers aufmerksam machen.

Genau diesen Fragen geht der vorliegende Beitrag nach. Da die analytische Sprachphilosophie in der Gegenwartphilosophie breit aufgestellt ist und zahlreiche verschiedenartige Strömungen umfasst, soll hier ein bestimmter Fokus gewählt werden, nämlich die Theorie der Sprechakte. Dafür gibt es zwei Gründe: Zum einen steht dort – wie in der *Sprachtheorie* Bühlers – der Situations- und Handlungsbezug der Sprache im Vordergrund. Zum anderen spielt der Begriff des Sprechakts auch in der *Sprachtheorie* Bühlers eine nicht zu unterschätzende Rolle und es liegt nahe, zum analogen zentralen Terminus in der Sprechakttheorie Parallelen und Differenzen offenzulegen. Dabei wird nicht davon ausgegangen, dass der Begriff des Sprechakts in Bühlers Arbeit in einem systematischen oder gar historischen Zusammenhang zum entsprechenden Begriff in der Sprechakttheorie steht – darauf wird schon seit Längerem in der Literatur hingewiesen (Smith 1990).

Die hier vorliegende Studie wird sich auf einen Vergleich konzentrieren. Dazu werden zunächst die für die Themenstellung relevanten Ideen Karl Bühlers dargestellt. Im Anschluss daran wird die von John L. Austin und John R. Searle entwickelte Theorie der Sprechakte behandelt. Dabei wird das Augenmerk auf die jeweilige Einbettung in zeichen-, sprach- und metatheoretische Kontexte gelegt. Einige Hinweise auf weiter-

führende Fragestellungen im hier vorliegenden Diskussionszusammenhang beschließen den Beitrag.

Karl Bühlers Sprachtheorie

Bühler betrachtete die Sprachwissenschaften so wie auch die Psychologie als empirische Disziplinen. Bedeutsame Erkenntnisse sollten auf methodisch kontrollierter Erfahrung und entsprechenden Studien beruhen, auch – wie wir heute sagen würden – interpretative kulturvergleichende Arbeiten zählten für Bühler dazu. Bühler war der Ansicht, dass es zur Grundlegung einer wissenschaftlichen Theorie einer weitgehend geklärten Terminologie und Axiomatik bedarf.³ Damit entsprach sein Herangehen dem damaligen Zeitgeist, demzufolge Wissenschaft, auch die von der Sprache, axiomatisch aufzubauen sei (Eschbach 1984, 70–87). Betrachtet man die weitere Entwicklung der Sprach- und Kommunikationsforschung im 20. Jahrhundert, so hat sich diese Praxis wissenschaftlicher Grundlagenarbeit lange erhalten. Man nehme das Beispiel der ebenfalls axiomatisch aufgebauten Kommunikationstheorie von Paul Watzlawick (Watzlawick et al. 1969), der mit hoher Wahrscheinlichkeit wohl auch die *Sprachtheorie* von Karl Bühler kannte.⁴

Bühlers Axiomatik zur Grundlegung der Sprachwissenschaften hat bis zu ihrem 1934 vorgelegten Zuschnitt in der *Sprachtheorie* diverse Veränderungen durchlaufen (siehe Ströker 1984). In der *Sprachtheorie* (Bühler 1934, 12–78) werden dann die folgenden vier Axiome oder Prinzipien, wie es bei Bühler letztendlich (Bühler 1934) heißt, jeder Sprachforschung dargelegt:

- (A) Das Organonmodell der Sprache
- (B) Die Zeichennatur der Sprache
- (C) Sprechhandlung und Sprachwerk – Sprechakt und Sprachgebilde als vier Momente am Gesamtgegenstand der Sprachwissenschaft
- (D) Wort und Satz: Das Symbol-Feld-System vom Typus Sprache

Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, alle vier genannten Axiome im Detail zu behandeln. Für die in den Blick genommene Gegenüberstellung der Sprachtheorie Karl Bühlers mit der Theorie der Sprechakte sind vor allem die Axiome (A), (C) und (D) von Bedeutung.

Wird Bühlers *Sprachtheorie* in sprach- oder auch kommunikationswissenschaftlichen Schriften und Lehrbüchern zum Thema gemacht, so wird in der Regel auf das sogenannte Organonmodell (A) Bezug genommen. In diesem Modell werden drei Momente eines Sprachzeichens (Bühler spricht auch vom »konkreten Schallphänomen« oder »Laut-Zeichen«) unterschieden: der *Ausdruck*, der *Appell* und die *Darstellung*.

Durch den Ausdruck ist die sprachliche Äußerung mit dem Sender verbunden, durch den Appell mit dem Empfänger. Im Zuge der Darstellung wird die Verbindung des sprachlichen Zeichens zu Gegenständen und Sachverhalten geschaffen. Mit diesen »drei weitgehend unabhängig variablen Sinnbezügen« (ebd., 28) des Sprachzeichens sind auch seine pragmatischen Funktionen erschlossen: Als *Symbol* steht es für Gegebenheiten der Welt (Darstellungsfunktion), als *Symptom* (Anzeichen) drückt es die Innerlichkeit des Senders aus und als *Signal* steuert es kraft des damit verbundenen Appells an den Empfänger dessen äußeres oder inneres Verhalten (ebd.). So weit das bekannte Bild.

Bei der Einführung des Organonmodells rekurriert Bühler auf Platon und dessen Verständnis von Sprache als Werkzeug (organon), »um einer dem andern etwas mitzuteilen über die Dinge« (ebd., 24). Damit signalisiert er zum einen, dass die drei eben genannten Relationselemente sprachlicher Zeichen schon bei Platon benannt sind, zum anderen unterstreicht er, dass Sprache als Mittel zum Zweck der Verständigung über perzipierte Dinge zu begreifen sei. Dies stellt eine gewisse Eingrenzung des Bilds von Sprache gegenüber anderen Sprachauffassungen dar, etwa der von Wilhelm von Humboldt, auf den sich Bühler mehrfach bezieht und der Sprache doch eher als Medium der Konstitution einer bestimmten intersubjektiv vermittelten Weltansicht versteht. Auch im Vergleich zum Sprachverständnis der Theorie der Sprechakte, nach dem Dinge mittels Sprache in gewisser Weise erst geschaffen werden, bestehen signifikante Unterschiede. Ich werde darauf noch zurückkommen.

Im zweiten Axiom (B) zur Zeichennatur der Sprache werden heute allgemein akzeptierte Merkmale des Zeichencharakters der Sprache erörtert, so die Stellvertretungsfunktion sprachlicher Zeichen, die durch soziale Konvention (Regeln der sprachlichen Kommunikation) oder empraktisch – das heißt im Handeln selbst, etwa durch begleitende deiktische Hinweise – realisiert wird. Auch in diesem Zusammenhang verweist Bühler (ebd., 48) auf den Werkzeugcharakter der Sprache und zitiert das Homo-Faber-Denkmodell. Diesem entsprechend wird der Mensch primär als Hersteller und aktiver, man könnte auch sagen, kreativer Benützer von Geräten (in diesem Fall der Sprache) verstanden. Zum anderen thematisiert Bühler den über Zeichen laufenden »intersubjektiven Verkehr«. Sprache wird damit zusätzlich als »Orientierungsgerät des Gemeinschaftslebens« charakterisiert. Sprache und die ihren Gebrauch bestimmenden Konventionen weisen einen intersubjektiven Charakter auf.

Das dritte Axiom (C) greift auf die von Wilhelm von Humboldt und Ferdinand de Saussure getroffene Unterscheidung von Sprache als Werk oder System und Sprache als Tätigkeit oder Akt der Kommunikation (Rede) zurück. Bühler zufolge geht es einmal um die Sprache als lexikalischen und grammatikalischen Bestand, das andere Mal um die Aktualisierung von Sprache im Handlungszusammenhang, mithin um das Sprechen in sozialen Situationen. Die Sprachtheorie muss beiden Aspekten gerecht werden, wo-

bei Bühler dem Aspekt der Sprechhandlung besondere Beachtung schenkt. Er meint: »[J]edes konkrete Sprechen steht im Lebensverbande mit dem übrigen sinnvollen Verhalten eines Menschen; es steht unter Handlungen und ist selbst eine Handlung« (ebd., 52). Den Sprechhandlungen stellt Bühler die Sprachwerke gegenüber. Sie werden unabhängig vom »Standort im individuellen Leben und Erleben seines Erzeugers« (ebd., 53) betrachtet. Bühler berücksichtigt damit den Umstand, dass sprachliche Zeugnisse häufig auch dann verstanden werden können, wenn gar nicht bekannt ist, von wem sie stammen und in welchem Kontext sie geäußert wurden. Man denke etwa an das Studium von Quellen in den Geschichtswissenschaften, wo vielfach auf Texte aus nicht mehr lebenden Sprachen Bezug genommen wird. Im Sprachwerk gibt sich somit der *Text als solcher* zu erkennen. Losgelöst von seinem Autor oder seiner Autorin ist es subjektentbunden.

Abhängig vom Formalisierungsgrad sprachlicher Erzeugnisse trennt Bühler außerdem das Sprachwerk vom Sprachgebilde. Während ein Sprachwerk ein konkretes, anschauliches Spracherzeugnis (etwa als Resultat einer Sprechhandlung) darstellt, ist das Sprachgebilde das objektivierte und strukturell analysierbare, abstrakte Sprachsystem. Entsprechend dem Ausmaß der Formalisierung unterscheidet er außerdem zwischen Sprechhandlung und Sprechakt. Den Begriff des Sprechaktes charakterisiert Bühler als in theoretischer Hinsicht noch wenig entwickelt. Mit Bezug auf Edmund Husserls Phänomenologie und den dort verwendeten zentralen Begriff des (Bewusstseins-)Aktes verweist Bühler (ebd., 63) auf den Aspekt der Sinnverleihung im intentionalen Akt, bei dem sich das Bewusstsein auf einen Gegenstand bezieht. In intentionalen Akten – Husserl (1992, 391) spricht in seinen 1900 und 1901 veröffentlichten *Logischen Untersuchungen* auch von intentionalen Erlebnissen – ist das Wahrnehmen, Vorstellen, Wollen, Urteilen etc. als Ausrichtung oder Bezugnahme auf einen Gegenstand notwendigerweise inkludiert. In diesem Akt des »Meinens von etwas« konstituiert sich die Bedeutung, sie ist ein Ergebnis des intentionalen Gerichtetseins des Bewusstseins auf ein Objekt. Überträgt man dieses Verständnis von Akten als ein Geschehen im Bewusstsein, mit dem sich der Bezug zur Welt konstituiert, auf den von Bühler benutzten Sprechaktbegriff, so zeichnet sich ab, dass Bühler sich in erster Linie über die Darstellungsfunktion der Sprache eine Konkretisierung des Sprechaktbegriffs versprochen hat. Wir werden sehen, dass dies nicht dem Weg entspricht, den später die Sprechakttheorie genommen hat.

Bühler macht allerdings etwas später deutlich, dass die Analyse des Sprechakts »das Studium der intersubjektiv geregelten Sprachkonventionen« (Bühler 1934, 68) ermöglichen würde. Wiederum in Auseinandersetzung mit Husserls Aktlehre stellt er (ebd., 67, 232) fest, dass Husserl einer objektivistischen Sprachanalyse sehr nahekommt. Bühler führt dies jedoch nicht weiter aus, sodass die zitierten Hinweise dem Sprechaktbegriff wenig Kontur verschaffen. Etwas hilfreicher könnte es sein, den Bezug zum

Formalisierungsgrad der Unterscheidungen im Axiom (C) herzustellen. Während die Sprechhandlung das konkrete Sprechereignis im Rahmen einer bestimmten Kommunikationssituation meint, werden im Zuge einer Analyse der sprachlichen Tätigkeit durch den Begriff des Sprechakts in erster Linie formal bedeutsame, abstraktere Merkmale benannt. Konkret führt das Bühler nicht aus. Er macht allerdings deutlich (ebd., 49), dass die vier von ihm eingeführten Termini (Sprachhandlung, Sprechakt, Sprachwerk, Sprachgebilde) zwar verschiedene Momente des Phänomens Sprache fokussieren, jedoch in ihren Relationen zueinander zu ergründen sind. So gesehen besteht mit dem Begriff des Sprechakts die Möglichkeit, konkrete Sprechhandlungen in bestimmten sozialen Settings auf strukturelle, situative und intersubjektive Besonderheiten hin auszuforschen. Eine Theorie der Sprechakte würde somit eine sprachtheoretische, aber ebenso sozialpsychologische Typisierung von alltäglichen Sprechsituationen und dem dort ablaufenden (Sprech-)Handeln erlauben. Dieser Aspekt wird im Teil zur Sprechakttheorie und im Rahmen der abschließenden komparativen Überlegungen noch einmal aufgegriffen.

Dem letzten Axiom (D) zufolge stellt die Sprache ein Zwei-Klassen-System dar. Es lassen sich (natürlich mit Fokus auf die indoeuropäischen Sprachen) Wörter und Sätze als zentrale Elemente der Sprache unterscheiden. Bühler zufolge kann keinem der beiden Sprachphänomene ein Vorrang eingeräumt werden, es besteht vielmehr ein Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit. Wörter erhalten ihre konkrete Bedeutung erst im Satzzusammenhang, Sätze hingegen können ihrer Darstellungsfunktion erst durch die sinnvolle Zusammensetzung von Wörtern, aus denen sie gebildet sind, nachkommen.

Für unsere Erörterung ist außerdem die Einbettung des sprachlichen Handelns in die von Bühler entwickelte Zweifelderlehre bzw. in das Feld-Zeichen-System von wesentlicher Bedeutung. Der gesamte weitere Aufbau der *Sprachtheorie* Bühlers ist auf diese Lehre abgestellt. Es werden zwei Felder der Sprache eingehend behandelt: das *Zeigfeld* und das *Symbolfeld*.⁵ Die Grundidee lautet, dass sprachliche Äußerungen ohne Bezug zu den situativen oder semantischen Feldern, in die sie eingebettet sind, meist nur rudimentär oder gar nicht verstanden werden können. Während das Zeigfeld eher Bedeutung für den direkten Sprachverkehr, also das konkrete Sprachhandeln, besitzt, bezieht sich das Symbolfeld vor allem auf das Sprachwerk, also auf das von der Situation ablösbare Erzeugnis sprachlichen Handelns. Das Zeigfeld nennt Bühler (ebd., 147) »das hier-jetzt-ich-System« – die sogenannte *Origo* (ebd., 102–120) – der subjektiven Orientierung: »Sender und Empfänger leben wachend stets in dieser Orientierung und verstehen aus ihr die Gesten und Leithilfen der *demonstratio ad oculos*« (ebd., 147). Im Zeigfeld werden einerseits durch deiktisches Handeln die relevanten Raum-Zeit-Koordinaten definiert, aber auch wichtige konkrete Sprecher- und Empfängerverweise gegeben. Ein Beispiel zur Hier-jetzt-ich-Orientierung im Rahmen der *demonstratio ad oculos* wäre: »Dein Fuß geht dort nach links, meiner bleibt hier und erst danach

kommt dein nächster Schritt mit dem anderen Fuß nach rechts.« Andererseits können im Zeigfeld auch durch die Vorstellungskraft der Kommunikationspartner solche die Bedeutung einer sprachlichen Äußerung oft signifikant beeinflussende Anhaltspunkte gegeben werden. Bühler (ebd., 121–140) nennt dies die Deixis am Phantasma und den anaphorischen Gebrauch von Zeigwörtern. Damit ist gemeint, dass in der Sprache etwa in ihren Sprachwerken auch dann deiktische Ausdrücke verwendet werden, wenn deren Bedeutung nur aus dem Kontext und nicht direkt aus der Sprechsituation erschlossen werden kann. Unter anderem spielt diese Form des zeigenden Verweizens in Spracherzeugnissen der Literatur eine gewichtige Rolle. Man denke etwa an den möglichen Beginn eines Romans: »Es war der Tag, an dem ich nach vielen Jahren zum ersten Mal wieder das Haus betrat, in dem ich aufgewachsen bin.«

Das Symbolfeld stellt weitere »Konstruktions- und Verständnishilfen« (ebd., 149) bereit. Heute würde man dies den *Kontext* einer sprachlichen Äußerung nennen. Bühler benutzt selbst diesen Begriff. Über das Symbolfeld werden die auf unterschiedlichen Ebenen angeordneten Zeichen sprachlicher Äußerungen in ihrem syntaktischen und lexikalischen Bezug einander zugeordnet. Beide Felder – das Zeigfeld und das Symbolfeld – spielen ineinander und es wird zur Deutung einer Sprechhandlung und des sich daraus speisenden Sprachwerks auf das darin enthaltene semantische und pragmatische Surplus an Bedeutung zurückgegriffen. »Situation und Kontext sind also ganz grob gesagt die zwei Quellen, aus denen in jedem Fall die präzise Interpretation sprachlicher Äußerungen gespeist wird« (ebd.).

Mit der Zweifelderlehre (Feld-Zeichen-System) hat Bühler ein pragmatisches Strukturmodell der Sprache vorgelegt (Ströker 1984, 45–47). Durch den Rückgriff auf nichtsprachliche, situative Bestandteile der Sprache wird herausgestrichen, dass gewisse Strukturmerkmale der Sprechsituation einen essenziellen Beitrag zum Funktionieren des Werkzeuges Sprache liefern. Das Verweisen auf raumzeitliche, aber auch sprecher- und empfängerrelevante Indikatoren (Zeigfeld) und das Einbeziehen von Kontextgehalt (Symbolfeld) ist kein verzichtbares Addendum sprachlicher Äußerungen, sondern ein wesentliches Moment von Sprache, insbesondere dann, wenn sie im Rückgriff auf menschliches Handeln und Interagieren analysiert wird.

Die Theorie der Sprechakte

Der Begriff des Sprechakts ist keine Erfindung der Sprechakttheorie (siehe Strube 1995, 1536–1538). Den »Akt des Sprechens« oder auch den »Akt der Rede« hat bereits Friedrich Schleiermacher in seinen posthum veröffentlichten Vorlesungsschriften zur Hermeneutik thematisiert (Schleiermacher 1977, 75–80). Schon hier geht es darum, die Sprechhandlung als Aktualisierung von Sprache dem Sprachgebilde in seiner

Totalität gegenüberzustellen. Die Unterscheidung von Sprache als einem Korpus mit lexikalischen und grammatischen Elementen und dem Sprechereignis oder der Sprache als Tätigkeit findet sich auch bei Humboldt (Sprache als *ergon* und als *energeia*), auf den sich Bühler ebenfalls bezieht (Bühler 1934, 48).

Für die Theorie der Sprechakte ist die skizzierte Unterscheidung zwischen Sprachgebilde und Sprechereignis nicht unwesentlich, weil ihre Vertreter auf die Kommunikationssituation und nicht auf das Sprachsystem als Ganzes referieren. Sprechakte werden allerdings nicht nur als Akte des Sprechens ausgewiesen, sondern es wird darauf abgestellt, dass Personen als Sprechende immer auch bestimmte Handlungen vollziehen. Auch dies ist nicht wirklich eine Entdeckung der Sprechakttheorie. Strube (1995, 1537–1538) verweist auf eine Reihe von Vorläufern, bei denen bereits der Akt oder die vollzogene Handlung im Sprechen thematisiert und untersucht wurde. Schon zu Zeiten der Aufklärung hat Thomas Reid im Begriff des »social act« auf Sprechhandlungen aufmerksam gemacht, die im Kern eine expressive Funktion aufweisen und die deshalb in erster Linie als an andere Personen adressierte Äußerungen verstanden werden müssen (Schuhmann und Smith 1990). Charles Sanders Peirce hat auf die Sprechhandlung des Beeidens (einen Eid ablegen) hingewiesen und festgehalten, dass dies vor dem Gesetz eben als ein Akt oder als eine Handlung (mit allen damit verbundenen sozialen und rechtlichen Folgen) betrachtet wird. Albert Reinach beschäftigte sich am Anfang des 20. Jahrhunderts mit dem kooperativen Moment in Sprechakten und arbeitete eine frühphänomenologische Theorie sozialer Akte aus, die als Kritik an den hier favorisierten sprechakttheoretischen Ansätzen von Austin und Searle gelesen werden kann (Burckhardt 2010). Nicht zuletzt wird der späte Wittgenstein mit seinem Hinweis auf die Mannigfaltigkeit von Sprachspielen (Wittgenstein 1971, 28–29, z. B. Befehlen und nach Befehlen handeln, eine Geschichte erfinden, Berichten eines Hergangs, über den Hergang Vermutungen anstellen, Grüßen, Fluchen, etc.) ebenfalls als Vorläufer der Sprechakttheorie betrachtet.

Das Phänomen des Handelns durch sprachliche Äußerungen war also über lange Zeit ein bekanntes, auch philosophisch reflektiertes Phänomen.⁶ Eine detaillierte und breit rezipierte Analyse dieses Phänomens geleistet zu haben, ist allerdings das Verdienst der Vertreter der Theorie der Sprechakte. John L. Austin entwickelte diese in einer Reihe von 1955 an der Harvard Universität gehaltenen Vorlesungen, die mit der Überschrift *How to do things with words* veröffentlicht wurden (Austin 1979).⁷ Schon der Titel bringt in nuce zum Ausdruck, worum es bei der Sprechakttheorie geht: Nicht die Wörter sind es, die (quasi sprachunabhängig real gegebene) Dinge zum Ausdruck bringen, sondern durch Wörter werden Dinge erst »getan« und damit auch erst Realität. Ein in diesem Zusammenhang häufig thematisiertes Paradebeispiel ist die Taufe. Erst durch den sprachlichen Akt (in Verbindung mit einem symbolischen Akt, zum Beispiel Wasser über die Stirn gießen, eine Sektflasche an einem Schiffsrumpf zerspringen

lassen) wird die Handlung der Taufe vollzogen. Daneben braucht es noch andere Rahmenbedingungen, zum Beispiel muss die Person, welche die Taufe vollzieht, dafür auch autorisiert sein. Doch das sind schon Details, die im Zuge der Analyse von Sprechakten herausfiltriert werden. Bevor es dazu kommt, war zunächst einmal festzuhalten, dass Personen, indem sie sich sprachlich äußern, auch Dinge ins Leben rufen. Austin hat solche Äußerungen *performativ* genannt. Im Unterschied zu *konstativen* sprachlichen Äußerungen, mit denen ein Sachverhalt beschrieben wird, wird mit performativen Äußerungen immer auch gehandelt, zum Beispiel ein Schwur geleistet, etwas versprochen, eine Bitte formuliert, eine Ehe geschlossen etc.

In der für das angelsächsische Philosophieren typischen Manier des »thinking along the lines of transformation« stellt Austin später fest, dass diese Unterscheidung nicht wirklich trägt, weil auch Konstativa, beispielsweise eine Aussage wie »Mario ist nicht vertrauenswürdig«, einen performativen Charakter aufweisen. Wenn mit diesem Satz tatsächlich nur etwas behauptet wird, so ist es eben das Treffen dieser feststellenden Aussage, was hier als Sprechakt vollzogen wird. Denn mit solcherart Aussagen oder Behauptungen gehen Sprecher oder Sprecherinnen bestimmte Verpflichtungen ein, etwa, dass sie für diese auch eine Begründung oder Belege liefern müssen. Solche Pflichten machen den performativen Gehalt einer Aussage aus. Es ist aber auch vorstellbar, dass die Äußerung einen anderen performativen Charakter aufweist, es könnte sich bei dem zitierten Satz um eine Warnung handeln. Stellen wir uns vor, eine mit Mario bekannte Person ist gerade dabei, ihm Geld zu leihen, und der Sprecher oder die Sprecherin warnt diese Person vor Mario. Mit dem Sprechakt der Warnung gehen andere Implikationen einher als mit dem Sprechakt der Behauptung. Wenn der Sprechakt richtig verstanden wurde, so dürfte sich der oder die Angesprochene später nicht beschweren, falls das geborgte Geld tatsächlich nicht von Mario zurückbezahlt wird.

Konkret vollziehen Sprecher und Sprecherinnen durch eine Äußerung oder, wie es in der Sprechakttheorie heißt, mit einem Äußerungsakt mehrere voneinander unterscheidbare, aber durch den jeweiligen Sprechakt auch miteinander verknüpfte Typen von Handlungen (siehe Hindelang 2010, 4–23). Den ersten Handlungstyp nennt Austin den *lokutionären* Akt. Mit ihm wird etwas zum Ausdruck gebracht, Austin nennt ihn auch den *Äußerungsakt*. Der Sprecher oder die Sprecherin verweist mit der Äußerung auf etwas, was Teil der Welt ist. In der Terminologie John R. Searles (1983) wird dieser Teil des Sprechakts *propositionaler* Akt genannt,⁸ er setzt sich aus einem Referenz- und einem Prädikationsakt zusammen. Der lokutionäre bzw. der propositionale Akt hat in der Sprechakttheorie wenig Bedeutung. Er ist gewissermaßen ein Fragment der Sprachauffassung, nach der Kommunikationspartner und -partnerinnen mit der Hilfe von Sprache sich auf Objekte der Welt beziehen (Referenzakt) und über diese Objekte etwas aussagen (Prädikationsakt).

Der zweite mit einem Sprechakt vollzogene Teilakt stellt das Kernstück der Sprechakttheorie dar. Er wird von Austin und Searle *illokutionärer* Akt genannt: Mit ihm vollzieht der Sprecher oder die Sprecherin im Zuge der getroffenen Äußerung eine Handlung. Es wird also, indem etwas gesagt wird, auch und vor allem etwas getan. Das ist der Grundgedanke der Theorie der Sprechakte. Sprache bildet die Welt nicht ab, sie schafft Fakten und verändert so die Welt. Indem Menschen miteinander kommunizieren, werden Dinge ins Leben gerufen. Zum Beispiel: Herta gibt ihrem Sohn den Rat, schon heute, am Freitag, die Hausaufgaben für den Deutschunterricht am Montag zu machen. Dann bleibt das Wochenende von schulischen Verpflichtungen frei. Das Erteilen eines Rats ist ein Sprechakt, genauer: Der Ratschlag ist ein illokutionärer Akt. Auf ihn kann beispielsweise nicht mit der bei Aussagesätzen möglichen Unterscheidung wahr/falsch reagiert werden, wohl aber mit der Unterscheidung akzeptabel/inakzeptabel. Erst wenn der illokutionäre Gehalt einer sprachlichen Äußerung klar erkannt ist, kann ihre Bedeutung auch verstanden werden, von den Angesprochenen, aber auch von anderen Personen, die in irgendeiner Weise in die Sprechsituation involviert sind.

Der dritte Teilakt wird *perlokutionärer* Akt genannt. Mit ihm wird, Austin zufolge, dadurch etwas getan, *dass* jemand etwas sagt. Dies im Unterschied zum illokutionären Akt, bei dem etwas getan wird, *indem* jemand etwas sagt. Das klingt spitzfindig, kann aber anhand der handlungstheoretischen Unterscheidung zwischen Handlungsvollzug und Handlungsergebnis verdeutlicht werden. Beim Sprechakt der Taufe beispielsweise ist der illokutionäre Akt das Vollziehen der Taufe selbst (»Hiermit taufe ich dich auf den Namen Sasha.«), durch den perlokutionären Akt hingegen wird ein Resultat des Sprechakts bezeichnet, das heißt, die getaufte Person trägt fortan den Namen Sasha. Es können durch den illokutionären Akt auch unterschiedliche Perlokutionen hervorgerufen werden. Nehmen wir nochmals das Beispiel des Ratschlags: Der Sohn nimmt den Rat der Mutter dankbar auf, oder aber: Der Sohn fühlt sich durch seine Mutter bevormundet und möchte selbst entscheiden, wann er die Hausaufgabe erledigt. Ferner kann der Zusammenhang zwischen beiden Teilakten konventioneller Natur sein. Das bedeutet, dass mit dem illokutionären Akt handlungslogisch auch der perlokutionäre Akt einhergeht, siehe das Beispiel der Taufe. Oder aber der Zusammenhang ist empirischer Natur und steht für eine mögliche Ursache-Wirkungs-Beziehung. Dies macht das Beispiel des Ratschlags deutlich, bei dem es mehrere vorstellbare perlokutionäre Effekte geben kann, die wiederum als eigene Sprechakte auftreten können, man denke im genannten Zusammenhang etwa an den Sprechakt des Dankens (Aussprechen eines Dankes).

Folgt man der Sprechakttheorie, haben sprachliche Ausdrücke dadurch Bedeutung, dass sie Teil bestimmter Formen oder Typen menschlichen Handelns sind. Oder anders gewendet: Die Sprechakttheorie ist immer auch eine Handlungstheorie. Dies hat zur Folge, dass zum Verstehen sprachlicher Äußerungen auf die Intention der Sprechenden

Bezug zu nehmen ist. Die dabei leitende Frage lautet: Was tut ein Sprecher oder eine Sprecherin mit einer bestimmten Äußerung (illokutionärer Akt) und was will er oder sie in der (sozialen) Welt bewirken (perlokutionärer Akt)? Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass die performativen Akte der Sprechhandlung nicht ausschließlich an die Intention der Sprechenden Person gebunden sind. Wer beispielsweise den Sprechakt einer Bitte vorbringt, geht davon aus, dass diese Äußerung vom angesprochenen Gegenüber auch so verstanden wird. Erst dann macht der Sprechakt der Bitte auch Sinn. Wenn wir uns eine Kultur vorstellen, in der die Bitte als Sprechakt gar nicht existiert, dann würde jemand, der eine Äußerung als Bitte intendiert und vorbringt, bei der angesprochenen Person keine oder zumindest wohl nicht die erwünschte Resonanz finden.

Das heißt, dass neben den Intentionen von sprachlichen Äußerungen auch die entsprechenden soziokulturell verankerten Regeln für das Verstehen der Bedeutung eine ausschlaggebende Rolle spielen. Wer eine Bitte vorbringt, kann in unserem Kulturkreis erwarten, dass ihr entweder entsprochen wird oder sie aus gewissen Gründen (im Moment oder grundsätzlich) nicht erfüllt werden kann. Es gibt natürlich auch die Möglichkeit, auf eine Bitte gar nicht zu reagieren, doch könnte dies den Sprecher oder die Sprecherin ermuntern, sie noch einmal vorzutragen, weil es sein könnte, dass die Botschaft nicht angekommen ist, mithin der illokutionäre Gehalt der Bitte den Adressaten oder die Adressatin nicht erreicht hat.

Komparative Schlussbetrachtung

Zu Beginn des vergleichenden Resümées sollen zunächst einige offenkundige Parallelen der Sprachtheorie Bühlers und der Sprechakttheorie benannt werden. Von größerer metatheoretischer Tragweite und für die weitere sozialphilosophische und sprachtheoretische Forschung aufschlussreicher sind die Differenzen beider Ansätze, die im Anschluss daran erörtert werden.

Auf den ersten Blick mögen die vielleicht überraschenden Gemeinsamkeiten von Bühlers Sprachtheorie und der Theorie der Sprechakte ins Auge stechen. Die im Organonmodell aufgezeigten drei Aspekte eines sprachlichen Zeichens, nämlich der durch den Sender bekundete Ausdruck (Anzeichen), der durch die symbolische Repräsentation hergestellte Weltbezug (Darstellung) und der an den Empfänger gerichtete Appell (Signal) lassen Parallelen zu den drei Akten der Sprechakttheorie erkennen. Der illokutionäre Akt nach Austin sowie der propositionale Akt nach Searle stehen in erkennbarer Nähe zur Darstellungsfunktion im Organonmodell, des Weiteren der illokutionäre Akt zum Ausdruck und der perlokutionäre Akt zum Appell. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, dass Bühler mit dem Organonmodell vornehmlich eine Zeichentheorie, Austin und Searle mit der Theorie der Sprechakte hauptsächlich eine

Sprachhandlungstheorie im Sinn hatten. Dadurch kommt es auch zu gewissen Differenzen. Der illokutionäre Akt wird zwar durch den Sprecher oder die Sprecherin ausgelöst, ist aber in seinem Vollzug durch soziale Regeln der Kommunikation zwischen Sender und Empfänger bestimmt. Der Ausdruck bei Bühler steht in erster Linie mit den Intentionen oder Motiven des Sprechers oder der Sprecherin in Verbindung, auch wenn das benutzte sprachliche Zeichen sozialen Konventionen seines Gebrauchs folgen muss, damit es verstanden wird. Ähnliches gilt für den perlokutionären Akt bzw. den Appell. Auch dort wird im Fall der Sprechaktheorie die Wirksamkeit der zeichenvermittelten Botschaft eher ans regelgeleitete soziale Handeln gebunden,⁹ im Fall der Sprachtheorie Bühlers eher an auf den Empfänger bzw. die Empfängerin gerichtete psychische Einflussmechanismen festgemacht.

Die skizzierten Differenzen fallen allerdings nur dann ins Auge, wenn der jeweilige metatheoretische Hintergrund beider Sprachkonzeptionen mit ausgeleuchtet wird. Bühler ging es letztendlich doch eher um (sozial-)psychologische Aspekte der Zeichenverwendung im Rahmen einer auf die Darstellungsfunktion ausgerichteten Sprachtheorie. In der Sprechakttheorie steht demgegenüber die weltkonstituierende Funktion der Sprache durch regelgeleitete soziale Interaktion im Zentrum der Aufmerksamkeit. Oder noch einmal anders gewendet: Bühler hatte stets und vor allem den Repräsentationscharakter von Sprache vor Augen. In einer kurz geführten Auseinandersetzung mit erkenntnistheoretisch argumentierenden Sprachtheoretikern seiner Zeit (er nennt hier Ernst Cassirer) verweist er auf die »Treue sprachlicher Darstellung« (Bühler 1934, 190–191): Die konstruierbare Ordnung eines gegebenen Zusammenhangs in der Welt lasse sich »auf die andere konstruierbare Ordnung« (ebd., 194) der Sprache abbilden. An dieser Stelle wäre freilich hinzuzusetzen, dass solche konstruierbaren Ordnungen der Welt ohne symbolische Formgebung zu ihrer Erschließung oder Rekonstruktion gar nicht erkannt werden könnten. Sie würden, so das Gegenargument des von Bühler angesprochenen Ernst Cassirer, gar nicht existieren. Genau dies ist der Punkt, der in Sprachauffassungen geltend gemacht wird, die davon ausgehen, dass die Welt – zumindest in den Anteilen, die unserer auch alltäglichen Erkenntnis zugänglich sind – ohne sprachlich-symbolische Möglichkeiten ihrer Formung und Strukturierung nicht bestehen würde, unabhängig davon, ob der darin beschlossene Weltzugang in erster Linie durch soziale Konventionen im sprachlichen Handeln oder durch jene »Energie des Geistes« (Cassirer 1956, 175), durch welche Bedeutung mit einem sinnlichen Zeichen verbunden wird, hergestellt wird. Bühler teilt diese Auffassung nicht, obwohl immer dann, wenn er in seiner *Sprachtheorie* den pragmatischen und intersubjektiven Charakter sprachlicher Zeichen hervorhebt, die Möglichkeit einer symbolischen Formgebung der Welt *durch* Sprache in greifbare Nähe rückt. Gleichwohl ist davon auszugehen, dass in aller Regel die Darstellungsfunktion sprachlicher Zeichen im Fokus seiner Sprachanalyse bleibt.

Im Zusammenhang mit dem soeben Gesagten steht auch die von Bühler vertretene Ansicht, Sprache als Werkzeug zu betrachten. Sie wird als Hilfsmittel zur Repräsentation von Welt begriffen, oder, wenn man die mancherorts vorgenommenen Anleihen bei der Phänomenologie Husserl berücksichtigt: Sprache konstituiert sich in den intentionalen gegenstandsbezogenen Akten des Bewusstseins. Dieser Fokus bleibt auch dann erhalten, wenn Bühler auf das grundlegende soziale Moment der Sprache verweist. Auch als intersubjektives Werkzeug bleibt sie Mittel zum Zweck, Verhältnisse in der Welt durch Zeichen vor Augen zu führen.

Nun findet das Bild der Sprache als Werkzeug auch in der sprachanalytischen Philosophie prominente Vertreter. Bekannt ist ein Paragraf aus Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen*, wo die unterschiedlichen Funktionen diverser Werkzeuge mit den unterschiedlichen Funktionen verschiedener Wörter verglichen werden:

»Denk an die Werkzeuge in einem Werkzeugkasten: es ist da ein Hammer, eine Zange, eine Säge, ein Schraubenzieher, ein Maßstab, ein Leimtopf, Leim, Nägel und Schrauben. – So verschieden die Funktionen dieser Gegenstände, so verschieden sind die Funktionen der Wörter. (Und es gibt Ähnlichkeiten hier und dort.)« (Wittgenstein 1971, 21).

Aufgrund dieser Bemerkung und ähnlicher Beispiele könnte auch dem späten Wittgenstein ein instrumentelles Sprachverständnis attestiert werden. Bei einem genaueren Vergleich des Organonmodells Bühlers mit Wittgensteins Metapher zur Funktion sprachlicher Ausdrücke muss allerdings festgehalten werden, dass Wittgenstein nicht die Sprache als Organon, sondern die Wörter und ihre Funktionen als Werkzeuge bezeichnet. Er betrachtet also Elemente des Sprachsystems und er will mit seiner »Organon-Metapher« zum Ausdruck bringen, dass so wie wir Werkzeuge in einem Werkzeugkasten für ganz verschiedene Zwecke nutzen können, so divers auch die Bedeutung der Wörter in ihrem alltäglichen Gebrauch ausfallen kann. Letzteres steht im Widerspruch zum Sprachverständnis im Organonmodell, demzufolge die Darstellung die zentrale Funktion der Zeichenverwendung ist. Ausdruck und Appell sind zwar weitere Funktionen in diesem Modell, sie werden allerdings über die Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten miteinander verknüpft. Um im Bild zu bleiben: Bei Bühlers Sprachansicht könnte der Eindruck entstehen, als gebe es im Werkzeugkasten eigentlich nur ein Werkzeug oder sollten sich mehrere davon dort finden lassen, so lassen sie sich im Grunde nur für einen Zweck, nämlich den der Darstellung, verwenden. Wittgenstein stellt demgegenüber die Mannigfaltigkeit der Verwendung sprachlicher Zeichen ins Zentrum seiner Darlegung. Und genau dieser Gedanke wird auch durch die Theorie der Sprechakte aufgegriffen und weiter ausgeführt.

Die Sprachansicht, die man in Bühlers Sprachtheorie nicht antreffen wird, ist das Bild der Konstitution von Welt im Medium der Sprache. In Bühlers Organonmodell

findet sich ein Rest der Vorstellung, es gebe die Welt unabhängig von den symbolischen Formen ihrer Erschließung. Dies mag auch in seiner feldtheoretischen Stützung sprachlicher Zeichen mitbegründet sein. Wie gezeigt wurde, nehmen für Bühler das Zeigfeld und das Symbolfeld eine unhintergehbare Assistenzfunktion beim Verstehen sprachlicher Äußerungen ein – und machen damit Sprache im lexikalischen Sinn in gewisser Weise auch hintergeghbar (zur Hintergeghbarkeit der Sprache siehe Holenstein 1980). Oder anders gewendet: Die Grenze zwischen sprachlichem und nicht-sprachlichem Handeln ist oft fließend und wird durch die den kommunikativen Austausch situativ unterstützenden und kontextualisierenden Felder auch immer anders gesetzt. Diese Einbettung des sprachlichen Handelns in Situation und Kontext kennt die Theorie der Sprechakte nicht. Zumindest wird vor allem dem nichtsprachlichen Umfeld von Sprechakten keine systematische Bedeutung zuerkannt. Dies könnte aber für etliche Sprechakte nicht unbedeutend sein, wenn man beispielsweise an den Handschlag beim Sprechakt »Abschluss eines mündlichen Vertrags« oder an das Heben der Hand beim Sprechakt »Ablegen eines Eids« denkt. In beiden Fällen würde bei Verletzung des Vertrags oder Eids auf diese nicht-sprachlichen, eventuell aber konstitutiven Elemente für das Gelingen des Sprechakts hingewiesen werden.

Die Sprechakttheorie, vor allem in ihrer Weiterführung durch Searle (1983), hat ihre Aufmerksamkeit auf konstitutive und andere Regeln von Sprechakten gerichtet. Am Beispiel des Ablegens eines Versprechens bedeutet dies: Welche vornehmlich sozialen Voraussetzungen müssen bei einem Versprechen erfüllt sein, welche Regeln gilt es zu befolgen und wie wird auf diese Weise ein echtes Versprechen ins Leben gerufen? Damit einhergehend wurde natürlich auch die Frage nach dem Scheitern von Sprechakten gestellt. Am Beispiel: Ein Versprechen kommt nicht zustande, wenn der Sprecher oder die Sprecherin etwas verspricht, was er oder sie aufgrund mangelnder Fähigkeiten gar nicht leisten kann. Solche Analysen, bei denen gezeigt wird, wie durch soziale sprachliche Interaktion komplexe soziale Realität mit Nebenstraßen und Sackgassen erst geschaffen wird, findet man in Karl Bühlers Sprachtheorie nicht. Auf der anderen Seite vermisst man bei der Theorie der Sprechakte solche nicht unwesentlichen konstitutionellen Elemente geglückerter sprachlichen Handelns, die außerhalb der Sprache liegen. Aus beiden Desideraten lassen sich Konsequenzen für die weitere Forschung ableiten: Man kann versuchen, das Feld-Zeichen-System Bühlers in die Philosophie der normalen Sprache zu integrieren (oder vice versa) oder man sucht Lösungen für das skizzierte Problem in anderen verwandten, vielleicht auch übergreifenden theoretischen Modellen.

Die damit einhergehende grundlegende Frage betrifft das Verhältnis von Sprache und Welterfahrung. Dabei wäre zu beachten, dass ein sprachliches Zeichen oder, mit Hans Georg Gadamer (1986, 421) gesprochen, ein Wort nicht einfach zu einer gemachten Erfahrung äußerlich hinzutritt. Das, was Menschen erleben und erfahren, ist nicht zunächst wortlos und wird dann durch einen Akt der Benennung zum Objekt der

Erfahrung gemacht. »Vielmehr gehört es zur Erfahrung selbst, dass sie die Worte sucht und findet, die sie ausdrücken. Man sucht das rechte Wort, d. h. das Wort, das wirklich zur Sache gehört, so dass sie selbst darin zu Wort kommt« (ebd.). Von der Mitte der Sprache aus entfaltet sich unsere gesamte Welterfahrung, so Gadamer (ebd., 461) an anderer Stelle. Doch dem aus der Sprache heraus entbundenen Weltverhältnis kommt auch eine ihr »eigentümliche Sachlichkeit« zu: »Es sind Sachverhalte, die zur Sprache kommen« (ebd., 449). In diesem Terrain der symbolischen Hervorbringung von Welt einerseits und der in Erfahrungen immer schon anwesenden Welt andererseits ereignet sich Sprache in ihren Gebilden und als Handlung, vornehmlich aber im Zuge der Kommunikation von Mensch zu Mensch, sozusagen im Gespräch, das wir sind. Karl Bühler hat in seiner Sprachtheorie die Aufgabe in Angriff genommen, die genannten Aspekte aufzugreifen und in seinem Modell zu integrieren. Unabhängig davon, wie man heute das Ergebnis seines sprachtheoretischen Wirkens bewertet: Was bleibt, sind seine produktiven, auf tieferes Verständnis zielenden und angewiesenen Denkanstöße zur weiteren Entwicklung der wissenschaftlichen, disziplinübergreifenden Auseinandersetzung mit Sprache.

Anmerkungen

- 1 Auf Details dieses sicherlich sehr aufschlussreichen Zusammenhangs kann hier nicht näher eingegangen werden.
- 2 Einem der Reviews zu meinem Beitrag verdanke ich den Hinweis, dass sich Bühler bei der Ausarbeitung seiner pragmatischen Sprachtheorie auch auf frühere sprachwissenschaftliche Arbeiten stützte, die den Handlungscharakter der Sprache als Leitgedanken verfolgten, z. B. Wegener (1885).
- 3 Welches Verständnis von Axiomen und einer axiomatisch aufgebauten Theorie Bühlers Denken und dessen Sprachtheorie prägte, ist nicht offenkundig (siehe Eschbach 1984).
- 4 Inwieweit die Kommunikationstheorie von Watzlawick und der Palo-Alto-Gruppe Aspekte der Sprachtheorie Bühlers aufgegriffen und weiterverarbeitet hat, wäre eine eigene Untersuchung wert.
- 5 Bühler hat den Begriff des Feldes der Gestaltpsychologie entliehen, aber dessen Bedeutung für seine eigenen Zwecke im Bereich der Sprachtheorie aus dem Kontext der menschlichen Wahrnehmung herausgelöst und weiterentwickelt. Auf diesbezüglich sicher aufschlussreiche Details kann im Rahmen dieses Beitrags nicht näher eingegangen werden.
- 6 Einige zentrale Grundlinien der philosophischen Geschichte der Sprechaktttheorie zeigt Smith (1990) auf.
- 7 Ein weiterer Hinweis aus den Reviews zu meinem Beitrag geht dahin, dass es in England eine lange Tradition der Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Sprechakte gegeben hat und dass Austin wahrscheinlich die Schriften von Thomas Reid gekannt hat.
- 8 Genau betrachtet umfasst der Begriff des lokutionären Akts bei Austin auch phonetische und grammatikalische Aspekte, er ist also umfassender konzipiert als der Begriff des propositionalen Akts bei Searle (siehe Hindelang 2010, 21). Für unsere Darstellung sind diese Details jedoch nicht weiter von Bedeutung.

- 9 Dies wäre noch im Detail zu klären. Immerhin nennt Austin (1979, 137) den perlokutionären Akt nicht konventional, er könnte damit auch unabhängig vom eigentlichen Sprechakt analysiert werden. Es handelt sich hier um ein nicht unwesentliches Detailproblem, dessen genauere Betrachtung im hier gegebenen Rahmen aber nicht möglich ist.

Literatur

- Austin, John L. 1979. *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*. 2. Aufl. Stuttgart: Reclam.
- Bühler, Karl. 1934. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl. 1978. *Zur Krise der Psychologie*. Frankfurt a. M.: Ullstein.
- Burkhardt, Armin. 2010. »Der Sprechakt als kooperative Anstrengung. Adolf Reinachs Phänomenologie der ›sozialen Akte‹, Kritik an der Sprechakttheorie und ein hörerseitiges Schlussfolgerungsmodell«. In *Kommunikation und Kooperation*, hrsg. v. Frank Liedtke und Rudi Keller, 183–216. Berlin & New York: Max Niemeyer.
- Cassirer, Ernst. 1956. *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Eschbach, Achim. 1984. »Karl Bühlers Axiomatik und das Axiomensystem der Zeichentheorie«. In *Karl Bühlers Axiomatik. Fünfzig Jahre Axiomatik der Sprachwissenschaften*, hrsg. v. Carl Friedrich Graumann und Theo Herrmann, 53–104. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Eschbach, Achim und Jens Kapitzky. 2018. »Karl Bühler Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache (1934)«. In *Klassiker der Psychologie. Die bedeutenden Werke: Entstehung, Inhalt und Wirkung*, hrsg. v. Helmut E. Lück, Rudolf Miller und Gabriela Sewz, 145–50. 2., erw. u. überarb. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
- Gadamer, Hans-Georg. 1986. *Gesammelte Werke. Bd. 1: Hermeneutik: Wahrheit und Methode*. 5., durchges. u. erw. Auflage. Tübingen: Mohr.
- Hindelang, Götz. 2010. *Einführung in die Sprechakttheorie*. 5., neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin: De Gruyter.
- Holenstein, Elmar. 1980. *Von der Hintergebarkeit der Sprache. Kognitive Unterlagen der Sprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Husserl, Edmund. 1992. »Logische Untersuchungen. Zweiter Band. 1. Teil«. In ders. *Gesammelte Schriften* 3. Hamburg: Meiner.
- Morris, Charles W. 1938. *Foundations of the Theory of Signs*. Chicago: University of Chicago Press.
- Savigny, Eike von. 1969. *Die Philosophie der normalen Sprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schleiermacher, Friedrich. 1977. *Hermeneutik und Kritik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schuhmann, Karl und Barry Smith. 1990. »Elements of Speech Act Theory in the Work of Thomas Reid«. *History of Philosophy Quarterly* 7 (1): 47–66.
- Searle, John R. 1983. *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Smith, Barry. 1990. »Towards a History of Speech Act Theory«. In *Speech Acts. Meanings and Intentions. Critical Approaches to the Philosophy of John R. Searle*, hrsg. v. Armin Burkhardt, 29–61. Berlin & New York: De Gruyter.
- Ströker, Elisabeth. 1984. »Bühlers Axiomatik der Sprachwissenschaften im Kontext. Eine problemgeschichtliche Skizze«. In *Karl Bühlers Axiomatik. Fünfzig Jahre Axiomatik der Sprachwissenschaften*, hrsg. v. Carl Friedrich Graumann und Theo Herrmann, 17–51. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Strube, Werner. 1995. »Sprechakt«. In *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 9: Se-Sp*, hrsg. v. Joachim Ritter und Karlfried Gründer, 1536–41. Basel: Schwabe.

Ralph Sichler

Watzlawick, Paul, Janet H. Beavin und Don D. Jackson. 1969. *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern: Huber.

Wegener, Philipp. 1885. *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. Halle: Max Niemeyer.

Wittgenstein, Ludwig. 1971. *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Der Autor

Ralph Sichler, Dr., Univ.-Doz., Dipl.-Psych., geb. 1960, ist Leiter des Instituts für Management und Leadership Development an der Fachhochschule Wiener Neustadt (A), und langjähriger Mitherausgeber des *Journals für Psychologie*. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Neue Arbeitswelt, Organisations- und Personalpsychologie, Kulturpsychologie, philosophische Grundlagen der Psychologie, qualitative Sozialforschung.

Kontakt: Dr. Ralph Sichler, Fachhochschule Wiener Neustadt, Institut für Management und Leadership Development, Schlögelgasse 22–26, 2700 Wiener Neustadt, Österreich; E-Mail: ralph.sichler@fhwn.ac.at

Die Dynamik von Sinnlichem und Symbolischem in der Sprache

Der Versuch einer Artikulation zwischen Karl Bühler, Lev Jakubinskij und Lev Vygotskij

Marie-Cécile Bertau

Journal für Psychologie, 29(2), 99–119

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2-99>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

In *Die Krise der Psychologie* (1927) strebt Bühler eine Klärung des Konzepts von Psychologie an. Die drei hierfür unentbehrlichen Aspekte umfassen einen Lebenszusammenhang mindestens zweier Partner. Damit eröffnet Bühler einen Raum theoretischen Fragens pragmatischer Stoßrichtung und macht von hier aus das Phänomen der Sprache zum Paradigma der Untersuchung der Aspekte (*Sprachtheorie*, 1934). Ein wesentliches Theorieelement ist die Zweifelderlehre mit Zeig- und Symbolfeld. Ist das Zeigfeld im Sinnlichen verankert, so führt das Symbolfeld in unanschauliche Sphären – ein qualitativer Ordnungswechsel. Es ist bemerkenswert, dass Bühler einerseits die beiden Felder scharf voneinander abgrenzt, andererseits ihren Zusammenhang nicht zerreißt, sodass eine Dynamik zwischen Sinnlichem und Symbolischem in der Sprache sichtbar wird. Der Beitrag folgt dieser Idee des sinnlich-symbolischen Moments in den zeitgenössischen Arbeiten des Linguisten Jakubinskij und des Psychologen Vygotskij. Der Zusammenhang von Sprache, Körper und Andere/r wird Grundlage der Funktionsweise sprachlicher Symbole. Die Leistung des sprachlichen Symbols wird realisiert, ohne sie dem unkörperlichen und individuellen Denken zuzurechnen und aus der gesellschaftlichen Tätigkeit herauszunehmen.

Schlüsselwörter: Sprache, sprachliche Tätigkeit, Sprechen, Symbol, Körper, Zweifelderlehre, Bühler

Summary

The dynamics between the sensorial and symbolic aspects in language

An articulation through Karl Bühler, Lev Jakubinskij, and Lev Vygotsky

In *The Crisis of Psychology* (1927), Bühler aims at clarifying the notion of psychology. The three indispensable aspects for that clarification encompass the life context of at least two

partners. Therewith, Bühler opens a space of pragmatic questioning which he further pursues in his *Theory of Language* (1934) where he confers language a pivotal role in his investigation of these aspects. An essential element here is the two-field theory with its deictic and symbolic field. Whereas the deictic field is anchored in the sensorial, the symbolic field leads into abstract, invisible spheres; a qualitative shift from one field to the other. It is remarkable that Bühler distinguishes sharply the two fields, but is not tearing them apart so that a dynamic at play between the sensorial and the symbolic becomes visible. The contribution follows the idea of the sensorial-symbolic moment in the work of two contemporaries of Bühler: the linguist Jakubinskij and the psychologist Vygotsky. The encompassing connections between language, body, and other is shown as basis for the functioning of language symbols. The power of language symbols is realized without attributing them to bodyless, individual thinking and without separating them from societal activity.

Keywords: Language, language activity, speech, symbol, body, two-field theory, Bühler

Bühlers *Krise der Psychologie* (1927) und seine *Sprachtheorie* (1934) gehören zu einem historisch-epistemologischen Kontext, in welchem sowohl Sprache als auch Denken explizit nicht individualistisch, sondern gesellschaftlich gedacht werden. Die Pragmatik miteinander tätiger Menschen in ihrem Lebenszusammenhang wird als theorierelevant angesehen und nicht als fakultatives Moment der Anwendung einer abstrakten, vorgeschalteten Größe »Sprache«. Es wird ein ganzheitlicher Blick entwickelt, der Denken nicht von Sprache und Sprache nicht vom Körper und beides nicht von gesellschaftlichen Anderen trennt, sondern als notwendige Elemente in Theoriebildung und empirische Erforschung einbezieht. Diesen ganzheitlichen Blick findet man ebenfalls in der dialogisch-pragmatischen Linguistik Jakubinskijs (*Über die dialogische Rede*, 1923, vgl. Jakubinskij 2004) sowie in den psychologischen Arbeiten Vygotskijs (1992, entstanden 1931, und zentral *Denken und Sprechen*, insbesondere Kap. 7, *GEDanke und Wort* von 1934, vgl. Vygotskij 2002).

Ich möchte in der Artikulation dieser drei Denker der Verbindung von Sprache – Denken – Körper – Gesellschaft nachgehen. Bühlers Sprachtheorie (1934), und insbesondere seine Zweifelderlehre, sehe ich dabei als heuristisch interessanten Ausgangspunkt an, weil hier ein Bruch im Theoretisieren von Sprache aufscheint. Der Bruch zeigt sich als Zweifel, den Bühler verschiedentlich äußert und der die Verschiedenartigkeit und den Zusammenhang von Symbolischem und Sinnlichem thematisiert. Daran lässt sich mit Jakubinskijs (2004) dialogischer Sprachansicht anknüpfen, der zufolge die dynamische, formstiftende Verschränkung von Sprache und Körper jeden Sprachakt bestimmt. Wie das Sinnliche und Symbolische der Sprache nicht nur in der Kommunikation, sondern auch in Denkvorgängen manifest wird, kann mit Vygotskij

(2002), der Jakubinskijs Sprachidee für das innere Sprechen aufgreift, nachvollzogen werden.

1 Die Bewegung zwischen dem Anschaulichen und Symbolischen in Böhlers Sprachtheorie

1.1 Sprache im Rahmen von Böhlers Psychologieprojekt

Der Grund, auf den Bühler die Frage nach der Sprache stellt, wird gebildet von seiner Problematisierung der Psychologie zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Bühler visiert eine andere Psychologie an als die zeitgenössische, an einer Psycho-Physik orientierte und weist dabei der Sprache eine zentrale Rolle zu. Er sucht eine Sprachkonzeption zu entwickeln, in der die sprachliche Tätigkeit nicht okkupiert wird von einer Psychologie, die sie mentalisiert, subjektiviert und atomisiert. In einem ähnlichen Sinn muss sie sich auch von der Philosophie fernhalten, die Sprache oft aus einer epistemologischen Grundhaltung heraus thematisiert (vgl. Bühler 1982, xxiv).

Die Wirklichkeit, im Rahmen derer Sprache untersucht werden soll, ist für Bühler das gemeinschaftlich erzeugte Lebensfeld, in welchem und zu welchem sich »Gemeinschaftsglieder« gegenseitig orientieren und sinnvoll verhalten (Bühler 1929, 60). Diese gleichermaßen semantische wie verhaltensmäßige Verankerung der Sprache findet im Rahmen seines Psychologieprojekts statt, das mit der Grundidee des Lebens als Selbstregulierungsprozess und Signalverkehr arbeitet (Friedrich 2018). In diesem Kontext konzipiert Bühler Sprache als Geschehen eines nicht-reduzierbaren »Zweiersystems« (Bühler 1929, 60). Es kann daher nicht um »Einzelsubjekte« mit »Einzelseele« gehen (ebd., 32), nicht um eine autonome Semantik jenseits des gemeinschaftlichen Handelns. Bühler argumentiert damit konsequent gegen den Solipsismus, den er bei Wundt und Darwin konstatiert, und mit dem, wie er es ausdrückt, Darwin auf eine »Sandbank« geriet (ebd., 33) und der Wundts Theoriebildung »zerfasert«: Von beiden wurde »der notwendige Schritt vom Individuum zur Gemeinschaft« nicht vollzogen (ebd., 34). Damit wird von vornherein ein ganzheitliches Geschehen vorgestellt, in dem Partner sprachlich in einem konkreten Wahrnehmungs- und Handlungsfeld in Bezug auf eine Wirklichkeit handeln, die ohne den Mittler Sprache weder sichtbar noch denkbar wäre (Friedrich 2009).

Die Sprachtheorie ist also Teil des Bühler'schen Psychologieprojekts, zu dem auch die Unterscheidung von drei Aspekten gehört. Folgt man Bühler, so ist »jeder möglich und keiner von ihnen entbehrlich [ist] in der einen Wissenschaft der Psychologie«, denn sie stehen in einem Komplementaritätsverhältnis zueinander und erzeugen erst dann ein »geschlossenes System wissenschaftlicher Erkenntnisse« (ebd., 29). Es sind

dies die »*Erlebnisse*, das *sinnvolle Benehmen* der Lebewesen und ihre *Korrelationen mit den Gebilden des objektiven Geistes*« (ebd.). Mit dieser Dreiheit wählt Bühler einen klaren pragmatischen Rahmen für das Theoretisieren der Sprache, denn es sind mindesten Zwei, die miteinander-zueinander handeln, sinnvolles Benehmen einander anzeigen und für einander unter Bezugnahme auf den objektiven Geist erlebbar machen.

Bühlers *Sprachtheorie* wendet sich vor dem Hintergrund dieses Projekts der Sprache zu, ohne das »sinnvolle Leben« hinter sich zu lassen – die »Lebensumstände« (Bühler 1982, 24) des Zweiersystems bilden den Ausgangspunkt für die Modellierung des sprachlichen Zeichens. So führt Bühler zum Organonmodell hin: »Wir suchen [...] ein Modell des ausgewachsenen konkreten Sprechereignisses samt den Lebensumständen, in denen es einigermaßen regelmäßig auftritt« (ebd.). Die Greifbarkeit eines tatsächlichen Ereignisses des Sprechens leitet die Modellierung.

1.2 Sprechen als Kontaktgenerierung und vermittelte »Berührung«

Die drei psychologischen Aspekte, die Bühler in der *Krise* (1927) festgestellt hat, entsprechen im Organonmodell der *Sprachtheorie* (1934) den drei Funktionen oder Sinndimensionen des sprachlichen Zeichens. Den Erlebnissen entspricht der Ausdruck innerer Wahrnehmungen; das sinnvolle Benehmen, Ankerpunkt der »gemeinschaftsbildende[n] und gemeinschaftstragende[n] Funktion semantischer Einrichtungen« (Bühler 1929, 60) und Verbindungsmoment in die Gemeinschaft, führt zum Steuerungsaspekt der Sprache und ist mit der Sinndimension des Appells verknüpft. Schließlich verweisen die Gebilde des objektiven Geistes auf die Funktion der Darstellung – als Korrelationen des sinnvollen Benehmens. Das Organonmodell stellt klar die drei Aspekte nicht als Addition dar ($1 + 1 + 1$), sondern als gebundene Ganzheit (stets 3), die jeweils am sprachlichen Zeichen kristallisiert sind, auch wenn dies mit verschiedenen Gewichtungen der Sinndimensionen geschieht. Diese gebundene Ganzheit ist durch das sprachliche Zeichen als Gerät (*organon*) begründet, das Sprachzeichen ist Mittler im Feld und spannt die Dreiheit »*einer – dem anderen – über die Dinge*« (Bühler 1982, 24) auf.

Die Vermittlung durch das Sprachzeichen entfaltet sich über die drei Sinndimensionen und generiert dabei einen spezifischen *Kontakt* zwischen den Personen und zu ihrer Wirklichkeit. Der Kontakt ist deshalb spezifisch, weil er durch den öffentlichen, konventionellen Charakter der Sprache führt und also nicht im Einzelseelischen hängen bleiben kann. Zugleich ist der Kontakt auch feldspezifisch. Die Zweifelderlehre der *Sprachtheorie* (1934) trägt dieser Spezifität Rechnung, die Kontaktidee aus der *Krise* (1927) leistet den übergreifenden Zusammenhang.

So spricht Bühler in der *Krise* von Hand und Körper, die in der Dynamik von Druck und Gegendruck die Realität des Dings verspüren, und diese »lebendige Materialität« findet sich ihm zufolge analog im Verstehen eines/r Anderen wieder:

»Meine tastende Hand *verspürt* die Elastizität doch nur in einem Wechselspiel von bewegendem Druck und bewegten Gegendruck, das sich hin und her zwischen ihr und dem geprüften Dinge vollzieht. Halten wir am Ausdruck »erspüren« als terminus technicus fest. [...] Der Verstehende ist aktiv, er streckt seine Fühler aus und die Fühler begegnen einer fremden Aktivität. Die Gegenaktionen meines lebenden Partners, die ich tastend etwa im Handgemenge verspüre, sind etwas komplizierter, kapriziöser, wenn man so will, als das einfache Zurückschnellen des elastischen Körpers, wenn ich mit dem Druck nachlasse. Aber verspüren werde ich das eine wie das andere« (Bühler 1929, 96).

Die Idee des »seelischen Verspürens« ist von hier aus gebildet, ein Kontakt »höherer Ordnung« wird erklärbar (ebd., 41). Dies ist der Fall beim Kontakt unter Gemeinschaftsgliedern, wo der Kontakt »eine *Einstellung* der Individuen aufeinander« ist, der erst die dynamische Konkordanz generiert, eine »nachweisbare Regulierung«, die »ohne Semantik, d. h. ohne Verständigungsmittel nicht möglich« wäre (ebd., 39). Mit der übergreifenden Idee des Kontakts beschreibt Bühler einen Bogen, der die objektive Realität und das Wahrnehmen und Gegenwahrnehmen des Gegenübers als Moment dieser Realität im Körperlichen und Seelischen umspannt. Ein Wahrnehmen, das ein Sich-Ausstrecken nach dem Anderen, ein Verspüren der fremden Aktivität im »Gegendruck zur eigenen« ist. Es ist bemerkenswert, dass Bühler von *Fühlern* spricht und nicht etwa von Fühlen, das man sich enger mit dem Verspüren denken könnte, es geht ihm offenbar um eine materiell-konkrete, körperliche Begegnung und ein ebensolches »Ineingreifen« (ebd., 83). An dieser Art von Begegnung mit ihrer dynamischen Konkordanz wird Verstehen gebildet. So, wie wir uns im Handgemenge gegenseitig verspüren und aufeinander einstellen, tun wir dies über sprachliche Mittler im »Wortgemenge«. Beides geschieht nach dem Prinzip des realen wechselseitigen Kontakts, der sich schließlich auch im »seelischen Kontakt« findet. Die Macht der Sprache als Organon entfaltet sich hier auf eine Weise, die wie die greifende oder zeigende Hand wirkt, und doch nicht mehr ganz so, weil eben sprachspezifische Steuerungsmittel das Ineingreifen gestalten, und zwar sowohl von seiner Außenansicht her im Benehmen als auch von der inneren Erfahrung her als Erleben: »Faktum ist, daß im seelischen Kontakt eine gegenseitige Steuerung des Benehmens und des Erlebens der Partner stattfindet« (ebd.).

Die drei Sinndimensionen des Zeichens erweisen sich somit als Formen der vermittelten Berührung, die eine sinnvolle Bezugnahme der sprachlich sich Benehmenden und Erlebenden zur Welt und zum/r Anderen über bestimmte Mittler herstellt. Der Ausdruck ist dann zwar mit den inneren Zuständen der Sprechenden verbunden, dennoch

nicht schierer Aus-Druck intimer Subjektivität, weil durch das öffentliche (öffentlich-machende) Zeichen vermittelt, das seine spezifische Kontaktform herstellt. Es geht nicht um den Ausdruck jeder »seelischen Regung« (ebd., 41), sondern um den des sinnvollen Benehmens: Nur jene Ausdrucksmomente sind relevant, die »das Benehmen anderer Gemeinschaftsglieder zu steuern berufen sind« (ebd., 42). Ausdruck ist daher sowohl sprachspezifisch als auch feldspezifisch, weil abhängig von der Art des Felds, in welchem sich die »Kontaktpartner« (ebd., 85) bewegen. Dementsprechend bildet der Appell, der mit dem Sprachzeichen vollzogen wird, ebenfalls einen Kontakt höherer Ordnung, mit ihm »appelliert der sprechende Mensch [...] an die Vorstellungen und Begriffe seines Hörers«, dem/der Kundnehmer/in der Kundgabe, wie Bühler es zunächst bezeichnet. Die Anziehungsstärke dieses Anrufs vergleicht Bühler mit dem *sex appeal*, der *speech appeal* ist für ihn eine »ebenso greifbare Tatsache« (1982, 29), ein reales, körperlich-seelisch erlebtes Hingezogen-Werden. Sprachliche Steuerung ist immer auch am Rande der Entführung, weil sie das Ineinandergreifen sucht. Sie appelliert an den/die Andere/n und nimmt ihn/sie mit, versetzt ihn/sie dahin und dorthin und setzt dabei (wie beim Roulette) auf eine affektiv-kognitive (Vorstellungen, Begriffe), zum Teil auch körperliche Umstellung (Blick, Körperhaltung) als ein Nachfolgen der Steuerungsanweisung. Dieser Vorgang ist daher in seinem Ausgang nie sicher und nicht über eine Passung mentaler Repräsentationen zwischen den Partner/innen zu haben.

Und auch die sprachliche Darstellung zeigt die Form der vermittelten Berührung, die Ausdruck und Appell eigen ist. Die Darstellung, mit der das Sprachzeichen seine Symbolfunktion vollzieht, präsentiert über symbolfeldspezifische Mittler und Ordner die abwesende Welt. Die mit dieser Sinndimension des Zeichens verbundene Abstraktionsleistung löst Sprache vom Hier und Jetzt des gegebenen gemeinsamen Wahrnehmungsfeldes ab und führt die Partner/innen vom Zeigfeld in das Symbolfeld. Nicht mehr Zeigen, sondern Nennen – für Bühler besteht hier ein entscheidender Unterschied, an dem sich die Medialität der Sprache zeigt. Die sprachliche Darstellung erweist sich als ein

»*mediales* Gerät, in welchem bestimmte *Mittler* als Ordnungsfaktoren eine Rolle spielen. Es ist nicht so in der Sprache, daß die Lautmaterie kraft ihrer anschaulichen Ordnungseigenschaften direkt zum Spiegel der Welt erhoben wird und als Repräsentant auftritt, sondern wesentlich anders. Zwischen der Lautmaterie und der Welt steht ein Inbegriff medialer Faktoren, stehen [...] die sprachlichen Mittler, steht z. B. in unserer Sprache das Gerät der indogermanischen Kasus« (ebd., 151).

Die beiden Modalitäten Zeigen und Nennen definieren die zwei Felder, in welchen das Sprachzeichen funktioniert. Im Zeigfeld orientieren sich die Partner/innen in einem gemeinsamen Wahrnehmungsraum über sinnliche Zeighilfen, die zum einen tatsächlich

sinnlich sein können (wie in der »demonstratio ad oculos und ad aures«, wenn eine/r beim Sprechen mit dem Finger auf das verweist, worum es geht) oder – falls man sich aus dem Auge verloren hat – mit einem *Hier!*, das eine klare »Herkunftsqualität« hat und so den/die Zuhörer/in orientiert. Die Zeigwörter (Deiktika oder indexikalische Mittel wie Pronomen und Zeit- und Ortsadverbien) »steuern den Partner in zweckmäßiger Weise« (ebd., 105). Die Origo des Hier-Jetzt-Ich ist der anschauliche (und hörbare) Ausgangspunkt, um alle anderen Positionen, Zeitpunkte und Personen anzuzeigen, Bühler spricht in diesem Zusammenhang von »Marken« für Orte, Positionen und Individuen (ebd., 107; vgl. Friedrich 2007 zur Diskussion des Index bei Bühler).

Zum ändern können die Zeighilfen in einer imaginierten sinnlichen Wirklichkeit funktionieren, wie in der Deixis am Phantasma, einer zeigenden Bezugnahme auf Personen, Dinge und Orte, die nur noch in der Vorstellung stattfindet. Anders als in der sinnlichen Augen- und Ohren-Deixis gibt es hier also keinen sinnlich gegebenen, gemeinsamen Wahrnehmungsraum mehr und damit keine Ordnung, in der »alles beisammen ist: Zeigobjekte, Sender und Empfänger der Zeiganweisungen, und worin sich die beiden Kontaktpartner harmonisch-sinnvoll benehmen« (ebd., 125). Bühler weist darauf hin, dass das sinnlich-tatsächliche Orientiertsein in den »Phantasieraum« hinein, »in das Reich des Irgendwo der reinen Phantasie und in das Reich des Da-und-da-der Erinnerung« (ebd., 126) herüber genommen wird. Das setzt allerdings beim/ bei der Hörer/in eine besondere, ganz andere Aktivität und Verstehensleistung voraus, ein gewisses Ausmaß an Orientierung im zu Zeigenden muss mitgebracht werden. Dann kann es gelingen, das Abwesende präsent zu machen.

Mit der Darstellung, die Bühler zufolge nicht ohne ein Symbolfeld möglich ist, kommt es zu einer andersartigen Qualität der Orientierung und Steuerung. Nun sind es nicht mehr tatsächliche oder imaginiert sinnliche Zeiggeräte, die eingesetzt werden, um Abwesendes präsent zu machen, sondern symbolfeldspezifische Mittler und Ordner (zum Beispiel das indogermanische Kasussystem). Syntaktische und lexikalische Einheiten sind nun die Steuerungsmittel. Ordnungshilfen, die im Symbolfeld das Sprechenden steuern, sind für Bühler die Wortsphären, Wortklassen und Kasussysteme (für das Deutsche, vgl. ebd., 171f., 179). Hier erweist sich die Andersartigkeit des Symbolfelds, mit dem Sprecher/in und Zuhörer/in gemeinsam ein Abwesendes und dennoch Erlebbares präsent machen. Sie stoßen dabei in Denk- und Sagbarkeiten vor, die nur so gegeben sind, nämlich durch das die Sprache charakterisierende Zweiklassensystem, bestehend aus der Klasse der Sprachgebilde des Lexikons und jener der Sprachgebilde der Syntax. Es handelt sich um Denkbare, also auch um das, was nicht mehr in Verbindung zu außersprachlichen Vorbildern steht, sondern durch die Strukturierungspotenziale der Sprache erzeugt wird.

Verbindungsglied zwischen Zeig- und Symbolfeld ist die Anaphora: Sie ist Zeigen, und doch zeigt sie nicht im tatsächlichen oder imaginierten Wahrnehmungsraum, son-

dern in der Ordnung der Sprache selbst. Der/die Sprecher/in verweist auf sein/ihr Gesprochenes als solches. Dies kann die ganze Rede betreffen (*wie oben angesprochen*) oder auch Redeteile (*die Tram fuhr da mehrmals durch, sie ratterte immer laut*). Für Bühler ist dies ein Zurückwenden der Sprache auf sich selbst, ein Reflexionsmoment, das die Anaphora gegenüber beiden Zeigmodi des Zeigfelds auszeichnet. Die Sprache wird sich selbst zum Feld und kann daher aus der unmittelbaren Situation entbunden werden. Sie ist es, die zeigend die Ordnung der Sprache einleitet und so zum Symbolfeld führt. Diese Übergangsleistung der Anaphora hebt Bühler hervor: »[D]ie Anaphora [erscheint] in eminentem Maße dazu berufen [...], das Zeigen mit dem eigentlichen Darstellen zu verknüpfen« (ebd., 123).

1.3 Der Wechsel zwischen Zeig- und Darstellungsordnung oder die Überschätzung der Erlösung vom Zeigfeld

Die Art und Weise, wie Bühler beide sprachlichen Felder – das Zeig- und das Symbolfeld – mit ihrem Verbindungsglied – der Anaphora – inhaltlich-argumentativ und rhetorisch aneinander entfaltet, macht deutlich, dass sie phänomenal (im tatsächlichen Sprechen-Zuhören) als ein Ganzes mit einem Hin und Her, besser: mit einem Umschlag von einem Feld ins andere funktionieren. Dieser Umschlag als eine Passage »von – zu« ermöglicht den Wechsel von der Wahrnehmungsordnung, die zum Zeigen und zum direkten Sprechverkehr gehört, zur Äußerungsordnung, zu der das Nennen gehört. Dieser Ordnungswechsel bedeutet nicht einfach ein Abstraktwerden des sinnlichen Zeigens, sondern das Eröffnen eines neuen Raums, in dem die Sprecher/innen zwar mit ähnlichen Mitteln handeln, aber woanders: in der Sprache selbst. Dieser Qualitätssprung ist eben das, was mit dem Symbol eintritt. Bühler grenzt scharf ab: »Hindeuten ist Hindeuten und nie etwas mehr«, ob nun nur mit der Geste oder auch mit einem sie begleitenden Sprachlaut (1982, 87). Symbolisieren arbeitet dagegen über Syntax und Lexik, wobei die Syntax die regelhafte, sprachspezifische Fügung der Sprachelemente zu einer relational-konzeptuellen Ordnung ist. Im Symbolisieren sind die Relationen und Konzepte jeweils verallgemeinert und nicht mehr aus der gegebenen Wirklichkeit verstehbar. Sie sind in diesem Sinne objektiv, das heißt, sie entsprechen dem objektiven Geist einer bestimmten Sprachgemeinschaft. Symbolisieren steht daher jenseits des kontextgebundenen Zeigens, wo Konzepte und Bezüge an der sinnlichen Wirklichkeit ausgerichtet werden. Wirklichkeit wird nun über die Symbole gemäß dem objektiven Geist dargestellt.

Gerade weil Bühler klar die zwei Felder unterscheidet, stellt sich ihm die Frage nach der Trennschärfe zwischen den beiden Ordnungen und damit nach der Möglichkeit des vollständigen Verlassens des gemeinsamen und gemeinsam erlebbaren Wahrnehmungsraums ins rein Symbolische. Es handelt sich um die Frage nach dem Ausmaß des

Entbindens der Sprache aus dem Sinnlichen. Am Ende des Kapitels zum Symbolfeld der Sprache formuliert Bühler dies als Zweifel. Er verwendet dabei das intensive Wort »Erlösung«, das hier als Steigerung des vorher gebrauchten Verbs »entbinden« (ebd., 53, 168) gesehen werden kann – ein endgültiges Lösen der Bindungen an Hier-Ich/Wir-Jetzt: »Vielleicht überschätzen wir die Erlösung vom Zeigfeld, vielleicht unterschätzen wir das Faktum der prinzipiellen Offenheit und das Ergänzungsbedürfnis jeder sprachlichen Darstellung eines Sachverhaltes vom Wissen her um diesen Sachverhalt« (ebd., 255).

Mit der Anaphora erschien der Moment, in dem Sprache sich selbst Kontext genug wird. Aber da schon stellte sich die Frage, wie weit diese Selbstgenügsamkeit reicht und tragfähig bleibt, in welchem Ausmaß also Sprache »erlöst« ist von der je gegebenen Wirklichkeit mit tatsächlichen Personen, Dingen und Orten. Bühler stellt immer wieder die gleiche Frage: »Wie weit erstreckt sich in den ganzen Bau der Sprache hinein das >Anschauungsbild< und seine Ausnützung für den Darstellungszweck der Sprache?« (ebd., 84). Die Anaphora zeigt dieses Erstrecken, sie zeigt den Weg an, welche die sich entbindende Sprache nimmt, denn sie zeigt im Darstellen. Und auch wenn die »sprachliche Darstellung in *hohem Maße* erlöst [ist] aus den konkreten Situationshilfen« (ebd., 120; kursiv MCB), muss sie an die Sinnlichkeit des Ineinandergreifens der Partner/innen im sinnvollen Lebenszusammenhang zurückgebunden werden. Dies bedeutet eine Bewegung zwischen dem Anschaulichen und dem Symbolischen, die – ist die Relation einmal gebildet – auf beide Relata zurückwirkt: Das Anschauliche vertieft die symbolische Dimension des Zeichens, das Symbolische entbindet in dem Maße, wie es mit dem Anschaulichen verbunden bleibt. Insofern Sprache Praxis ist, hat dann jede Passage – auch jenseits ihrer Ausbildung im Spracherwerb – eine erneute »Versinnlichung« des Geistigen (Symbolfeld) zur Folge, ebenso wie eine erneute Vergeistigung des Sinnlichen (Zeigfeld). Das Zusammenlassen der beiden Ordnungen bedeutet letztlich, dass wir sie beide in einer unaufhörlichen Bewegung miteinander vollziehen – Sprache wäre dann genau das.

2 Die Idee der lebendigen Sprache im sowjetrussischen Kontext

2.1 Der Kontext

Die Verankerung von Sprechenden in einem gemeinsamen Feld des koordinierten Handelns, und damit auch in ihrer gegenseitig wahrnehmbaren körperlichen Anwesenheit, lässt sich zeitgenössisch zu Bühler in der frühen Sowjetunion finden. Die Sprachdenker rezipieren hier intensiv Sprachphilosophie und -theorie aus Westeuropa und arbeiten sie in eigene epistemologische Kontexte ein (Bertau 2011). So bildet sich in der Sowjet-

union vor dem Stalinismus und dem Zweiten Weltkrieg ein aktives interdisziplinäres Forschungsfeld zur dialogischen Sprache mit dem Fokus auf die lebendige Sprache heraus, welche im Sinne Humboldts (1907) als sprachliche Tätigkeit aufgefasst wird (Naumova 2004; Bertau 2014). Im Mittelpunkt steht die Sprache des Alltags und nicht die erstarrte, von Autorität und Bürokratie gesprochene und geschriebene Sprache. Ein normativer Dualismus von monologischer und dialogischer Sprache wird artikuliert (Romashko 2000). Feldforschungen entstehen, die auf das Gesprochene *hören* und auf Sprechende *sehen* und von diesen Wahrnehmungen aus einen pragmatischen und prozessorientierten Sprachbegriff bilden.

Die Idee der Lebendigkeit kristallisiert sich am Konzept des Wortes, *slovo*, das zum Gegenstand einer regelrechten Diskussionswelle am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird (Ivanova 2008). Philosophen, Literaturkritiker und Linguisten interessieren sich für die verbale Kreativität, und ihre verschiedenen Herangehensweisen vereinen sich im Konzept des lebendigen Worts, in dem die Inkarnation göttlicher oder kosmischer oder kollektiver Energie und Vernunft (je nach den Ideologien, die hier zusammenkommen) gesehen wird. Denken und Sprache werden als im lebendigen Wort untrennbar verbunden angesehen, es steht für ein trans-individuelles schöpferisches Prinzip, das sprechend angeeignet und auf diese Weise individuell rekonstruiert wird. Ivanova (ebd.) konstatiert, dass die Vorstellung eines untrennbaren Zusammenhangs von Sprache und Denken in der russischen Linguistik am Beginn des 20. Jahrhunderts stark vertreten ist und die Verbindungen zwischen Linguistik und Psychologie mitbestimmt. Die Schrift *Über die dialogische Rede* (1923) des Linguisten Jakubinskij stellt eine wichtige Brücke zwischen beiden Disziplinen dar. Sie übt einen deutlichen Einfluss sowohl auf Bachtins als auch auf Vološinovs Sprachdenken und ihren Bewusstseinsbegriff aus (Friedrich 1993), wird auch von Vygotskij (2002) bei seiner Analyse des inneren Sprechens rezipiert und kann somit als markanter Anfangspunkt für die Entwicklung des modernen Dialogismus in den Sprach- und Literaturwissenschaften wie auch in der Psychologie (z. B. Larrain und Haye 2012; Salgado und Clegg 2011) angesehen werden (vgl. Bertau 2021a).

2.2 Formen und die Bewegung zwischen Körper und Sprache

Jakubinskij (2004) interessiert sich für die Bewegungen des lebendigen Worts in der Rede, für die Dynamik, welche die »sprachliche Tätigkeit« (ebd., §1, 383) in der von den Sprecher/innen gemeinsam erlebten Situation als »vielgestaltige Erscheinung« annimmt; für das Sprechen als eine »für die lebendige Wahrnehmung unmittelbar gegebene Erscheinung« (ebd., §1, 383). Die beobachtbaren Formen entsprechen den Gesprächspartner/innen und ihrer Situation funktional, das heißt für Jakubinskij, dass

sie sowohl von soziologischen als auch von psychobiologischen Faktoren mitbestimmt werden. Mit dieser Eingangsfeststellung umgreift Jakubinskij Sprache und Sprecher/innen in einer Ganzheit, die Gesellschaftlichkeit, Körperlichkeit und Psychisches in den Blick nimmt und diese Ganzheit in der gelebten und erlebten Realität situiert. Es ist bemerkenswert, dass Jakubinskij als Linguist weder von dieser Ganzheit noch von der phänomenalen Pluralität der Sprache ablässt. Sprache ist und bleibt ein plurales Phänomen (Bertau 2011, 2008a). Die Idee des Kontakts lebendiger, sich gegenseitig regulierender Partner/innen kann hier verortet werden, und wie bei Bühler wird mit der Konkretheit einander wahrnehmender und wechselseitig koordinierender Partner/innen gearbeitet.

Folglich ist der Ausgangspunkt von Jakubinskij's Sprachkonzeption der Dialog in einem sowohl konkreten Sinn als Konversation als auch in einem grundsätzlichen Sinn, denn Sprache lässt »ihr wirkliches Sein nur im Dialog zutage treten« – so Jakubinskij, den Linguisten Ščerba zitierend (2004, §25, 401). Sprache ist als Phänomen dialogisch und ihre monologischen Formen lassen sich von hier aus als Formen verstehen, welche die Dialogizität der Sprache bewahren, denn sie bleiben adressiert und erwarten eine Antwort, sei diese auch zeitlich noch so versetzt oder ganz imaginiert. Der von Jakubinskij geprägte und von Vygotskij (2002, 437) übernommene Begriff des »schriftlichen Sprechens« zeigt an, dass auch diese Form der Sprache ihre dialogische Qualität behält. Zentral ist daher die »Erforschung der dialogischen Form als einer allgemeingültigen« (Jakubinskij 2004, §25, 401), von dieser Form aus lässt sich das Phänomen Sprache verstehen.

Die Systematisierung der funktionalen sprachlichen Gestalten verläuft daher an Kriterien, die von dem Lebenszusammenhang mit einem/r anwesenden Anderen bestimmt sind, nämlich der Anwesenheitsweise der/des Anderen (geistig-körperlich kopräsent oder in irgendeinem Sinn vermittelt) sowie der Organisation von gelebter Zeit (kurz dauernd oder lang andauernd). Die tabellarische Übersicht der vier Grundtypen der sprachlichen Formen veranschaulicht dies (vgl. Tab. 1).

Jakubinskij (2004) bindet Sprache (als sprachliche Tätigkeit im Sinne Humboldts, 1907) an den sprechenden Körper und den sprechenden Körper an die Sprache. Es gibt keine nachträgliche Verkörperung der Sprache, vielmehr eine unhintergehbare Verschränktheit von Sprache und Körper. Dies artikuliert sich durch die vier Grundtypen als gegengleiche Bewegung zwischen Sprache und Körper: Je unmittelbarer die Partner/innen einander gegenwärtig sind und visuell-auditiv wahrnehmen, desto eher und stärker kann der Körper in Gesten, Mimik und Stimme die sprachliche Bedeutung nicht nur modulieren, sondern auch ihre symbolischen Mittel ersetzen (Jakubinskij 2004, §18). Sprache kann dann verkürzt sein, ihre Mittel einfach (Lexik, Syntax). Das Beispiel der Liebenden Kitty und Ljewin aus Tolstois *Anna Karenina*, das in Vygotskij's Diskussion des inneren Sprechens aufgenommen wird, stellt hier das Paradigma

| <p>Alle Formen sind dialogisch, d.h. adressiert und daher Anrede, die auf Erwidering aus ist (oder Erwidering auf einen »Anruf«) – jeweils Dialogzüge</p> | <p>Unmittelbar</p> <p>Vollständige visuelle und auditive Wahrnehmung des Anderen</p> | <p>Mittelbar</p> <p>Vermittelte, aufgeschobene, verzögerte, imaginierte Wahrnehmung des Anderen</p> |
|--|---|--|
| <p>Abwechselnd</p> <p>Geteilte Zeit, Unterbrechungen, Rhythmen, Verläufe in der Zeit</p> <p>Sprachl. Formen tendenziell verkürzt – »mehr Körper«</p> | <p>Gespräch</p> | <p>Kommunikation in der Dunkelheit, Zettel in Sitzung, Telefon</p> <p>(Chat, E-Mail, Graffiti)</p> |
| <p>Andauernd</p> <p>Gemeinsame bis hin zu entkoppelter Zeit mit je eigenen Rhythmen und Verläufen</p> <p>Sprachl. Formen tendenziell elaboriert – »mehr Sprache«</p> | <p>Vortrag</p> | <p>Buch (Artikel)</p> |

Tab. 1: Die vier Grundtypen sprachlicher Formen nach Jakubinskij (2004, 393–395) mit seinen Beispielen, moderne Beispiele in Klammern

des fast wortlosen Verstehens und quasi-symbiotischen Einverständnisses dar, das sich stärkster Verkürzungen bedienen kann. Dies verdankt sich der »gleichen Gerichtetheit des Bewußtseins« der Liebenden, ihrer Einstellung aufeinander, die wechselseitig als so stark übereinstimmend erlebt wird, dass »die Rolle der sprachlichen Reize auf ein Minimum [...] reduziert ist« (ebd., §40, 414). Die Gerichtetheit der Bewusstseine wird von Jakubinskij über das psychologische Konzept der Apperzeption diskutiert: Sprechen ist *apperzeptionsgebunden*, dies ist ein wesentliches Moment der von Jakubinskij in §1 festgestellten psychischen Bedingtheit der sprachlichen Tätigkeit (Friedrich 2005): Sprechen findet vor dem Hintergrund bereits gemachter sprachlicher und nicht-sprachlicher Erfahrungen statt, und Kommunikationspartner/innen können über wiederholte gemeinsame Praxis eine gemeinsame »Apperzeptionsmasse« ausbilden und sich dann auf wenige sprachliche Mittel beschränken, denn sie wissen, was gemeint ist. Hier wird Vygotskij ansetzen, um das innere Sprechen als maximal verkürzt zu beschreiben, denn »[w]ir wissen immer, um was es in unserem inneren Sprechen geht« (2002,

444). Umso weniger die Partner/innen sich in einer unmittelbaren Beziehung befinden, desto mehr müssen über die Sprache und ihre spezifischen Mittel Bedeutungen erzeugt werden, das heißt elaborierte sprachlichen Formen benutzt werden – jene, die das Symbolfeld in Bühlers (1982) Zweifeldersystem bilden. In vermittelter sprachlicher Tätigkeit muss Sprache »symbolfeldlich« werden, das heißt ins Symbolfeld umschlagen. So würde die Schlussfolgerung Bühlers lauten.

2.3 Unumgängliche Replik

Sprachliche Genres repräsentieren kulturhistorisch und sozial codierte Vorgaben bezüglich der Art und Weise, wie Sprache und Körper zu verschränken, das heißt formhaft zu präsentieren sind, und dies spielt bereits in der dialogischen unmittelbaren Form eine Rolle (z. B. intimes Gespräch versus Prüfungsgespräch). In den westlichen Dominanzkulturen ist sprachliche Erziehung größtenteils Erziehung zur Körperlosigkeit, Sprachbeherrschung wird als Körperbeherrschung verstanden und das monologische, möglichst entkörperperte Wort zum idealen Wort erklärt. Gegenüber dieser auch epistemologisch dominanten Vorstellung der mentalen Beherrschung von Sprache und Körper ist Jakubinskijs (2004) Festhalten an der Pluralität der Sprache und sein Insistieren auf den Dialog erhellend. Sein Herangehen widerspricht dem Dualismus von Sprache und Körper und der Vorordnung von Sprache (entkörperter Geist) vor Sprechen (verkörpertes sekundäres Tun) und konzentriert sich auf das gesellschaftlich situierte lebendige Wort. Es zeigt sich, dass Jakubinskijs Vorstellung des lebendigen Worts nichts Mystisches hat, nicht einmal Metaphorisches. Die Lebendigkeit, die sich Jakubinskij mit dem Wort denkt, ist die von agierenden-reagierenden Organismen, die die Sprechenden-zuhörenden-erwidernden Partner/innen sind. Diese sind durch eine basale Dynamik orientiert, eine *Tendenz* (im wörtlichen Sinn von Anspannen und Hinziehen) zum/zur Anderen, ein unumgänglicher Wunsch, den/die Andere/n sprechend-zuhörend wahrzunehmen, ein »instinktives Bemühen« (ebd., §19). Die *Replik* ist die Antwort auf die erlebte Aktion, und sie ist zugleich Provokation für weitere, einander unterbrechende, ineinandergreifende Aktionen im dialogischen Wortgemenge. So drängt die Reaktion des Zuhörers/der ZuhörerIn nach außen, eine unterbrechende Replik, die sich kaum unterdrücken lässt, denn sie ist dem menschlichen Organismus natürlich (ebd., §§26, 27). Sie muss jedoch oft unterdrückt, auf später verschoben werden und kann sich dann in inneren Repliken oder Notizen äußern, die den wahrgenommenen Monolog begleiten (ebd., §27).

Nicht zufällig ist Jakubinskijs Wortwahl verhaltenspsychologisch geprägt, die Unmittelbarkeit der dialogischen Form ist auch die Unmittelbarkeit der Verbindung von Reiz und Reaktion. Tatsächlich sind die reflexologischen Arbeiten Pawlows und Bech-

terews in der Zeit von Jakubinskijs Schrift in der Sowjetunion sehr populär, und Jakubinskij war mit ihnen vertraut (Ivanova und Sériot 2012). Aber Jakubinskij weicht mit seiner Verwendungsweise des Terminus »Replik« von den reflexologischen Modellen ab. Die Replik provoziert eine Verkettung, in der Ursache und Wirkung nicht mehr eindeutig lokalisiert und zugeordnet werden können, sie werden mindestens »zweiseitig«. Repliken erzeugen *und* benötigen einander, um komplementär und koordiniert für die Sprechenden jeweils eine »Gesamtäußerung« (ebd., §30) zu erzeugen, die damit zum komplexen, mehrstimmigen Akt wird.

Weil Jakubinskij Reaktion und Replik qualitativ und dialogisch denkt, halte ich es für möglich, dass er sich an der Reaktologie Kornilows orientiert hat (Bertau 2021b). Kornilow untersucht die dynamische Struktur und Form der Reaktion und nicht nur ihre Zeitlichkeit: Jede Reaktion zeigt eine spezifische Latenzzeit *und* eine spezifische Intensität. Er betont einerseits die Ganzheit der Reaktion, zum anderen erkennt er die Interdependenz physiologischer und psychischer Prozesse an, wobei letztere auf soziale Situationen bezogen werden; van der Veer und Valsiner (1991, 122) bezeichnen Kornilows Verhaltenspsychologie daher als »consciousness-oriented behaviorism«. Bühlers Psychologieprojekt schreibt sich ebenso in einen Kontext von nicht-reduktionistischem Behaviorismus ein, und wie für Tolmans intentionalistischen Behaviorismus und Uexkülls Biosemantik ist die Phänomenalität und Funktionalität von Verhalten für ihn zentral, um sinnvolles Verhalten aufeinander bezogener Lebewesen zu verstehen (Samain 2018).

2.4 Verschiebungen und Wechsel in den sprachlichen Formen

Wie oben gesehen (vgl. Tab. 1), ist Jakubinskijs (2004) Systematisierung der sprachlichen Formen anhand zweier Achsen organisiert: der Anwesenheitsweise der/des Anderen und der Organisation von gelebter Zeit. Mit dem Begriff der »Anwesenheitsweise« versuche ich das zu erfassen, was sich in Jakubinskijs Begriffspaar mittelbar – unmittelbar ausdrückt. Die Fragen, die sich dann ergäben, wären zum Beispiel: Wie nah oder fern in Zeit, Raum und Zugewandtheit ist der/die Andere? Sind Zeit, Raum, Zugewandtheit medial vermittelt (Dunkelheit, Schrift, Kommunikationsgeräte) in dem Sinn, dass etwas »zwischen« den Personen steht und ihre gegenseitige Zuwendung und dynamische Konkordanz mitformt? Darüber hinaus und im Sinne der Dialogizität der Sprache soll mit dem Begriff auch angezeigt werden, dass alle sprachlichen Akte adressiert sind, das heißt, sie wenden sich an eine/n Zuhörer/in und/oder eine Zuhörerschaft. Anwesenheitsformen und Adressierungsqualität können daher als ein Zusammenhang angesehen werden: Wer ist in der Situation der sprachlichen Tätigkeit in welcher Weise körperlich-psychisch-sprachlich zu wem orientiert? Wie finden die Wechsel und Verschiebungen

zueinander statt und welche sprachlichen Mittel begleiten oder steuern sie? Es geht um konkrete Hin- und Wegwendungen (Blick, Körperhaltung, sprachliche Mittler) der Sprechenden-zuhörenden Partner/innen voneinander, die beispielsweise für die Erwachsenen-Kind-Interaktion sowie den Sprach(-denk-)erwerb von großer Bedeutung sind. Ein Sprechendes-spielendes Kind kann in der »flottierenden« Aufmerksamkeit der Mutter sein, die nur wenige Zuhörersignale kundtut, während sie mit einer Alltags-handlung beschäftigt ist und nicht direkt auf das Kind sieht. Diese Situation kann sich verändern und zu einem fokussiert gegenseitigen Gespräch werden, was sich wiederum verändert, wenn die Mutter weiter Sprechend im Raum herumgeht. Es gibt hier wie auch zwischen Erwachsenen sehr viele Möglichkeiten, die Anwesenheitsform zu modulieren, und ich gehe davon aus, dass es gerade der Wechsel zwischen diesen Formen ist, der die Ausbildung des sprachlichen Zeig- und Symbolfeldes erlaubt und erforderlich macht.

Schließlich stellen diese skizzierten Formenwechsel Vorformen der Ablösung vom Hier-Jetzt-Wir dar, die für die Interiorisierungsbewegungen charakteristisch sind (Bertau und Karsten 2018). Denn die Adressierungsqualität existiert nicht nur in der sozialen Kommunikation mit Anderen, sondern auch ohne diese und ist auch für die psychologischen Prozesse charakteristisch. Genau dies diskutiert Lev Vygotskij bei seiner Analyse des inneren Sprechens. Indem das soziale, gemeinschaftliche Sprachzeichen im dialogischen Akt auf sich selbst (als ein/e Andere/r) angewendet wird, bleibt der/die Andere erhalten, ohne anwesend zu sein und zwar in transformierter Weise (Vygotskij 1992; Bertau 2008b). Das innere Sprechen erscheint bei Vygotskij (2002) als die Fortsetzung der sozialen dialogischen Formen Jakubinskij's.

2.5 Objektivierung des Gedanken im Wort als Bewegungen über die Felder

Mit Bühlers (1982) Feldsystem artikuliert ist die Bewegung durch die Grundtypen der sprachlichen Tätigkeit nach Jakubinskij (2004) nicht einfach als eine Korrespondenz zwischen dialogisch-unmittelbar und Zeigfeld sowie zwischen monologisch-mittelbar und Symbolfeld aufzufassen, weil etwa dort der Sprechende, bedeutende Körper im Vordergrund steht und hier stark zurücktritt. Mit Vygotskij's (2002) Übernahme von Jakubinskij's (2004) Begriff der sprachlichen Formen und dessen psychologischer Weiterentwicklung im Hinblick auf die Objektivierung des Gedankens im Wort kann etwas anders gedacht werden. Im Folgenden möchte ich kurz erkunden, wie in der Artikulation der drei Denker Bühler, Jakubinskij und Vygotskij das Sinnliche und Symbolische der Sprache auch in Denkvorgängen manifest wird.

Die Objektivierung des Gedankens im Wort beschreibt Vygotskij als ein über das innere Sprechen vermittelter Prozess. Vygotskij betont, dass es dabei nicht zum Ausdruck des gewissermaßen fertigen Gedankens im Wort kommt, sondern zu seinem »Vollzug«

im Wort (2002, 463). Damit verweist er auf eine Dynamik, die das Werden sowohl des Gedankens im/am Wort als auch das Formungsmoment des sprachlichen Mittels anzeigt – inneres Sprechen ist eben nicht äußeres, sozial verständliches Sprechen, aber es vermittelt zu diesem hin. Insofern kann die Objektivierung des Gedankens im Wort als Artikulation des Gedankens *als Gebilde des objektiven Geistes* (Bühler 1929) verstanden werden. Vermittelt über das innere Sprechen wird dabei der Gedanke »objekthaft«, das heißt materialisiert in sprachliche Zeichen, und objektiv, das heißt, er gewinnt sprachliche Zeichenhaftigkeit, die über die Ich-Idiosynkrasie hinausgeht und gemeinschaftlich relevant wird und daher mit den Gebilden des objektiven Geistes korrelieren kann: eine Verallgemeinerung (Vygotskij 2002), die eine kategoriale Einstellung widergespiegelt (Goldstein 1969; Friedrich 2005). Wie kann dieser Vorgang im Sinne von Zeig- und Symbolfeld und der Dialogizität der Sprache konzipiert werden?

Objekthaft wird der Gedanke im Zeigfeld des/der Denkers/in anhand kontextbezogener Zeigwörter (*das ... und das*), die Gleichgerichtetheit des eigenen Bewusstseins erlaubt dies in dialogisch verkürzten Formen, denn *du weißt, was ich meine* (mit anwesendem/r Anderen) ist jetzt *ich weiß, was ich meine* (ohne anwesendem/r Anderen). Ausdruck und Appell sind eng verschränkt, wie Fühler und Hände treffen sie einander ganz passend, entsprechend der Adressierung an das Selbst in vorgestellter Abwesenheit von Anderen. Dennoch können sprachliche Mittel des Symbolfelds auch schon im prädikativ verkürzten inneren Sprechen auftreten, sie sind wie Inseln im Zeigfeld und können funktionieren, weil die Notwendigkeit einer deutlicheren sprachlichen Explizierung des Gedankens (noch) nicht gegeben ist. Diese tritt ein, wenn die Gleichgerichtetheit des Bewusstseins nicht mehr gegeben ist: wenn etwa die Artikulation für fremde, gar öffentliche Andere geschehen soll und damit die Adressierungsqualität und also die Ausformung oder Entfaltung in sprachliche soziale verstehbare Formen notwendig wird. Aber bereits für die denkende Person kann es eine Ungleichgerichtetheit geben – *was meine ich eigentlich?* –, die ebenfalls zur deutlicheren Artikulation des inneren Sprechens führen kann und damit ins Symbolfeld umschlägt, die denkende Person verwendet dann Termini mit öffentlich (»objektiv«) verstehbarer symbolischer Bedeutung (das sich selbst zeigende *das – und das* wird zu einem auch anderen verständlichen *die Kurve – die Sättigung des Werts*, vgl. das Beispiel des Schreibens eines wissenschaftlichen Artikels in Karsten 2014a, b). Die Verstärkung der Anwesenheit des/der Anderen (imaginiert, tatsächlich) intensiviert die Artikulation des Wortes als Gebilde des objektiven Geistes, die Sinndimension der Darstellung ist deutlich vorhanden. Sprachliche Mittel des Zeigfelds können dennoch weiter verwendet werden, und es lässt sich denken, dass insbesondere die Anaphora zusammen mit den symbolfeldlichen Mitteln auftritt.

Die Bewegung zwischen den Polen dialogisch – monologisch im Sinne der Formen Jakubinskij's (2004; vgl. Karsten und Bertau 2019) entspricht dieser Bewegung zwischen Verkürzung und Entfaltung, die von der Gerichtetheit des Bewusstseins als

Ausdruck der erlebten Anwesenheitsform des/der Anderen bestimmt wird. Strukturelle Verkürzungen (Syntax) und semantische Kondensierungen als Sinn gehen über in strukturelle Entfaltungen und konventionellere, öffentlich-allgemeine Bedeutungen (Vygotskij 2002). Die Objektivierung des Gedankens im Wort zeigt sich dann als eine Dynamik von Zeig- und Symbolfeld, die mit auf der Basis erlebter (vorgestellter) Anwesenheitsformen von Anderen verkürzte und entfaltete Formen generiert. Ein Wort zwischen Familienmitgliedern kann so ganz dialogisch verkürzt sein und im Zeigfeld funktionierend, während es in einem veröffentlichten Aufsatz weitaus mehr im Sinne der monologischen Form entfaltet sein und im Symbolfeld funktionieren muss.

Denken wir an »Bühlers Zweifel«. Wie weit (er-)löst Sprache aus dem Zeigen? Wo werden Zeig- und Symbolfeld füreinander durchlässig und bleiben doch verschieden? Wenn man die Bewegung über die Bühler'schen Felder (1982) mit den sprachlichen Formen Jakubinskij's (2004) zusammenliest, dann kann man, meine ich, tatsächlich ihre Durchlässigkeit denken und dennoch den Qualitätssprung bewahren, der vom Zeigen ins Nennen führt. Der Zweifel Bühlers kennzeichnet meines Erachtens, dass es keine dichotome Kluft zwischen den beiden Feldern gibt, sondern ein Ineinandergreifen der Felder mit einem sie verbindenden Umschlag, der in beide Richtungen funktioniert. Dann kann Sprache nicht vollständig aus dem sinnlich gebundenen Zeigen im gemeinsamen Wahrnehmungsraum ins rein Symbolische abgelöst werden, und die Verbindung ins Sinnliche findet stets in gewissem Grade statt, und zwar auch im Denkprozess. Das Symbolfeld ist zwar erzeugt von der Reflexivität der Sprache auf sich selbst und ihre sprachlichen Mittel schaffen Verweisformen und Zusammenhänge, die nur so sagbar und denkbar sind, weil sie eben nicht Welt sind und Welt auch nicht widerspiegeln, sondern eine sprachliche Ordnung präsentieren. Dennoch leitet die Reflexivität der Sprache im Erzeugen einer eigenen Ordnung das Denken dabei gerade nicht in solitäre Abstraktionen, sondern *verbindet* es mit dem Gemeinschaftlichen, Öffentlichen, weil das sprachliche Mittel ein gemeinschaftliches ist, es dort erworben wird und da funktioniert – in den gemeinschaftsgegründeten Lebensumständen des Zweiersystems. Die Erfahrung der sprachlichen Ordnung, des Symbolfeldes ist notwendig, um sowohl komplexe sprachliche als auch denkerische Mittel auszubilden und sozialisierte Personen zu sein.

3 Schluss

Es ging mir darum zu zeigen, dass es möglich und interessant ist, die von Bühler entwickelte Idee des Funktionierens sprachlicher Zeichen in einem Zweifeldersystem mit dem von Jakubinskij aufgezeigten Typen sprachlicher Ausformung in Funktion der jeweiligen Adressierungsbedingungen zusammenzudenken. Auf diese Weise lässt sich die Leistung des sprachlichen Zeichens als Symbol zeigen, die eben nicht ohne Zeigfeld

und ohne das Zweiersystem des Sprechenden und Hörenden auskommt. Dies lässt sich auch durch empirische Untersuchungen nachweisen.

In Bertau (1999) werden Protokolle lauten Denkens zum Problemlösen analysiert, die zeigen, dass es bei steigendem Schwierigkeitsgrad zu einer Zunahme an dialogischen, das heißt klar adressierten sprachlichen Mitteln kommt, wie etwa Fragen und Antworten oder Hypothesen, die in einem Replikenformat erwogen werden. Bei geringem Schwierigkeitsgrad wird kaum gesprochen und eher mit Zeigwörtern agiert, die als sprachlich-körperliche (Zeigefinger auf Material) Orientierungs- und Analysewerkzeuge funktionieren. Die Arbeiten von Karsten (2014a, 2014b) erforschen den Schreibprozess in dialogischer Perspektive über die Methode der Video-Konfrontation, bei der eine gefilmte Schreibfähigkeit in einem zweiten Moment mit dem Subjekt der Tätigkeit besprochen wird, sodass es im (ebenfalls aufgenommenen) Dialog zu einer spezifischen Refraktion der ersten Tätigkeit kommt. In Karsten und Bertau (2019) haben wir dieses Material im Hinblick auf verschiedene Objektivierungsgrade beim Schreiben untersucht, die sich in unterschiedlichen Materialitäten mit jeweiliger Adressierungsqualität und sprachlicher Form zeigen: Von Momenten des einhaltenden Nicht-Schreibens, die verbunden sind mit spezifischen Körperhaltungen, zu Notizen auf kleinen Zetteln, einer skizzierten Grafik auf einem Schreibblock und schließlich Schreibversuchen am Computer zeigen sich sprachliche Formen, die über Zeig- und Symbolfeld wandern und dabei Verkürztes entfalten und es dem monologischen elaborierten Genre des wissenschaftlichen Aufsatzes anpassen. Die Adressierungsqualität wird dabei ebenso genrespezifisch gestaltet, unter Annahme einer bestimmten Bewusstseinsgerichtetheit der adressierten Community. Arbeiten von Larrain und Haye (2012, 2014) weisen in eine ähnliche, die Dynamik des Dialogs und der sprachlichen Form aufnehmende Richtung.

Diese Forschungen können die Leistung des Zeichens als Symbol zeigen, ohne das Zeigfeld und das Zweiersystem hinter sich zu lassen. Die sinnliche Materialität sowohl der verwendeten semiotischen (oder semiotisierten) Gegenstände als auch des geschriebenen (Handschrift, Computerschrift) oder gesprochenen Wortes, die wir insbesondere in Karsten und Bertau (2019) herausarbeiten, erweist sich als Anker, von dem aus kontextgesättigte Verkürzungen und Andeutungen entfaltet und damit auch aus dem Wahrnehmungsfeld in das Sprachfeld und damit ins Symbolische »umgeschlagen« werden können.

Multimodalitätsforschungen in der Gesprächsanalyse (z. B. Goodwin 2000) akzentuieren die gleiche Problemlage, wenn sie die Körperlichkeit des Sprechens-Zu in der gemeinsamen sprachlichen Tätigkeit berücksichtigen und damit für Adressivität von Sprache in einem semiotischen Feld argumentieren. Zugleich können sie Gefahr laufen, im Zeigfeld zu verbleiben und den Moment des Umschlags ins Symbolfeld ungeklärt zu lassen. Das belässt dann auch den Körper und den/die Andere/n im Sozialen und verkürzt Sprache auf Sprechen. Wenn aber der Umschlag von Zeig- zu Symbolfeld zusammen mit der Ausbildung verschiedener sprachlicher Formen mit jeweiliger

Adressierungsqualität angenommen wird, wofür ich hier plädiere, kann die Leistung des sprachlichen Symbols realisiert werden, ohne diese Leistung wiederum dem unkörperlichen und ganz individuellen Denken zuzurechnen und aus der gesellschaftlichen Tätigkeit herauszunehmen. Es geht darum, den Zusammenhang von Sprache, Körper und Anderem/Anderer nicht gelegentlich und als fakultativ anzunehmen, sondern als gegebenen Grund, auf dem im Gemeinschaftlichen Symbole entwickelt werden und funktionieren können. Der Umschlag bildet diesen Grund aus, weil er Sinnliches und Symbolisches verbindet, ohne sie zu vermengen.

Literatur

- Bertau, Marie-Cécile. 1999. »Spuren des Gesprächs in innerer Sprache. Versuch einer Analyse der dialogischen Anteile des lauten Denkens«. *Sprache & Kognition* 18 (1/2): 4–19.
- Bertau, Marie-Cécile. 2008a. »Pour une notion de la forme linguistique comme forme vécue. Une approche avec Jakubinskij, Vološinov et Vygotskij«. *Langage et pensée: Union Soviétique 1920–1930. Cahiers de l'ILSL* 24: 5–28.
- Bertau, Marie-Cécile. 2008b. »Voice: A pathway to consciousness as ›social contact to oneself«. *Integrative Psychological and Behavioral Science* 42 (1): 2–113.
- Bertau, Marie-Cécile. 2011. *Anreden, Erwidern, Verstehen. Elemente einer Psycholinguistik der Alterität*. Berlin: Lehmanns Media.
- Bertau, Marie-Cécile. 2014. »Inner form as a notion migrating from West to East: Acknowledging the Humboldtian tradition in cultural-historical psychology«. In *Handbook of cultural-historical theory*, hrsg. v. Anton Yasnitsky, René van der Veer und Michael Ferrari, 247–71. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bertau, Marie-Cécile. 2016. »Sprache und sprachlicher Ausdruck«. *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 10 (2): 317–33.
- Bertau, Marie-Cécile. 2021a. »Dialogism, Bakhtin, and beyond«. In *The SAGE Handbook for Theoretical Psychology*, hrsg. v. Henderikus Stam und Huib Loreen de Jong. London: Sage (im Druck).
- Bertau, Marie-Cécile. 2021b. »Lev Jakubinskij et le ›naturel‹ du dialogue«. *Revue des Études Slaves* XCII–2: 265–281.
- Bertau, Marie-Cécile und Andrea Karsten. 2018. »Reconsidering interiorization: Self moving across language spacetimes«. *New Ideas in Psychology* 49: 7–17. <https://doi.org/10.1016/j.newideapsych.2017.12.001>.
- Bühler, Karl. 1929. *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer [Erstdruck Fischer 1927].
- Bühler, Karl. 1982. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart & New York: Fischer [Erstdruck Fischer 1934].
- Friedrich, Janette. 1993. *Der Gehalt der Sprachform. Paradigmen von Bachtin bis Vygotskij*. Berlin: Akademie Verlag.
- Friedrich, Janette. 2005. »Die Apperzeptionsgebundenheit des Sprechens. Ein historischer Exkurs in die Diskussion um die innere Sprache«. In *Psycholinguistische Studien 2*, hrsg. v. Marie-Cécile Bertau, Anke Werani und Gerd Kegel, 27–59. Aachen: Shaker.
- Friedrich, Janette. 2007. »Indices, déictiques, guidage matériel: La *Sprachtheorie* de Karl Bühler«. In *L'interprétation des indices. Enquête sur le paradigme indiciaire avec Carlo Ginzburg*, hrsg. v. Denis Thouard, 153–71. Villeneuve d'Ascq: Presse Universitaires du Septentrion.

- Friedrich, Janette. 2009. »Présentation«. In Karl Bühler. *Théorie du langage. La fonction représentationnelle*, hrsg. v. Didier Samain und Janette Friedrich, 21–58. Marseille: Agone.
- Friedrich, Janette. 2018. »Die Nachgeschichte der Sprachtheorie. Einige Hypothesen«. In *Karl Bühler, eine Sprachtheorie wiederentdeckt, Travaux du Cercle Linguistique de Prague*, hrsg. v. Tomáš Hoskovec, 231–52. Prag: OPS Kanina.
- Goldstein, Kurt. 1969. »L'analyse de l'aphasie et l'étude de l'essence du langage«. In *Essais sur le langage*, hrsg. v. Jean-Claude Pariente, 255–330. Paris: Les Editions de Minuit.
- Goodwin, Charles. 2000. »Action and embodiment within situated human interaction«. *Journal of Pragmatics* 32: 1489–1522.
- Humboldt, Wilhelm von (1907). »Über die Verschiedenheit menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts«. In *Wilhelm von Humboldts Werke. Siebenter Band, 1. Hälfte*, hrsg. v. Albert Leitzmann, 1–344. Berlin: B. Behr.
- Ivanova, Irina. 2008. »Le rôle de l'Institut Živogo Slova (Petrograd) dans la culture russe du début du XXème siècle«. *Langage et pensée: Union Soviétique 1920–1930. Cahiers de l'ILSL* 24: 149–66.
- Ivanova, Irina und Patrick Sériot. 2012. »Notes des traducteurs«. In *Lev Jakubinskij, une linguistique de la parole (URSS, années 1920–1930)*, hrsg. v. Irina Ivanova, 56–172. Limoges: Lambert Lucas.
- Jakubinskij, Lev. 2004. »Über die dialogische Rede«. In *Die Aktualität des Verdrängten. Studien zur Geschichte der Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert*, hrsg. v. Konrad Ehlich und Katharina Meng, 383–433. Heidelberg: Synchron [Erstdruck *Russkaja Reč*, 1923].
- Karsten, Andrea. 2014a. *Schreiben im Blick: Schriftliche Formen der sprachlichen Tätigkeit aus dialogischer Perspektive*. Berlin: Lehmanns Media.
- Karsten, Andrea. 2014b. »Writing: Movements of the self«. *Theory & Psychology* 24 (4): 479–503.
- Karsten, Andrea und Marie-Cécile Bertau 2019. »How ideas come into being. Tracing intertextual moments in grades of objectification and publicness«. *Frontiers in Psychology* 10: 2355. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2019.02355>.
- Larrain, Antonia und Andrés Haye. 2012. »The discursive nature of inner speech«. *Theory & Psychology* 22 (1): 3–22. <http://dx.doi.org/10.1177/0959354311423864>.
- Larrain, Antonia und Andrés Haye. 2014. »A dialogical conception of concepts«. *Theory & Psychology* 24 (4): 459–78. <https://doi.org/10.1177%2F0959354314538546>.
- Naumova, Tat'jana. 2004. »Das Problem des Dialogs: A. Potebnja, L.P. Jakubinskij, L.S. Vygotskij, M.M. Bachtin«. In *Die Aktualität des Verdrängten. Studien zur Geschichte der Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert*, hrsg. v. Konrad Ehlich und Katharina Meng, 211–25. Heidelberg: Synchron.
- Romashko, Sergej. 2000. »Vers l'analyse du dialogue en Russie«. *Histoire Épistémologie Langage* 22 (1): 83–98.
- Salgado, João und Joshua W. Clegg. 2011. »Dialogism and the psyche: Bakhtin and contemporary psychology«. *Culture & Psychology* 14 (4): 421–40.
- Samain, Didier. 2018. »Bühler, la Gestalt et le béhaviorisme«. In *Karl Bühler, eine Sprachtheorie wiederentdeckt, Travaux du Cercle Linguistique de Prague*, hrsg. v. Tomáš Hoskovec, 267–95. Prag: OPS Kanina.
- Van der Veer, René und Jaan Valsiner. 1991. *Understanding Vygotsky. A quest for synthesis*. Oxford, UK & Cambridge, MA: Blackwell.
- Vygotskij, Lev. 1992. *Geschichte der höheren psychischen Funktionen*, hrsg. v. Alexandre Métraux. Münster & Hamburg: Lit [Erstdruck Verlag der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der RSFSR 1960].
- Vygotskij, Lev. 2002. *Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen*, hrsg. u. übers. v. Joachim Lompscher und Georg Rückriem. Weinheim & Basel: Beltz [Erstdruck *Socegkiz* 1934].

Die Autorin

Marie-Cécile Bertau, Dr. phil. habil., ist Associate Professor für Psychologie am Department for Anthropology, Psychology and Sociology, Program of Psychology, University of West Georgia (USA), sowie Leiterin des Doktorandenprogramms *Consciousness in Society*. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Verschränkung von Sprache und Selbst im Rahmen einer kulturhistorisch fundierten dialogischen Psycholinguistik; Funktionen der sprachlichen Tätigkeit in inter- und intrapsychologischen Prozessen; Theorie und Methodologie der Formen und Funktionen von Stimme als psychophysischer Materialität in der sprachlichen Tätigkeit für Prozesse des Problemlösens, Schreibens, Lesens, der Identitätsbildung.

Kontakt: Dr. Marie-Cécile Bertau, Department of Anthropology, Psychology, and Sociology, University of West Georgia, 1601 Maple Street, Carrollton, GA, 30118, USA, E-Mail: mbertau@westga.edu

»Die Sprachen sind instabile und ungeordnete Systeme«

Beobachtungen eines Sprachwissenschaftlers zur Sprachtheorie Karl Bühlers¹

Federico Albano Leoni

Journal für Psychologie, 29(2), 120–138

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2-120>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird Bühlers *Sprachtheorie* vom Standpunkt eines Linguisten gelesen. Einigen noch aktuellen und noch nicht vollständig ausgeschöpften Themen der Sprachtheorie wird dabei besondere Aufmerksamkeit geschenkt: a) der Kritik am segmentalen phonologischen Modell; b) dem von Bühler benutzten physiognomischem Modell und dem Gesichtspunkt der *Gestalt* bei der Diskussion der Lautform der Sprache und der damit erneuerten Sicht auf den Begriff der *Relevanz*; c) der Theorie der zwei Felder und der Kooperation zwischen dem symbolischen und dem deiktischen Feld; d) der Kritik am Argument von der »Armut des Stimulus«; e) der Rolle des Hörers; und f) dem Begriff des »Sprachspiels«.

Schlüsselwörter: Segmentale Phonologie, Physiognomie, Gestalt, Zeigfeld, Relevanz, Armut des Stimulus, Sprachspiel

Summary

»Languages are unstable and disordered systems«

Observations of a Linguist on Karl Bühler's Theory of Language

The paper proposes a reading of Bühler's *Sprachtheorie* from a linguistic point of view. Attention is paid to some yet actual and not fully exploited topics: a) the critic of the segmental phonological model; b) the physiognomical model, the *Gestalt* point of view in the representation of the sound shape of language and a new view on pertinence; c) the theory of two fields and the cooperation between the symbolic field and the deictic one; d) the critic of the principle of the »poverty of the stimulus«; e) the role of the listener; f) the notion of »language game«.

Keywords: Segmental phonology, physiognomics, Gestalt, deictic field, pertinence, poverty of stimulus, language game

1 Vorbemerkung

In diesem Artikel stelle ich eine Synthese der Arbeiten, die ich Bühler gewidmet habe, vor.² Dabei soll gezeigt werden, wie seine Ideen über Sprache verwendet und weiterentwickelt werden können, um einige der Probleme zu lösen, die sich noch heute in der Phonologie stellen und die denen ähneln, mit denen sich Bühler zu Beginn des 20. Jahrhunderts auseinandergesetzt hat. Es sind Probleme, die sich ergeben, wenn ein Text als eine Sequenz von linearen, diskreten Elementen aufgefasst wird und die Phoneme mit den die ihn bildenden Bausteinen gleichgesetzt werden. Es ist fast ein Gemeinplatz darauf hinzuweisen, dass Bühler in der bunten Welt der Sprachwissenschaften die Rolle eines Außenseiters einnimmt (Rousseau 2004). Zwar wird anerkannt, dass er mit seiner *Zweifelderlehre* die Pragmalinguistik und mit seiner Axiomatik Jakobsons Modell der Sprachfunktionen vorweggenommen hat (Nerlich und Clarke 1996, 224–239; Formigari 2001, 247–249), trotzdem wird oft übersehen, dass der Begriff der Gestalt (bzw. der Physiognomie) und das so unentbehrliche Prinzip der Synergie zwischen Symbolen und Feldern gerade durch Bühler in das Denken über Sprache eingeführt wurden. Aber diese Anregungen sind aus Gründen, die Teixeira Kalkhoff (2020) gut dargestellt hat, nicht wirklich in das sprachwissenschaftliche Denken aufgenommen worden, auch wenn die kognitive Linguistik ähnliche Ideen unabhängig von Bühler zu entwickeln scheint (vgl. Terkourafi 2009).

In Bühlers sprachtheoretischen Arbeiten findet man eine radikale Kritik der rigiden logozentrischen Perspektive, der zufolge jede sprachliche Aktivität ohne Einschränkung durch ein formales linguistisches System (oder eine angeborene Grammatik) bestimmt ist. Dagegen plädiert er für eine komplexere Sicht, die die sprachliche Aktivität in das Leben und die Erkenntnisformen der Sprecher einbettet, also in die Lebensformen, die den Sprechern gemeinsam sind.³ Exemplarisch möchte ich dies im Folgenden an der bei Bühler anzutreffenden Kritik des Phonembegriffs aufzeigen. Üblicherweise wird das Phonem als diskrete, minimale, asemantische, immaterielle, distinktive Einheit der Sprache definiert,⁴ oft wird es auch als Element der zweiten Artikulation bezeichnet. So definiert stellt es das Kernstück der europäischen und amerikanischen strukturellen Phonologie⁵ dar und bildet den Gegenstand der vielfältigen generativen Phonologien, in denen es auch unter der Bezeichnung des »Segments« auftritt. In den sogenannten auto-segmentalen Phonologien bleibt es die Grundeinheit. Die *Sprachtheorie* Bühlers liefert nun wichtige Werkzeuge für eine Kritik dieser Auffassungen und für die Entwicklung eines alternativen Modells, in dem die Begriffe der *distinktiven Relevanz* und der *Ökonomie der Sprache* neu bestimmt werden können.

2 Kritik des segmentalen Modells

Beginnen möchte ich mit einer Aufzählung der Schwachpunkte der Theorien des Phonems (siehe ausführlicher: Albano Leoni 2014a, 67–137). Die diesbezüglichen Argumente lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- a) Einheiten ohne Bedeutung, wie es die Phoneme sind, können weder wirkliche linguistische Einheiten noch Gegenstand einer kognitiven Aktivität sein, sondern sind ausschließlich Gegenstand der Psychoakustik oder der Physiologie der Phonation. Dies ist ein Prinzip, das schon Saussure aufgestellt hatte und das beibehalten werden sollte;
- b) seit den Arbeiten von Sweet (1878), von Pater Rousselot (1902) und anderen wurde in der Phonetik nachgewiesen, dass die Lautmaterie kontinuierlich ist; das heißt, es bleibt zu beweisen, dass die diskrete und segmentale Darstellung, die sich aufgrund der alphabetischen Schrift und später mithilfe der Phonologien durchgesetzt hat, auch die einzig mögliche ist;
- c) empirische Untersuchungen zeigen immer wieder, dass das Lautsignal fragil und sehr variabel ist, die Konzeptionen des strukturellen und funktionalen Raumes und die in ihnen festgelegten transformationellen Regeln reichen nicht aus, um diese Variabilität in den Griff zu bekommen und zu thematisieren;
- d) Teile der Lautmaterie (Einzellaute, Silben, Wörter), die im Kontext der Rede, in der sie vorkommen, vollkommen verständlich sind, werden oft unverständlich und unidentifizierbar, wenn man sie aus ihrem Kontext herausnimmt;
- e) bei der Konstruktion von Phonologien wird keine Rücksicht auf die Rolle der Wahrnehmung⁶ genommen; auch die vom Hörer/Interpreten zu erbringenden Verstehensleistungen werden nicht berücksichtigt. So glaubt man die distinktive Relevanz in minimalen Paaren (wie in dt. /dra:t/ – /tra:t/ etc.) zu finden. Dies ist jedoch eine vereinfachte Auffassung, da die hermeneutischen Prozesse zur Identifikation eines Wortes innerhalb der Rede viel komplexer sind und die Wahrnehmung eines physikalischen Details, wie zum Beispiel der Stimmhaftigkeit oder der Stimmlosigkeit, dazu nicht ausreicht;
- g) die Hartnäckigkeit des segmentalen phonologischen Modells führt zu einer irreduziblen Asymmetrie in der Darstellung der beiden Seiten des Zeichens: Einerseits erkennt man an, dass die Prozesse der Bedeutung und die Entitäten auf der Ebene des Inhalts – das heißt die Signifikate und der Sinn – vage, unbestimmt und deformierbar sind; andererseits werden die Prozesse und die Entitäten auf der Ebene des Ausdrucks als diskret, berechenbar und nach Regeln kombinierbar behauptet. Kein auf dem Prinzip der Segmentalität beruhender Ansatz ist in der Lage, diese Asymmetrie zu rechtfertigen.

Diese Argumente führen zu der hier vertretenen Auffassung, dass das Phonem eben nicht als die ursprüngliche Entität der Sprachen behauptet werden kann, sondern

ein metalinguistisches Werkzeug darstellt, dessen Grundlagen sich in der westlichen Tradition der alphabetischen Schrift finden. Diese hat nicht, wie oft behauptet, zur *Entdeckung* des Phonems geführt, sondern stellt eher die *Erfindung* eines mächtigen Systems zur Fixierung der Sprache dar und ermöglicht damit, die künstliche Heraustrennung des Phonems aus dem sprachlichen Kontinuum. So ist es kein Zufall, dass sich die segmentale Phonologie nur in sprachlichen und philosophischen Kulturen mit alphabetischer Tradition entwickelt hat.⁷ Die alphabetische Schrift stellt im Grunde eine implizite Theorie dar, und so befinden sich die westlichen segmentalen Phonologien paradoxerweise in der Situation, dass sie nicht Tatsachen, die man zu interpretieren und darzustellen sucht, zum Gegenstand haben, sondern vielmehr eine schon vorgegebene Theorie. Die Phonologien wären also Metatheorien, und dies kann nicht anders sein, da ihr Gegenstand, das Phonem, außerhalb der alphabetischen Darstellung nicht fassbar ist. Saussure bringt dies folgendermaßen auf den Punkt:

»Wenn wir im Geist die Schrift ganz ausschalten, dann kommt derjenige, den man dieses deutlichen Bildes beraubt, in Gefahr, nur mehr eine formlose Masse wahrzunehmen, mit der er nichts anzufangen weiß. Es ist, als ob man einem, der schwimmen lernen will, seinen Schwimmgürtel wegnehmen würde« (Saussure 1967, 37).⁸

Für unsere Lageeinschätzung spricht auch, dass seit der Veröffentlichung von *Sound Pattern of English* (Chomsky und Halle 1968) um die 20 phonologische Modelle vorgeschlagen wurden (Durand und Laks 2002, 27); ich kann mir kein klareres Zeichen für ein herrschendes theoretisches Unbehagen vorstellen. Trotz ihrer Eleganz und ihrem Scharfsinn gleichen diese Modelle der Treppe in Eschers Grafik; sie fasziniert uns, aber sie führt nirgendwo hin.

Da die Sprachfähigkeit und die Sprachen natürliche Phänomene sind und die Produktion und Wahrnehmung der sprachlichen Lautmaterie ähnliche psychophysische Mittel verwendet wie das Sehen, Tasten, Riechen und die Verarbeitung der Sinnesempfindungen, stellt sich notwendigerweise die Frage, ob das segmentale Modell diesem Tatbestand wirklich Rechnung tragen kann. Muss man nicht über die Wahrnehmung der Sprache dasselbe sagen, was Gibson über die Wahrnehmung im Allgemeinen behauptet: »Wahrnehmung ist daher ein Strömen; William James' Beschreibung des Stromes des Bewußtseins [...] läßt sich darauf anwenden. Diskrete Perzepte wie auch diskrete Ideen sind (dem gegenüber) eine Erfindung« (Gibson 1982, 258).

Eine affirmative Antwort hätte zur Folge, dass die kleinste linguistische Analyseeinheit nicht das asemantische Phonem wäre, sondern vielmehr ein lautliches, mit Sinn ausgestattetes Ganzes, dessen Wesen in der Rede erfasst würde. Die semiotische Perspektive, im Rahmen derer die Phonologie zu Hause ist, erfordert die Ablösung durch eine dynamische, dialogische und semantische Perspektive, um es in der Terminologie

von Benveniste (1969) zu sagen. Betrachtet man Bühlers *Sprachtheorie*, dann ist es sein Einsatz als Psychologe, der es ermöglicht, diese Fragen aus einer anderen Perspektive zu betrachten (besonders 1927, 1931, 1982 [1934]).

3 Eine physiognomische Perspektive

Bühler war gut bekannt mit den Schriften Goethes, hatte den Theatertheoretiker Johann Jakob Engel genau studiert und sich für die Physiognomiedebatte des 18. Jahrhunderts interessiert (siehe Bühler 1933, 1982 [1934], 46, 82), auch die Gestaltpsychologie und die Diskussionen um die Psychologie der visuellen Wahrnehmung sind für seine Überlegungen zum Phonem bedeutsam. Dies spiegelt sich auch in der von ihm gewählten Begrifflichkeit wider: Bühler spricht in den der Phonologie gewidmeten Kapiteln der *Sprachtheorie* vom *Klanggesicht der Wörter* bzw. vom *akustischen Gesicht im Klangbild der Wörter*. Die folgenden Zitate zeugen von diesem Schritt in Richtung einer Gestalt-Perspektive und verdeutlichen seine Position:

»Es ist nicht die Phonologie, sondern die Grammatik oder sagen wir: die Wortlehre, welche bestimmte Stücke des Lautstroms einer Rede als Wörter und Wortbestandteile charakterisiert. [...] Es ist weiter die moderne Psychologie, welche nachdrücklich darauf hinweist, daß zum Lautcharakter dieser Gebilde außer den Lautmalen = Phonemen auch bestimmte *Gestaltqualitäten* gehören. [...] Noch einmal anders ausgedrückt, so hat jedes Wort ein *Klanggesicht*, das nicht restlos vom Ausdruck bestimmt wird, sondern teilweise auch den Symbolwert und die syntaktische Valenz des Wortes angibt« (Bühler 1982 [1934], 176–177).

»Es ist die einfache Tatsache, daß kein Mensch imstande ist, Tausende von Gebilden, die wie die Eier in unserem Exempel einzig durch Notae-Kombinationen charakterisiert wären, praktisch so spielend, schnell und sicher auseinanderzuhalten, wie das jeder normal geübte Partner einer Sprachgemeinschaft mit den Klanggebilden der Wörter fertig bringt. Das ist eine Behauptung, welche ich zwar nicht experimentell bewiesen habe, aber aus der Analyse des Wiedererkennens beim Lesen und vielen anderen Daten ableite; ein Faktum, das wie andere erkannt und respektiert sein will und auf die weitgehende Mitwirkung des akustischen *Gesichts* der Klangbilder bei ihrer Diakrise hinweist. Die Phonologie von heute löst die Aufgabe einer systematisch aufgebauten Diakrisenlehre nur im ersten Schritt und wird beim zweiten zur Gestaltpsychologie in die Lehre gehen müssen« (ebd., 282–283).

Bühler teilt uns also mit, dass die Wahrnehmung und die Identifikation der Einheiten der gesprochenen Sprache auf eine sehr komplexe Weise vor sich gehen. Wie auch beim

Erkennen von Gesichtern, Landschaften und Gegenständen spielen physiognomische und Gestaltkomponenten eine zentrale Rolle. Das empirische Wiedererkennen eines Gesichtes bietet hier eine gute Analogie. Ich bin ohne Schwierigkeiten fähig, zwei Gesichter zu unterscheiden. Auf die Frage, durch welche Merkmale ich sie unterscheide, antworte ich: Durch die Farbe der Haare oder der Augen, die Form der Nase oder den Verlauf der Lippen usw. Dies sind distinktive Merkmale, sie ähneln, so Bühler, einem *Signalement* (ebd., 275). Das Problem besteht jedoch darin, dass auch wenn eine der beiden Personen ihre Haarfarbe ändert, eine Sonnenbrille trägt, oder in die Lippen eine aufblähende Substanz eingespritzt wurde, ich das Gesicht immer noch erkenne und von anderen unterscheiden kann. Denn, folgt man Bühler, so ist die Relevanz immer diffus, auf das Ganze bezogen und nicht lokal; sie ist eine Eigenschaft des Ganzen und nicht des Teils, die Identifikation ist immer eine physiognomische. Dennoch lehnt Bühler die Phoneme nicht ab; im Gegenteil er akzeptiert sie, weil er darin die konkrete Bestätigung des *Prinzips der abstraktiven Relevanz* sieht, das bis hin zu den minimalen Segmenten seine Gültigkeit behält (Bühler 1931). Denn es reicht ja nicht aus zu sagen, dass sich zwei Gesichter, ob lautliche oder visuelle, unterscheiden, man muss auch angeben können, durch welches Merkmal wir sie unterscheiden. Das Gesicht hat also immer auch ein eindeutiges *Gepräge*, eine *nota*, anders gesagt ein Signalement und dieses Signalement ist eben das Phonem.

»Wie also bringt die deutsche Sprache das Kunststück fertig, für die paar tausend Einsilber, die in ihrem Wortschatz als auto- oder synsemantische Einheiten vorkommen, ebensoviele differente Lautuniformen herzustellen [...]?: Die Phonologie erklärt, das sei eine Aufgabe, welche die Sprache in sehr einfacher Weise mit Hilfe ihres Systemes einfacher Zeichen, der Laut-notae oder Phoneme, löst« (Bühler 1982 [1934], 286).

Bühler erkennt an, dass sich die physiognomische Identifikation mit der analytischen – hier der phonologischen – Identifizierung verbindet (Persyn-Vialard 2005, 142–145; Vonk 2004, 9–10). Das Phonem ist das *Signalement* des Wortes, aber es ist als solches untergeordnet und repräsentiert eine Form von Erkenntnis zweiten Grades. Genau deshalb lehnt er es ab, die gesprochene Sprache als Steinhaus und das Phonem als Baustein aufzufassen; er kritisiert das, was man heute als *bottom-up*-Modell bezeichnen würde:

»Das werdende Sprachwerk durchläuft im psychophysischen System eines Sprechers nicht wie ein werdendes Backsteinhaus *nacheinander* zwei Prozesse, nämlich zuerst das Backen der Elemente und dann die Aufführung der Mauern aus ihnen. Ob primitiver oder subtiler ausgedacht, so sollte durch die Phonetik seit Sweet prinzipiell jede Backsteinlehre unmöglich geworden sein« (Bühler 1982 [1934], 261).⁹

4 Die distinktive Relevanz

Die Einführung der Gestalt-Perspektive in die Phonologie erzwingt folgerichtig eine Neuinterpretation des Prinzips der Diakrise. Das Prinzip der distinktiven Relevanz und seine Verortung wird somit zum eigentlichen Problem. Dies zeigt sich besonders gut dort, wo das Verstehen der sprachlichen Äußerung erschwert ist, zum Beispiel wenn es zur Abschwächung und Verzerrung der Lautgebilde kommt (Samain 2004, 13), aber auch unter normalen Bedingungen sind diese Phänomene zu beobachten. So können wir nach Bühler

»einigermaßen exakt angeben [...], welche Momente und Konstituenten des Lautgepräges unter den genannten Umständen zuerst und am meisten der Abschwächung, Verwaschung und Verzerrung unterliegen. Es sind akustisch gesprochen die Geräusche, phonetisch gesprochen die Explosionslaute, welche allem anderen voraus alteriert werden.[...] Widerstandsfähiger sind in beiden Fällen die Vokalklänge und mit ihnen, an sie gebunden, bestimmte wohlcharakterisierte Komplexcharaktere (Gestaltqualitäten), z. B. die Melodie, d. h. das Stimmhöhenrelief des Lautstroms, weiter das rhythmische Gepräge (stark-schwach, kurz-lang), und schließlich die Helligkeits- und Sättigungswellen der Vokalität. Tatsache ist, daß diese Komplexcharaktere zusammen oft schon genügen, um die herabgesetzten diakritischen Anforderungen zu erfüllen« (Bühler 1982 [1934], 284).

Ich möchte besonders das Zusammenwirken *dieser Komplexcharaktere* hervorheben, weil sie äußerst wenig mit den Phonemen und der punktuellen Lokalisierung der Diakrise zu tun haben. Die distinktive Relevanz ist zweifelsohne die Eigenschaft, die uns erlaubt, zwischen zwei Gegenständen zu unterscheiden. Sie beruht auf dem auch bei Saussure formulierten Prinzip, dass es in einer Sprache nur Differenzen gibt, ein Prinzip, das seine Legitimität gezeigt hat. Aber bedeutet dies, dass die Relevanz wirklich zwangsweise und notwendigerweise punktuell ist? Ist sie wirklich auf irreversible Weise in einem diskreten Teil des zu erkennenden Gegenstandes lokalisiert; in unserem Fall in einem bestimmten Phonem, wie man es so oft meint und wie es durch die didaktischen Beispiele der minimalen Paare vom Typ *Tasche/Tische* scheinbar bestätigt wird?

Trotz dieser auch heute noch verbreiteten phonologischen Lehrmeinung zieht Bühler andere Lösungen in Betracht und benennt Situationen, in denen die Diakrise eben nicht punktuell ist: »Ähnlich werden die Ansprüche der Diakrise herabgesetzt, wo das Klangbild eines Wortes *empirisch* eingebaut ist« (ebd., 285). Dieses Zitat ist kein Einzelfall; es spiegelt eine der Kernideen der *Sprachtheorie* wider. Bühlers hier formulierte Beobachtung ist wichtig und muss ernst genommen werden, weil sie nicht nur eine Schlussfolgerung für die Phonologie enthält, die mehr Beachtung verdienen sollte, sondern weil sie auch den allgemeinen theoretischen Rahmen angibt, in dem die

empirischen Beobachtungsdaten des Gesprochenen zu erklären sind. Bühler behauptet, dass die phonologische Diakrise kein absoluter und konstanter Wert ist, wie es von den autonomistischen Theorien wie zum Beispiel dem Strukturalismus oder dem Generativismus gefordert wird, denen zufolge die phonologischen Manifestationen innerhalb einer Struktur oder mithilfe einer Summe von transformationellen Regeln berechenbar sein sollen. Kurz gesagt, folgt man Bühler, dann kovariert die phonologische Diakrise mit anderen Werten. Sie ist nicht der einzige Zugang zu den Wörtern und deren Bedeutung, das Phonem ist keine notwendige und hinreichende Bedingung des lautlichen Funktionierens der Sprachen.

Die Beobachtung der Lautform der Wörter in der gesprochenen Sprache zeigt gerade eine fluktuierende und diffuse Diakrise. Was Bühler und Wittgenstein über die Ellipse sagten, trifft auch auf die sprachliche Lautform zu (ebd., 166–168; Mulligan 2004, 17). Wittgenstein fragte sich, ob man anstatt den elliptischen Satz als einen abgekürzten Satz nicht eher den vollständigen Satz als einen verlängerten Satz ansehen sollte. Dasselbe trifft auf die Phonologie zu: Angesichts der Fluktuationen sprechen die Phonologen von reduzierten Formen und versuchen sie vergeblich durch das Aufstellen von Regeln vorhersehbar zu machen. Es fällt ihnen schwer anzuerkennen, dass die fluktuierenden und oft unbestimmten Formen der gesprochenen Sprache gerade ihre normalen Formen sind und dass im Gegenteil die als kanonisch angesehenen Formen eben dem metasprachlichen Bereich der Lexikografen angehören und selten im Sprechverkehr anzutreffen sind. Leider hat es die Phonologie aufgegeben, ohne Vorurteile über die Lautphänomenologie der distinktiven Relevanz und somit über die wahre Natur des Phonems nachzudenken.

5 Die Theorie der Felder und die Ökonomie der Sprache

Aber Böhlers Denken führt noch weiter. Er geht so weit zu behaupten, dass die Ökonomie der Sprache nicht darin besteht, durch die Kombination einer begrenzten Anzahl von Elementen eine unendliche Anzahl von Wörtern zu generieren, sondern eher in der Fähigkeit, eine unendliche Anzahl von Gegenständen mithilfe der Synergie der Sprachfelder zu differenzieren. Die wichtigste Stütze der Idee von der diffusen distinktiven Relevanz ist Böhlers Zweifelderlehre (vgl. De Palo 2019a, 2019b), durch die die zentrale Präsenz der Sprecher, die eine erlebte und gedachte Welt teilen, ins Zentrum der sprachlichen Aktivität gestellt wird. Böhlers Auffassung von den sprachlichen Feldern ist in den folgenden Textpassagen resümiert:

»Der *Feldbegriff* [...] ist ein Erzeugnis der modernen Psychologie [...]. Wir werden ganz in ihren Bahnen die Umfelder der Sprachzeichen systematisch bestimmen und aus den weitesten Bereichen der den Sprachsinn, wo immer gesprochen wird, mitbestimmenden

Umstände das Zeigfeld und das Symbolfeld der Sprache logisch reinlich herausarbeiten. Daß es nicht nur ein Feld, sondern zwei Felder in der Sprache gibt, ist eine neue Lehre. [...] [S]ie zeigt, wie das Sprechdenken die genannten zwei Faktoren, welche zur vollendeten Erkenntnis gehören, in merkwürdiger aber durchschaubarer Verschlingung zugleich mobilisiert. Was Cassirer (wenigstens im Darstellungsschema) als die zwei Entwicklungsphasen der Menschensprache beschreibt, ist eine Zweiheit von Momenten, die uneliminierbar in jedem Sprachphänomen enthalten ist und heute noch so gut wie je zum Ganzen der Sprache gehört. [...] Einstweilen behauptet die *Zweifelderlehre*, daß das anschauliche Zeigen und Präsentieren in mehreren Modis genau so zum Wesen der natürlichen Sprache gehört und ihm nicht ferner steht wie die Abstraktion und das begriffliche Erfassen der Welt. Das ist die Quintessenz der hier entwickelten Sprachtheorie« (Bühler 1982 [1934], XXII–XXIII).

Um die Synergie der zwei Felder zu illustrieren, fasse ich hier ein einfaches experimentelles Modell von Maturi und mir (Albano Leoni und Maturi 1992) in sechs Etappen zusammen. Dieses Modell entwickelt Bühlers Ideen weiter und ergänzt sie durch Daten, die Bühler bedauerte noch nicht zu haben (Bühler 1982 [1934], 428):

- a) ein Beobachter, der an einer spontanen Konversation teilnimmt, versteht sie im Allgemeinen problemlos; ein Beobachter der sich eine aufgenommene Konversation anhört, versteht sie, wenn er die Umweltbedingungen kennt, in der die Konversation stattfindet;
- b) ein gut geformter Satz, herausgenommen aus der Konversation, aus der er stammt, also ohne sein *sympraktisches Feld*, wird zumindest in seinem wörtlichen Sinn von Hörern verstanden, die die Konversation nicht kennen; manchmal mit Schwierigkeiten, aber immer mit einem Gefühl der Fremdheit;
- c) ein Wort, herausgenommen aus seinem Satz und damit ohne sein *synsemantisches Feld*, wird nur schwer oder oft gar nicht von Hörern erkannt, die den Satz nicht kennen;
- d) eine Silbe, getrennt von ihrem ursprünglichen Wort, also teilweise getrennt von ihrem *symphysischen Feld* (ich gebe zu, hier die Terminologie Bühlers ein wenig zu überspannen), wird von den Hörern, die das Wort nicht kennen, nicht erkannt, außer die artikulatorischen Bedingungen sind besonders günstig oder künstlich;
- e) ein einzelner Sprachlaut getrennt von der Silbe (oder dem Wort), deren Teil er war, oder sogar getrennt von seinem *symphysischen Feld*, wird von den Hörern, die die Silbe oder das Wort nicht kennen, de facto nie erkannt, wenn es sich um einen Konsonanten handelt, und fast nie, wenn es ein Vokal ist, außer die artikulatorischen Bedingungen sind außerordentlich günstig oder künstlich;
- f) indem man allmählich Teile des Kontexts links und rechts des Wortes oder des Syntagmas, das die Hörer nicht verstanden hatten (siehe Punkt c), hinzufügt, so tritt ein Moment ein, wo das Wort plötzlich verständlich wird.

Jede Etappe unseres Experiments zeigt die Konsequenzen, die eine Schwächung eines der sprachlichen Felder und damit die Veränderung der Beziehungen zwischen dem Ganzen und den Teilen zur Folge haben. Das Experiment bewies auch, dass nur das Ganze, das heißt die Synthese der zwei Felder, die beim Sprechen – oder in der Terminologie von Bühler: im *Sprechakt* – stattfindet, einen wohlgeformten linguistischen und semiotischen Gegenstand bildet, wie es die verschiedenen Grade der Validierung durch den Hörer belegen.

Meiner Meinung nach macht die Theorie der Felder es möglich, eine Verbindung zwischen der Welt und der Konstruktion bzw. Interpretation des Sinnes zu bilden, aber auch zwischen der Welt und der Organisation der Signifikanten. Außerdem ermöglicht sie, die kognitive Symmetrie zwischen den zwei Seiten des Zeichens wiederherzustellen. Der Signifikant und das Signifikat sind vage und unbestimmt, weil sie beide erst durch die Welt bestimmt werden. Diese Zweideutigkeit ist die Quelle der semiotischen Kraft der Sprachen, wie es Bühler in einer Art von Selbstwiderspruch¹⁰ selbst ausdrückt:

»Daß ein Symbolgerät, wenn es in dem Ausmaß wie die Sprache vom malenden Wiedergeben entfernt und indirekt geworden ist, einen hohen Grad von Universalität seiner Leistung erreichen kann, ist leicht einzusehen; aber warum daneben die Fähigkeit zu relationstreuen Wiedergaben nicht grundsätzlich verloren geht, verstehe ich offen gesagt nicht so, wie es von einer vollendeten Sprachtheorie dem Verständnis aller erschlossen werden müßte. Vielleicht *überschätzen* wir die Erlösung vom Zeigfeld, vielleicht *unterschätzen* wir das Faktum der prinzipiellen Offenheit und das Ergänzungsbedürfnis jeder sprachlichen Darstellung eines Sachverhaltes vom Wissen her um diesen Sacherhalt. Oder was dasselbe ist: vielleicht gibt es eine Ergänzung alles sprachlich gefaßten Wissens aus einer Quelle, die sich nicht in die Kanäle des sprachlichen Symbolsystemes ergießt und trotzdem ein echtes Wissen erzeugt« (Bühler 1982 [1934], 255).

Bühler zeigte *avant la lettre* die Falschheit des Arguments von der Armut des Stimulus, das von Martinet (1991 [1960], 13–15) und Chomsky (1980) (siehe auch Lombardi Vallauri 2004) in zwei Formen vertreten wird. Es handelt sich um ein und dasselbe Axiom, das zu zwei unterschiedlichen Vorschlägen führte. Bezüglich Martinet beschränke ich mich auf ein Zitat, das mir sehr klar erscheint:

»Wenn die Form eines jeden Monems ein nicht analysierbares Gebraunm darstellte, gäbe es völlige Solidarität zwischen Bedeutung (sens) und Lautform. Die Bedeutung würde auf die Form einen unmittelbaren Einfluß ausüben, so daß jeder Sprechende in jedem Augenblick versucht wäre, seine Aussprache den besonderen Sinnnuancen, die er den Hörern übermitteln möchte, anzupassen. Form und Bedeutung befänden sich letzten Endes in einem dauernden Zustand der Instabilität. Dann gäbe es keine völlig identifizierbaren und voneinander deut-

lich geschiedenen Bedeutungseinheiten mehr, wie sie die Moneme unserer Sprachen dank ihrer stabilen und standardisierten Form wirklich darstellen« (Martinet 1968, 18).

Wie anziehend und beliebt diese Theorie auch sein mag, sie ist letztendlich nur eine Rationalisierung des Axioms von der Existenz des Phonems. Sie sagt uns nicht, was die Phoneme sind, sondern legt uns mit einer leicht scholastisch klingenden Argumentation dar, dass die Phoneme unmöglich nicht existieren können. Die Klangbilder sind also nur ein Gemurmel. Anders gesagt: Wenn man mit Formen *phänomenale Formen* meint, wäre, so Martinet, ihre Stabilität nur ein Traum. Die Armut des Stimulus besteht also für ihn in der Tatsache, dass der Sprecher/Hörer das ganze linguistische Wissen der Welt aus dem Inneren des Signals schöpfen muss. Da das Signal in seiner Phänomenalität notwendigerweise ungenügend ist, muss es nach einem kombinatorischen ökonomischen Prinzip strukturiert werden, das das Gemurmel in eine lineare Sequenz von Phonemen verwandelt. Dies geht mit der Illusion einher, dass die hermeneutische Aufgabe mit der Identifikation dieser Sequenz gelöst ist.

Bei Chomsky führt *the poverty of the stimulus* dagegen nicht zu einer phonologischen Theorie im eigentlichen Sinn, sondern dieses Axiom ist für ihn die Prämisse *zur* und die Rechtfertigung *für* die universelle Grammatik. Sie lautet: Die sprachlichen Strukturen können nicht auf der Erfahrung aufbauen, da diese zu arm ist; sie müssen daher angeboren sein. Ich gehe nicht näher auf diese Frage ein und beschränke mich auf die Behauptung, dass die Zweideutigkeit des berühmten und vielfach kommentierten Beispiels *flying planes can be dangerous* von jedem Feldtheoretiker leicht widerlegt werden kann. Dies ist keine Detailfrage, da aus meiner Sicht gerade Martinets (1991 [1960]) Weigerung, die Welt in die Erklärung der Sprechfähigkeit mit einzubeziehen, ihn dazu geführt hat, eine Theorie der doppelten Artikulation zu entwickeln, die in diametralem Gegensatz zur Theorie der sprachlichen Felder steht; im Widerspruch zu dem, was meines Erachtens nicht nur theoretisch gut fundiert, sondern auch empirisch vernünftig ist. Allerdings steht er mit dieser Ansicht nicht allein.¹¹ Ich finde es dagegen ökonomischer anzunehmen, dass die Garantie gegenseitiger Verständigung nicht nur und nicht hauptsächlich an einem arbiträren symbolischen Code hängt, sondern auch und hauptsächlich an der Erkenntnis und Vorstellung der uns gemeinsamen Welt, denn das linguistische Wissen der Sprecher entwickelt sich gleichzeitig mit dem Wissen über die Welt, wofür es vielleicht das wichtigste Instrument darstellt.

6 Der Hörer-Interpret und der Begriff des (Sprach-)Spiels

Für Bühler ist das Sprechen ein Handeln und folglich ist die sprachliche Tätigkeit eine Handlung, eine Praxis:

»Es kann jedes geflügelte und nichtgeflügelte Wort sub specie einer menschlichen *Handlung* betrachtet werden. Denn jedes konkrete Sprechen steht im Lebensverbände mit dem übrigen sinnvollen Verhalten eines Menschen; es *steht* unter Handlungen und ist *selbst* eine Handlung« (Bühler 1982 [1934], 51–52).

Diese Behauptung, die Bühler mit Wittgenstein zu teilen scheint, ist wichtig und stellt wahrlich eine kopernikanische Revolution innerhalb der damals geläufigen linguistischen Ideen dar. Nun setzte sich in den folgenden Jahrzehnten nicht dieses Modell durch, sondern Shannons Theorie der Information, in der Sprecher und Empfänger nur als Automaten angesehen werden, zwischen welchen Informationen codiert zirkulieren. Diese Informationstheorie wurde von Phonologen, Morphologen und Theoretikern der kompositionellen Semantik unter anderem auch auf die Sprache angewandt.

Die Praxis, von der bei Bühler und Wittgenstein die Rede ist, ist eine soziale Praxis und impliziert ein sprechendes Subjekt, das sich verständlich machen will, und ein hörendes Subjekt, das verstehen will. Letzteres ist auch als Hermeneutiker aufzufassen und für beide gilt, dass sie in der Welt verankert sind. Diese Auffassung der sprachlichen Tätigkeit ist auch in Bühlers Auffassung des Zeichens enthalten, so schreibt er:

»daß im Aufbau der Sprechsituation sowohl der Sender als Täter der Tat des Sprechens, der Sender als *Subjekt* der Sprechhandlung, wie der Empfänger als Angesprochener, der Empfänger als *Adressat* der Sprechhandlung, eigene Positionen innehaben. Sie sind nicht einfach ein Teil dessen, *worüber* die Mitteilung erfolgt, sondern sie sind die Austauschpartner, und darum letzten Endes ist es möglich, daß das mediale Produkt des Lautes je eine eigene Zeichenrelation zum einen und zum anderen aufweist« (ebd., 31).

»[W]ir behaupten, das konstruierende Eigendenken des Empfängers sei *uneliminierbar* und in weiten Grenzen *unschädlich*; sogar den meisten Sprachzwecken höchst *förderlich*« (ebd., 172).

Genau in diesem Zusammenhang benutzt Bühler auch den Terminus des *Spiels*. Das Wort erscheint in dem Kompositum *Spielraum* und hat die Funktion, die Unbestimmtheit der Bedeutung zu thematisieren: »[D]ie sprachliche Darstellung läßt allenthalben *Spielräume* der Bedeutungsunbestimmtheit offen, die auf keine andere Weise wie durch den Hinblick auf die >objektiven Möglichkeiten< geschlossen werden können und in jeder menschlichen Rede auch faktisch geschlossen werden« (ebd., 66).

Der *Hinblick*, der hier erwähnt wird, ist der Blick des Sprechers/Hörers auf die Aussage und auf ihr Verhältnis zur Welt; mit den *objektiven Möglichkeiten* sind die Bedingungen gemeint, die sowohl der Sprecher in seine kommunikative Absicht inte-

griert, als auch der Hörer benutzt, um sie zu verstehen – und die somit eine Aussage wahrscheinlich machen. Der Begriff des Spiels kommt auch bei Saussure vor (*jeu*) und spielt eine zentrale Rolle bei Wittgenstein. Trotz der Unterschiede zwischen den drei Autoren drückt der Begriff jedes Mal die Überzeugung aus, dass die Sprachen etwas Äußeres brauchen, durch das sie bestimmt werden. Saussure verwendet das Wort *jeu* in seinen *Écrits de linguistique générale*:

»Une forme est une figure vocale qui est pour la conscience des sujets parlants *déterminée*, c'est-à-dire à la fois existante et délimitée. Elle n'est rien de plus; comme elle n'est rien de moins. Elle n'a pas nécessairement un sens précis; mais elle est ressentie comme quelque chose qui *est*; qui de plus ne serait plus la même chose, si on changeait quoi que ce soit à son exacte configuration« (Saussure 2002, 37; Kursivsetzung von mir).

»Une figure vocale devient une forme depuis l'instant crucial où on l'introduit dans le jeu de signes appelé langue« (ebd., 38).¹²

Auch Wittgenstein kommt den Sprachwissenschaftlern bei diesem Thema sehr nahe:

»Wir können uns auch denken, daß der ganze Vorgang des Gebrauchs der Worte in (2) [das berühmte Beispiel des Bauenden und seines Gehilfen – A. L.] eines jener Spiele ist, mittels welcher Kinder ihre Muttersprache erlernen. Ich will diese Spiele >Sprachspiele< nennen [...]. Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verweben ist, das >Sprachspiel< nennen« (Wittgenstein 1953, §7).

»Das Wort >Sprachspiel< soll hier hervorheben, daß das *Sprechen* der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform« (ebd., §23).

»Mit dem Benennen eines Dings ist noch *nichts* getan. Es *hat* auch keinen Namen, außer im Spiel. Das war es auch, was Frege damit meinte: ein Wort habe nur im Satzzusammenhang Bedeutung« (ebd., §49).

Diese terminologische und begriffliche Übereinstimmung ist vielleicht nur ein Zufall, sie soll nicht überschätzt werden, aber dahinter verbirgt sich eine Auffassung von Sprache, die die logozentrische und kategoriale Perspektive ablehnt, der zufolge die Bedeutungseinheiten der Sprache einen vorgegebenen Platz in einer Struktur oder in einer angeborenen Grammatik besitzen. Im Gegensatz dazu wird in der hier skizzierten Perspektive Sprache als ein Handeln in ständiger Bewegung und Veränderung beschrieben. Im Spiel müssen sich beide Partner engagieren: der, der spricht, und mehr noch der, der zuhört.

7 Konklusion

Die in diesem Text andiskutieren Aspekte von Bühlers *Sprachtheorie* – die Gestalt-Perspektive, die diffuse und variable Diakrise, die Rolle der symphysischen, sympraktischen und synsemantischen Felder für die Ökonomie der Sprachen, die Rolle des Hörers im Verstehensprozess, der Spielbegriff – sind eng miteinander verbunden. Keiner von ihnen ist für sich ausreichend, nur zusammen bilden sie eine kohärente Theorie. Aus dem Gesagten könnte man eine Schlussfolgerung ziehen, die auf eine im antiken Denken stark diskutierte Dialektik zurückführt, nämlich auf die Dichotomie zwischen Endlichem und Unendlichem, zwischen Stetigem und Diskretem, auf den in den antiken Kosmogonien verankerten Gegensatz zwischen *Chaos* und *Kosmos*. Der Kosmos wäre die Ordnung, die man abmisst, das Chaos die Unordnung, die man interpretiert. Als Branche der Geisteswissenschaften hat die Linguistik fast immer die Epistemologie des Kosmos bevorzugt, das heißt das Endliche, das Diskrete, das Kategorische. Dieser Auffassung entsprechend unterwirft der Linguist als Demiurg die Sprache einer Ontologie, die der Rede eine Ordnung aufdrängt, wofür ihm die Alphabetschrift als Beweis gilt. Aber die so aufgefasste Sprache ist ein Artefakt.¹³

In einer *Theorie* der Sprache muss dagegen berücksichtigt werden, dass die Sprachen instabile und ungeordnete Systeme sind und dies nicht anders sein kann, weil Instabilität und Unordnung in ihrem Träger verankert sind: in der »sprechenden Masse« (Saussure). Die Menschen, aus der diese besteht, sind der Ermüdung; Lern- und Verständnisfehlern; den Grenzen des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit; den durch Krankheit und Alter verursachten Defiziten; den Bedingungen der Umwelt, der Kultur, der Arbeit, des Zufalls; den oft unvorhersehbaren individuellen Entscheidungen ausgesetzt. Aber beständig ist und bleibt beim Sprecher der Wille zum Bedeuten und beim Hörer der Wille zum Verstehen. Außerdem ist die erlebte, wahrgenommene, vorgestellte und erzählte Welt keine statische und passive Umgebung, sondern eine wesentliche Komponente der sprachlichen Tätigkeit, die bis hin zur konkreten Organisation der Lautmaterie von ihr mitbestimmt wird. Die Variabilität und die Unbestimmtheit der gesprochenen Sprachen ist also weder ein Mangel noch ein Oberflächenphänomen, hinter dem sich ein hypostasiertes Wesen (Sprache als Struktur oder angeborene Kompetenz) verbirgt, sondern vielmehr ihre »Physiologie«, die Quelle ihrer semiotischen Kraft. Sprachen sind ein Teil der Dinge der Welt, sie sind zu interpretierende Dinge, wobei die Interpretation nicht allein Angelegenheit der linguistischen Formen ist und sein kann. Vielleicht ist genau dies die Quintessenz der von Karl Bühler 1934 veröffentlichten *Sprachtheorie*, die auch unterstreicht, dass wenn Sprachwissenschaft sich vom atomaren Elementarismus – dem der damaligen Phonologie, aber auch dem der in den 50er Jahren aufkommenden arbiträren Code-Theorien (Informationstheorien) – verabschiedet, sie nicht ohne Anleihen eben auch bei der Psychologie auskommt.

Übersetzung aus dem Französischen: Christoph Limbeck-Lilienau

Anmerkungen

- 1 Ich danke Janette Friedrich, die mir mit ihrer Einladung zu diesem Band die Gelegenheit bot, auf meine Arbeiten über Bühler zurückzukommen.
- 2 Albano Leoni 2011 [2009], 2011, 2014a, 2018b. Über Bühler im Allgemeinen verweise ich auf Friedrich (2009), Friedrich und Samain (2004), Persyn-Vialard (2005), Marthelot (2012), Cattaruzza (2007) sowie auf die Texte, die die französische Ausgabe der *Sprachtheorie* begleiten (Bühler 2009 [1934]), zum Beispiel Hoskovec et al. (2018), Friedrich (2011). Die Stellung Bühlers im Verhältnis zu Saussure und zum Strukturalismus des 20. Jahrhunderts wurde von De Palo (2016b, 32–34, 103–137; 2018) untersucht.
- 3 Die *Sprachtheorie*, und insbesondere ihr zweiter Teil, ist das ausgereifteste Produkt einer wichtigen, aber wenig bekannten Tradition, die Wegener, Brugmann, Malinowski, Gardiner und Bühler selbst umfasst (Nerlich und Clarke 1996, passim; Albano Leoni 2018b). Erste Anzeichen dieser Perspektive waren schon bei Bréal vorhanden (De Palo 2016a, 103–105).
- 4 Man kann dazu frei unter verschiedenen Lehrbüchern und Referenzwerken wählen: zum Beispiel Akmajian et al. (1995, 85–112, 454), Crystal (1987, 160–168), Kenstowicz (1994, 66–69), Laver (1994, 41–42), Kemp (1994).
- 5 Die Phonologie Saussures gehört nicht zu dieser Tradition (siehe Albano Leoni 2007, 2018a), denn es ist m. E. falsch, in Saussure den Urheber des Strukturalismus, demzufolge die Sprachstruktur unabhängig von der Welt und von den Sprechern existiere, zu sehen (De Palo 2019a und 2019b), auch wenn diese Auffassung immer noch verbreitet ist (siehe z. B. Teixeira Kalkhoff 2020, 74).
- 6 Miller und Johnson-Laird (1976, 38) verweisen auf Folgendes: »Not having an explicit perceptual theory means that we cannot be sure what the primitives of system are«; zur Rolle des Hörers siehe auch Albano Leoni (2014b).
- 7 Es ist auch kein Zufall, dass die Prosodie, die kaum durch die Schrift dargestellt wird, lange von der Phonologie ignoriert wurde und dass die Anwendung eines binären Schemas auf die Prosodie zu einem äußerst unbefriedigenden Resultat führt (Albano Leoni 2014a, 49–53).
- 8 Man kann somit die segmentale Darstellung der Sprache, also das Alphabet, als eine Vermittlung zwischen uns und den Dingen auffassen (Mulligan 2004, 8), wenn man sich dabei bewusst macht, dass dieses Schema historisch determiniert ist und einen Teil der metasprachlichen Ebene bildet. Über den tiefen Einfluss der Schriftlichkeit auf die westlichen Sprachtheorien siehe Linell (2005).
- 9 Man muss leider hinzufügen, dass Bühler sich in diesem letzten Punkt irrte.
- 10 Friedrich (2009, 55, Fn. 1) kommentiert die Stelle der *Sprachtheorie*, in der Bühler die Präsenz der deiktischen Komponente im Zentrum des symbolischen Dispositivs untersucht, und bemerkt: »Bühler drückt dort seine Verwunderung über die Funktionsweise der deiktischen Zeichen aus, eine Funktionsweise, die dem Prinzip der abstraktiven Relevanz widerspricht, das behauptet, dass die Zeichen uns gerade von allem Materiellen im Klang wegführen, aus dem die Zeichen bestehen: sie abstrahieren von der klanglichen Form der Wörter, um zu bedeuten.«
- 11 Diese konservative Haltung der Phonologen ist umso überraschender, da sich gerade bei den Forschern, die die sprachliche Wahrnehmung untersuchen, die gestaltpsychologischen Modelle zunehmend durchsetzen (einen Überblick zu diesen Forschungen kann man nachlesen bei Nguyen (2005)). Aber es gibt auch Ausnahmen: Björn Lindblom (1990, 1992), der große schwedische Phonetiker und Phonologe und Vater der sogenannten H&H-Theorie (Hyperartikulation und Hypoartikulation), hat die Existenz eines umgekehrten Verhältnisses zwischen der Qualität des akustischen Signals und der durch die Umwelt vermittelten Information anerkannt.

- 12 »Eine Form ist eine Stimmfigur, die für das Bewusstsein sprechender Subjekte *bestimmt*, d. h. sowohl existierend als auch begrenzt ist. Sie ist nicht mehr aber auch nicht weniger. Sie hat nicht unbedingt eine genaue Bedeutung; aber sie ist empfunden als etwas, das *ist*; das *außerdem nicht mehr dasselbe wäre, wenn man irgendetwas an seiner genauen Gestalt ändern würde.*«
»Eine Stimmfigur wird zur Form ab dem entscheidenden Moment, in dem man sie in das Spiel der Zeichen einführt, das Sprache genannt wird.«
- 13 Ausgehend vom Gegensatz zwischen dem *Wahren* und dem *Wahrscheinlichen* habe ich an anderer Stelle (Albano Leoni 2019) einige Überlegungen zu dieser erkenntnistheoretischen Dichotomie angestellt, die sich in der Geschichte der Sprachwissenschaften immer wieder findet. Derselbe Gegensatz wird von Teixeira Kalkhoff beschrieben (2020, 70–73).

Literatur

- Akmajian, Adrian, Ann K. Farmer, Lee Bickmore, Richard A. Demers und Robert Harnish. 1995. *Linguistics. An Introduction to Language and Communication*. Cambridge, MA: The MIT Press.
- Albano Leoni, Federico. 2007. »Saussure, la syllabe et le phonème«. *Histoire Epistémologie Langage* 29 (1): 115–36.
- Albano Leoni, Federico. 2011 [2009]. »Karl Bühler et le Cercle Linguistique de Prague«. *Verbum* XXXI (1–2): 89–114.
- Albano Leoni, Federico. 2011. »Attualità di Bühler«. *Paradigmi. Rivista di critica filosofica* XXIX (3): 121–34.
- Albano Leoni, Federico. 2014a. *Des sons et des sens. La physionomie acoustique des mots*. Lyon: Éditions de l'ENS [ital. Orig. 2009].
- Albano Leoni, Federico. 2014b. »La linguistique de l'écouteur entre cerveau et esprit: Une stratégie pour un futur prochain«. In *Penser l'histoire des savoirs linguistiques. Hommage à Sylvain Auroux*, hrsg. v. Sylvie Archaimbault, Jean-Marie Fournier und Valérie Raby, 145–54. Lyon: Éditions de l'ENS.
- Albano Leoni, Federico. 2018a. »Saussure, le conferenze ginevrine del 1897 e la fonologia«. *Bollettino d'italianistica* 2: 8–17.
- Albano Leoni, Federico. 2018b. »De Philipp Wegener à Karl Bühler et après. Plaidoyer pour une linguistique non catégorielle«. In *Karl Bühler, une théorie du langage redécouverte. Karl Bühler, eine Sprachtheorie wiederentdeckt. Karl Bühler, a theory of language rediscovered*, hrsg. v. Tomáš Hoskovec, Savina Raynaud, Federico Albano Leoni und Jürgen Trabant, 11–29. Praha: OPS, Kanina (Travaux du Cercle Linguistique de Prague, VII).
- Albano Leoni, Federico. 2019. »Éloge du vraisemblable«. In *Héritages, réceptions, écoles en sciences du langage: Avant et après Saussure*, hrsg. v. Valentina Bisconti, Anamaria Curea und Rossana De Angelis, 31–37. Paris: Presses de la Sorbonne Nouvelle.
- Albano Leoni, Federico und Pietro Maturi. 1992. »Per una verifica pragmatica dei modelli fonologici«. In *La linguistica pragmatica. Atti del XXIV Congresso della SLI (Milano 4–6 settembre 1990)*, hrsg. v. Giovanni Gobber, 39–49. Roma: Bulzoni.
- Benveniste, Emil. 1969. »Sémiologie de la langue«. *Semiotica* I: 1–12, II: 127–135 (auch in Benveniste, Emil. 1974. *Problèmes de linguistique générale*, 2. Paris: Gallimard).
- Bühler Karl. 1927. *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl. 1931. »Phonetik und Phonologie«. *Travaux du Cercle Linguistique de Prague* 4 : 22–53.
- Bühler Karl. 1933. *Ausdrucksstheorie. Das System an der Geschichte aufgezeigt*. Jena: Fischer.
- Bühler, Karl. 1982 [1934]. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart & New York: Fischer.

- Bühler, Karl 2009 [1934]. *Théorie du langage. La fonction représentationnelle du langage*, hrsg. v. Didier Samain und Janette Friedrich. Marseille: Agone.
- Cattaruzza, Serena. 2007. *L'indicazione della realtà. Teoria dei segni e della conoscenza in Karl Bühler*. Milano-Udine: Mimesis.
- Chomsky, Noam. 1980. *Rules and representations*. Oxford: Basil Blackwell.
- Chomsky, Noam und Morris Halle. 1968. *The Sound Pattern of English*. New York & London: Harper & Row.
- Crystal, David, Hrsg. 1987. *The Cambridge Encyclopedia of Language*. Cambridge: CUP.
- De Palo, Marina. 2016a. *L'invention de la sémantique. Bréal et Saussure*. Limoges: Lambert-Lucas (ital. Orig. 2001).
- De Palo, Marina. 2016b. *Saussure e gli strutturalismi. Il soggetto parlante nel pensiero linguistico del Novecento*. Roma: Carocci.
- De Palo, Marina. 2018. »L'énigme de la subjectivité entre deux prophètes: La philosophie et la psychologie«. In *Karl Bühler, une théorie du langage redécouverte. Karl Bühler, eine Sprachtheorie wiederentdeckt. Karl Bühler, a theory of language rediscovered*, hrsg. v. Tomáš Hoskovec, Savina Raynaud, Federico Albano Leoni und Jürgen Trabant, 31–53. Praha: OPS, Kanina (Travaux du Cercle Linguistique de Prague, VII).
- De Palo, Marina, Hrsg. 2019a. »Field theories. Psychology, linguistics, biology«. *Paradigmi. Rivista di critica filosofica* XXXVII (2): 201–91.
- De Palo, Marina. 2019b. »Bühler and the two-fields theory. The notion of 'field' in language between philosophy and psychology«. *Paradigmi. Rivista di critica filosofica* XXXVII (2): 237–57.
- Durand, Jaques und Bernard Laks. 2002. »Phonology, Phonetics and Cognition«. In *Phonetics, Phonology and Cognition*, hrsg. v. Jaques Durand und Bernard Laks, 10–50. Oxford: OUP.
- Formigari, Lia. 2001. *Il linguaggio. Storia delle teorie*. Roma-Bari: Laterza.
- Friedrich, Janette. 2004a. »Der Phonembegriff bei Karl Bühler. Ein Plädoyer für einen formalen, philosophischen Begriff des Phonems«. In *History of Linguistics in Texts and Concepts, Geschichte der Sprachwissenschaft in Texten und Konzepten, Volume II*, hrsg. v. Gerda Hassler und Gesina Volkmann, 739–50. Münster: Nodus.
- Friedrich, Janette. 2004b. »Les idées phonologiques de Karl Bühler«. In *Karl Bühler. Science du langage et mémoire européenne*, hrsg. v. Janette Friedrich und Didier Samain. Dossiers d'HEL n°2 [supplément électronique à la revue *Histoire Epistémologie Langage*]. Paris: SHESL. Zugriff 01.04.2021. http://shesl.org/index.php/dossiers2-karl_buhler/.
- Friedrich, Janette. 2009. »Présentation«. In *Karl Bühler. Théorie du langage. La fonction représentationnelle*, hrsg. v. Didier Samain und Janette Friedrich, 21–58. Marseille: Agone.
- Friedrich, Janette, Hrsg. 2011. *Karl Bühler : Une pensée du langage*. Numéro thématique de la revue *Verbum*, tome XXXI, 2009, n°1-2.
- Friedrich, Janette und Didier Samain, Hrsg. 2004. *Karl Bühler. Science du langage et mémoire européenne*. Dossiers d'HEL n°2 [supplément électronique à la revue *Histoire Epistémologie Langage*]. Paris: SHESL. Zugriff 01.04.2021. http://shesl.org/index.php/dossiers2-karl_buhler/.
- Gibson, James J. 1986 [1979]. *The ecological approach to visual perception*. Hillsdale, NJ & London: Erlbaum.
- Gibson, James J. 1982. *Wahrnehmung und Umwelt. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung*. München, Wien & Baltimore: Urban und Schwarzenberg.
- Hoskovec, Tomáš, Savina Raynaud, Federico Albano Leoni und Jürgen Trabant, Hrsg. 2018. *Karl Bühler, une théorie du langage redécouverte. Karl Bühler, eine Sprachtheorie wiederentdeckt. Karl Bühler, a theory of language rediscovered*. Praha: OPS, Kanina (Travaux du Cercle Linguistique de Prague, VII).

- Jakobson, Roman. 1960. »Closing statements. Linguistics and poetics«. In *Style in Language*, hrsg. v. Thomas Sebeok, 350–77. New York & London: The MIT Press.
- Kemp, J. Alan. 1994. »Phoneme«. *The Encyclopedia of Language and Linguistics, Vol. 6*, hrsg. v. Ron Asher, 3029–36. Oxford, New York, Seoul & Tokyo: Pergamon Press.
- Kenstowicz, Michael. 1994. *Phonology in Generative Grammar*. Cambridge, MA/Oxford: Blackwell.
- Laver, John. 1994. *Principles of Phonetics*. Cambridge: CUP.
- Linell, Pär. 2005. *The written language bias in linguistics. Its nature, origins and transformations*. London & New York: Routledge.
- Lindblom, Björn. 1990. »Explaining phonetic variations. A sketch of the H&H theory«. In *Speech Production and Speech Modelling*, hrsg. v. William Hardcastle und Alain Marchal, 403–39. Dordrecht: Kluwer.
- Lindblom, Björn. 1992. »Phonological units as adaptive emergents of lexical development«. In *Phonological development: Models, research, implications*, hrsg. v. Charles Ferguson, Lise Menn und Carol Stoel-Gammon, 131–63. Timonium: York Press.
- Lombardi Vallauri, Edoardo. 2004. »The relation between mind and language: The innateness hypothesis and the poverty of the stimulus«. *The Linguistic Review* 21: 345–87.
- Lüdtke, Helmut. 1969. »Die Alphabetschrift und das Problem der Lautsegmentierung«. *Phonetica* 20: 147–76.
- Marthelot, Perrine. 2012. *Karl Bühler: Du contexte à la situation. La signification*. Paris: Armand Colin.
- Martinet, André. 1968. *Synchronische Sprachwissenschaft*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Martinet, André. 1991 [1960]. *Éléments de linguistique générale*. 3. Aufl. Paris: Colin.
- Miller, Georg A. und Philip N. Johnson-Laird. 1976. *Language and Perception*. Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press.
- Mulligan, Kevin. 1997. »Das Wesen der Sprache: Wittgensteins Maurer und Böhlers Bausteine«. *Brentano Studien* 7: 267–90.
- Nerlich, Brigitte und David D. Clarke. 1996. *Language, Action, and Context: the early history of pragmatics in Europe and America 1780-1930*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins.
- Nguyen, Noel. 2005. »Perception de la parole«. In *Phonologie et phonétique. Forme et substance*, hrsg. v. Sophie Wauquier-Gravelines und Jacques Durand, 425–47. Paris: Lavoisier – Hermes Science.
- Persyn-Vialard, Sandrine. 2005. *La linguistique de Karl Bühler. Examen critique de la Sprachtheorie et de sa filiation*. Rennes: Presses Universitaires de Rennes.
- Pierrehumbert, Janet. 2001. »Exemplar dynamics: Word frequency, lenition and contrast«. In *Frequency and the emergence of linguistic structures*, hrsg. v. Joan Bybee und Paul Hopper, 137–57. Amsterdam & Philadelphia: Benjamins.
- Rousseau, André. 2004. »L'éclectisme intellectuel et linguistique de Karl Bühler: De l'axiomatique aux schèmes cognitifs«. In *Karl Bühler. Science du langage et mémoire européenne*, hrsg. v. Janette Friedrich und Didier Samain. Dossiers d'HEL n°2 [supplément électronique à la revue *Histoire Epistémologie Langage*]. Paris: SHESL. Zugriff 01.04.2021. http://shesl.org/index.php/dossiers2-karl_buhler/.
- Rousselot, Jean-Pierre, l'abbé. 1902. *Principes de Phonétique Expérimentale*. Paris & Leipzig: Welter.
- Samain, Didier. 2004. »L'objet de la science du langage«. In *Karl Bühler. Science du langage et mémoire européenne*, hrsg. v. Janette Friedrich und Didier Samain. Dossiers d'HEL n°2 [supplément électronique à la revue *Histoire Epistémologie Langage*]. Paris: SHESL. Zugriff 01.04.2021. http://shesl.org/index.php/dossiers2-karl_buhler/.
- Saussure, Ferdinand de. 1922. *Cours de linguistique générale*. Paris: Payot.
- Saussure, Ferdinand de. 1967. *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: de Gruyter.
- Saussure, Ferdinand de. 2002. *Écrits de linguistique générale*. Paris: Gallimard.

Sweet, Henry. 1878. *Handbook of Phonetics*. Oxford: Clarendon Press.

Teixeira Kalkhoff, Alexander M. 2020. »Why it is so hard to establish gestalt ideas within linguistics?«. In *History of Linguistics 2017. Selected Papers from the fifth International Conference on the History of the Language Sciences (ICHOLS 14), Paris 28 august–1 september*, hrsg. v. Émilie Aussant und Jean-Michel Fortis, 65–77. Amsterdam & Philadelphia: Benjamins.

Terkourafi, Marina. 2009. »On de-limiting context«. In *Contexts and Constructions*, hrsg. v. Alexander Bergs und Gabriele Diewald, 17–42. Amsterdam: Benjamins.

Vonk, Frank. 2004. »La Sprachtheorie de Karl Bühler d'un point de vue linguistique«. In *Karl Bühler. Science du langage et mémoire européenne*, hrsg. v. Janette Friedrich und Didier Samain. Dossiers d'HEL n°2 [supplément électronique à la revue *Histoire Epistémologie Langage*]. Paris: SHESL. Zugriff 01.04.2021. http://shesl.org/index.php/dossiers2-karl_buhler/.

Wittgenstein, Ludwig. 2015 [1945]. *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Der Autor

Federico Albano Leoni, ist ordentlicher Professor für Sprachwissenschaften an den Universitäten zu Neapel (Federico II, 1975–2005) und Rom (Sapienza 2005–2011), emeritiert. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Vergleichende und allgemeine Sprachwissenschaft, Phonologie, gesprochene Sprache, Geschichte der Sprachwissenschaften.

Kontakt: Federico Albano Leoni, via Nemorense 100, 00199 Roma, Italia, E-Mail: federico.albanoleoni@gmail.com

»Die Seele ist das Prinzip des Lebens ...«

Karl Böhlers Beitrag zum anthropologischen Denken

Frank Vonk

Journal für Psychologie, 29(2), 139–151

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2-139>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

»Wer die Bewußtseinsvorgänge ihrem Mutterboden, den Vorgängen des Lebens entzieht, der macht sie saft- und kraftlos. Und wer sie löst von den letzten Dingen, loslöst von der Bestimmung des Menschen, der macht sie sinnleer.«

(Böhler 1936, 4)

Zusammenfassung

In den 1920er und 1930er Jahren hat sich Karl Böhler ausführlich mit einer Axiomatik der Psychologie und der Sprachtheorie auseinandergesetzt, aber auch implizit mit Fragen nach dem Menschen. Ein Überblick über die Quellen Böhlers – nicht nur wissenschaftliche Artikel oder Bücher von Zeitgenossen, sondern auch der Briefwechsel mit Kollegen aus den unterschiedlichsten Disziplinen – bezeugt sein großes Interesse an weit auseinanderliegenden Wissenschaftsgebieten. Auch Vertreter der Anfang des 20. Jahrhunderts aufkommenden philosophischen Anthropologie, wie die Zeitgenossen Max Scheler, Hans Driesch oder Helmuth Plessner und viele andere »Anthropologen«, die in Handbüchern der philosophischen Anthropologie angeführt werden (wie Aristoteles oder Husserl), werden von Böhler diskutiert. Umgekehrt nehmen zeitgenössische Autoren ihrerseits Gedanken von Böhler in ihren Werken auf. Auf diese Beziehungen soll vor dem Hintergrund einer Rekonstruktion der philosophisch-anthropologischen Grundgedanken Böhlers eingegangen werden.

Schlüsselwörter: Karl Böhler, menschliches Handeln, (philosophische) Anthropologie, Lebenswissenschaften, Interdisziplinarität

Summary

The soul is the principle of life ...«

Karl Böhler's contribution to anthropological thought

In the 1920s and 1930s, Karl Böhler has contributed to an axiomatics of psychology and to the theory of language, but implicitly also to questions concerning man. An overview of

the sources Bühler uses – not only scientific articles or books, but his correspondence with colleagues from all sorts of disciplines as well – shows a genuine interest in a broad range of scientific domains. Representatives of the emerging science of philosophical anthropology at the beginning of the 20th century like Max Scheler, Hans Driesch or Helmuth Plessner and many other »anthropologists« appearing in handbooks of philosophical anthropology (e. g., Aristotle, Husserl) are discussed in Bühler's work. On the other hand, contemporary authors have dealt with Bühler's thoughts in their own works, published in the 1920s and 1930s. Such relationships in Bühler's philosophical-anthropological fundamental thoughts will be reconstructed and discussed in this contribution.

Keywords: Karl Bühler, human agency, (philosophical) anthropology, life sciences, interdisciplinarity

1 Auf der Suche nach einer »Gesamtwissenschaft«

Karl Bühler hat als approbierter Arzt 1903 eine Dissertation über die *Umstimmung des Seborgans* (1903) bei Johannes von Kries verfasst und 1905 bei Clemens Baeumker eine philosophische Dissertation über Henry Home, Lord Kames verteidigt. In der Folge arbeitete er als Assistent von Oswald Külpe an den Psychologischen Instituten in Würzburg, Bonn und München, danach als Professor in Dresden und Wien. Als Psychologe hat Bühler sich eingehend mit mehreren psychologischen Teildisziplinen befasst – mit Denkpsychologie, Entwicklungspsychologie, Gestaltpsychologie, Wahrnehmungspsychologie, Sprachpsychologie und biologischer Psychologie – und dabei nach ihrer Verbindung in einer übergreifenden Theorie vom denkenden und handelnden Menschen gesucht. Kann man Bühler aufgrund seiner disziplinübergreifenden Arbeiten als einen Systemdenker im Sinne der Philosophen des Deutschen Idealismus betrachten? Diese Frage drängt sich auf, da er ausgehend von seinen transzendental-philosophischen und phänomenologischen Wurzeln in ständiger Auseinandersetzung mit der ihn umgebenden und auf ihn wirkenden Fachwelt in den Würzburger, Bonner, Münchner, Wiener und später dann den amerikanischen Stätten seines Wirkens die jeweils erreichten Forschungsergebnisse in ein übergeordnetes Ganzes zu integrieren suchte. Unter dieser Zielstellung leuchtet es ein, dass Bühler sich vor allem auf allgemeine Prinzipien, Grundsätze und Grundbegriffe konzentriert hat. Letzten Endes ging es ihm darum, das von verschiedenen theoretischen Zugängen oder Subdisziplinen Geteilte oder ihnen Gemeinsame zu einer Art Fundament zu formen, das den verschiedenen Einzelwissenschaften als gemeinsamer Ausgangs- und Bezugspunkt dienen sollte.¹

Bühlers wissenschaftliches Denken lässt sich also als eine fortgesetzte Suche nach den Prinzipien einer *Gesamtwissenschaft* begreifen, die das menschliche Handeln von

unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven aus zu thematisieren erlaubt. Dabei geht es ihm einerseits um eine *historische* Positionierung der Einzelwissenschaften und andererseits darum, *konzeptuelle* Querverbindungen zwischen ihnen aufzuzeigen und damit den im Grunde interdisziplinären Charakter sowohl der Geisteswissenschaften als auch der Naturwissenschaften zu erweisen. Insbesondere ist er aber an dem interdisziplinären Status der Lebenswissenschaften (Biologie und Medizin) und ihren Verbindungen zur Psychologie interessiert. Dabei stößt er immer wieder auf *philosophische* Fragen – zum Beispiel die nach der Rolle des *Telos* auch und gerade bei der Erklärung der Lebensvorgänge.

Menschen sind aufgrund ihrer biologischen Ausstattung in der Lage, ihre Umwelt und Mitwelt mittels zweckmäßiger (teleologischer) Handlungen in einer konkreten Handlungssituation zu beeinflussen und neu zu gestalten. Dazu entwickeln sie Gedanken, Vorstellungen oder Ideen über die zu gestaltende Wirklichkeit, zum Beispiel aufgrund vorangegangener Erfahrungen in ihrer Lebenswelt. Das heißt auch, dass der Mensch aufgrund seiner physischen und geistigen Konstitution in der Lage ist, gedankliche Vorstellungen, auch im Hinblick auf ein Noch-nicht-Vorhandenes, in der Handlungspraxis zu entwerfen und zu realisieren. Das ist eine der von Bühler immer wieder diskutierten Annahmen der Psychologie. Auch in der philosophischen Anthropologie geht es um den Status des »Geistes«, der »Seele« oder des »Bewusstseins« und des Erkennens einer »Wirklichkeit«, »Welt« oder »Umwelt«. Dabei werden die in dieser »Wirklichkeit«, »Welt« oder »Umwelt« tatsächlich realisierten Möglichkeiten des Denkens und Handelns und die Interaktionen mittels Institutionen (Sprache, Sitten oder Gebräuche, Riten, Kulte usw.; vgl. u. a. Landmann 1972, 11ff.; Paetzold 1998, 428; Arlt 2001, 14ff.) in den Mittelpunkt gerückt. Auch der komplexe Begriff des »Lebewesens«, der Tiere und Menschen umfasst und das Studium der konkreten Handlungsmöglichkeiten der Lebewesen in ihren je spezifischen Handlungsumwelten einschließt, wird zum Gegenstand philosophisch-anthropologischer Klärung. Diese ist aber nur interdisziplinär zu realisieren. So konstatiert Bohlken (2019) für die philosophische Anthropologie: »[Sie ist] das Nebeneinander einer Vielzahl einzelner Disziplinen. [Neben] der Soziobiologie, Paläontologie, Ethnologie, Entwicklungspsychologie, Hirnforschung usw. stehen Teildisziplinen wie medizinische, theologische, pädagogische, kulturelle, philosophische oder historische Anthropologie« (ebd., 193).

Bühler teilt diese disziplinäre und – damit verbunden – methodologische Pluralität der Erforschung von Teilaspekten des menschlichen und tierischen Denkens, Handelns und Verhaltens und damit, so meine These, kann man bei ihm eine Annäherung an philosophisch-anthropologische Fragestellungen konstatieren. Ziel des Beitrages ist es, in Böhlers Denken solch eine zusammenhängende Bestimmung und Darstellung des Menschen als kulturelles, historisches, teleologisches und biologisches *Lebewesen* herauszuarbeiten und damit seinen Beitrag zum anthropologischen Denken zu würdigen.

2 Die deutsche philosophische Anthropologie

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren es vor allem drei Forscher, die das Feld der Anthropologie nachhaltig bestimmt haben: Max Scheler, Helmuth Plessner und Arnold Gehlen. Aus historischer Sicht spielen auch jene Autoren eine Rolle, die in den sich überschneidenden Grenzbereichen von Biologie, Physiologie, Psychologie und Philosophie gedacht und geschrieben haben, wie zum Beispiel Hans Driesch. In den meisten Einführungen zur philosophischen Anthropologie werden ebenfalls Johann Gottfried Herder, Wilhelm von Humboldt, Karl Marx, Friedrich Nietzsche, unter den Zeitgenossen Bühlers auch Henri Bergson, von der Methode her Edmund Husserl und schließlich auch Martin Heidegger als wichtige Wegbereiter des deutschen bzw. kontinentalen anthropologischen Denkens genannt. Im Folgenden soll versucht werden, einige Konzepte dieser Denker zu artikulieren, und damit gleichsam den begrifflichen Rahmen abzustecken, in dem das Feld der philosophischen Anthropologie bearbeitet wurde (vgl. dazu ausführlich Sperna Weiland 1999). Die wichtigsten Leitlinien dieser Denker können wie folgt zusammengefasst werden:

1. Der Mensch ist in eine soziale Umgebung eingebettet, in der er als sprechendes, handelndes und denkendes Lebewesen zu überleben sucht und sich sein eigenes Leben und das anderer Lebewesen gestaltet.
2. Es ist für den Menschen unmöglich, ohne diese seine Umgebung zu überleben. Der Mensch ist aber in der Lage, diese Umgebung immer wieder neu zu gestalten und sich ihr anzupassen (Plastizität des Menschen). Im Gegensatz zu den meisten Lebewesen, die sofort nach der Geburt mehr oder weniger selbstständig überleben können, gilt das für den Menschen nicht: Er ist hilflos und unselbstständig, er muss sich also sozial und gesellschaftlich entwickeln, eine Sprache lernen und auch andere Qualifikationen erwerben, um sich in seiner Umgebung zu behaupten. Man denke in diesem Zusammenhang an Institutionen wie Sprache, Recht, Religion, Arbeit, Wohnungen usw.
3. Der Mensch ist im Gegensatz zum Tier weniger gebunden an seine *direkte* Umwelt (Umgebung). Er sammelt Erfahrungen und ist in der Lage, diese später zu »reaktivieren«, (neu) zu ordnen und im konkreten Handeln zu benutzen. In der Entwicklung der Menschheit spielen die Möglichkeiten, die der Mensch als denkendes Wesen hat, eine entscheidende Rolle für seine »Andersartigkeit«. Trotzdem ist der Mensch als *biologisches* Lebewesen auch mit der Natur verbunden: Er bearbeitet sie, findet sich allmählich in ihr zurecht, nährt sich und entwickelt eine kulturelle Umwelt, in der eine für ihn maßgeschneiderte Überlebensebene geschaffen wird.
4. In diesem Sinne ist der Mensch »weltoffen« und »sozial«, er braucht andere Menschen, gerade weil seine biologische Ausstattung unzureichend ist. Sein Denken, seine Fähigkeit, vom Konkreten zu abstrahieren und im Denken Neues zu schaf-

fen, geht über eine rein praktische Intelligenz hinaus, die man auch bei Tieren, zum Beispiel Menschenaffen, feststellen kann. Diese Kapazität wird in der philosophischen Anthropologie mit dem Begriff »Geist« bezeichnet. Bei Scheler zum Beispiel bleibt das Tier abhängig von seiner direkten Umgebung, es ist direkt (*unmittelbar*) mit ihr verbunden. Der Mensch dagegen geht in seiner Weltoffenheit über diese Unmittelbarkeit hinaus. Der Geist erlöst ihn aus der körperlichen Gebundenheit an seine direkte Umwelt, er ermöglicht es, den Menschen »aus der Artgebundenheit und der anpassungslosen Starrheit des Instinktes« (Scheler 1928, 25) ausbrechen zu lassen. In diesem Sinne sind auch die Beiträge von Plessner und Gehlen zur philosophischen Anthropologie zu verstehen: Für sie sind es die »exzentrische Positionalität« und die »Institutionalisierung«, die es dem Menschen erlauben, seine »Mängel« zu beheben und ihn zu einem autonomen Lebewesen machen.

5. Der Mensch ist *ein handelndes Wesen*: Handlung ist der Grundbegriff der philosophischen Anthropologie und auch der Soziologie. Der weltoffene Mensch handelt in der von ihm gestalteten Umgebung, innerhalb von Institutionalisierungen wie der Sprache, des Rechtes, der Religion oder der Sitten, er konstruiert in seinem Handeln seine eigene psychosoziale Welt. Diese ist nicht nur empirischer Natur, also im Umgehen mit ihr erfahrbar, sondern wird auch im Wissen konstituiert. Auch bei Bühler findet sich diese Idee und er verweist hier auf die Sprache: *Durch* die Sprache ist der Mensch in der Lage, in seiner Wirklichkeit jeweils (Rück-)Steuerungen im Sprechen zu erfahren, aber auch beim Anderen (Re-)Aktionen zu bewirken und damit dessen Handeln zu beeinflussen. Die Sprache ist somit ein komplexer Gegenstand, der nicht nur in den Sprachwissenschaften seine Forschungsstätte findet, sondern in vielen mehr oder weniger verwandten Wissenschaften, sie kann folglich nur interdisziplinär thematisiert werden. Auch das komplexe praktische Handlungsumfeld, der gegebene und zu entwickelnde Handlungsraum im sozialen Verkehr, bildet ein anthropologisches Habitat, worin die Sprache sich zeigt und funktioniert und folglich eine eigenständige wissenschaftliche (anthropologische) Herangehensweise verlangt. Der philosophische Anthropologe Helmuth Plessner verbindet im Vorwort zu Berger und Luckmanns *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (1969) die für den Menschen »offene Welt« als »anthropologische Dimension« – die Alltagswelt des Menschen, worin er wohnt, lebt und handelt und worin als »offene Welt« alles Mögliche realisiert oder artikuliert werden kann – mit der »artikulierten Wirklichkeit«, das heißt einer Vielfalt von Wirklichkeiten, also von Handlungsmöglichkeiten eines jeden Menschen, die es als Kultur (Kulturen in ihrer Vielfalt) freizulegen gilt. Die »offene Welt« – sowohl vom Menschen her gesehen als auch von seiner artikulierten Umwelt, worin sich menschliche Möglichkeiten entfaltet haben – ist der »unausschöpfliche Hinter-

grund« (Plessner 1977 [1969], X) für diese Wirklichkeitsvielfalt, die sich in der Geschichte in ihren kulturellen, ethnologischen Ausprägungen und in den unterschiedlichen Lebensformen des Menschen zeigt.

3 Bühlers Annäherungen an anthropologische Fragestellungen

Eine erste Annäherung an anthropologische Fragen lässt sich in der *Geistigen Entwicklung des Kindes*, die Bühler bereits 1918 veröffentlichte, verorten. In diesem Buch entwickelt Bühler seinen Beitrag zur ontogenetischen Frage der geistigen bzw. kognitiven Entwicklung des Kindes. Von basalen psychischen Funktionen wie dem Wahrnehmen ausgehend verfolgt er die Entwicklung des Kindes bis zu den Anfängen des Intellekts, zu dem das Denken und die (vollentwickelte) Sprache gehören. In seinem psychologisch-anthropologischen Ansatz schlägt er ein Drei-Stufen-Modell vor, das Instinkt, Dressur und Intellekt voneinander unterscheidet *und* verbindet (vgl. Bühler 1922 [1918], 1ff.). Jede jeweils sichtbar werdende Stufe wird von der vorangehenden Stufe vorbereitet, ist also Teil der ontogenetischen Entwicklung insgesamt. Mithilfe von Beobachtungen an den eigenen Kindern und einer minutiösen Auswertung der existierenden Literatur zur psychisch-kognitiven Entwicklung konnte er den Entwicklungsgang des Kleinkindes in diesen drei Stufen nachvollziehen. Am Wiener Psychologischen Institut wurden diese Untersuchungen der kindlichen Entwicklung auch auf andere Lebensphasen des Menschen ausgedehnt. Hier sind vor allem die Arbeiten von Charlotte Bühler und ihrer Assistenten und Assistentinnen zu erwähnen, die die typischen Lebensphasen aus zahlreichen Lebenslaufstudien herausgearbeitet und thematisch erforscht haben (vgl. Bühring 2007, 65ff.). Dabei ging es vor allem um die empirisch wahrnehmbare Seite des menschlichen Lebens vom Kindes- bis zum Greisenalter, so in den Beobachtungen von Kleinkindern in der Wiener Kinderübernahmestelle wie auch in der Lektüre von Tagebüchern.²

Zudem hat Bühler besonders seit Mitte der 1920er Jahre immer wieder die Frage nach dem Gegenstand der Psychologie gestellt:

»Es gibt auf die Frage nach dem Gegenstand der Psychologie im Grunde nur *zwei* oder *drei* Antworten, die des Nachdenkens wert sind. Die erste entstammt der antiken Medizin und hat durch Aristoteles ihre philosophische Fassung erhalten; sie lautet kurz und bündig: Die Seele ist das *Prinzip des Lebens*, das wir in abgestufter Ausgestaltung bei Pflanzen, Tieren und Menschen beobachten können. Psychologie ist also die Lehre vom Leben. Die zweite Auffassung (durch Augustinus, den Kirchenvater, gelegentlich angedeutet und dann im Laufe der Jahrhunderte immer wieder einmal aufblitzend) ist zuerst von Cartesius, Hobbes und ihren Zeitgenossen programmatisch ausgestaltet und vorgetragen worden.

Damals, im Anfang des 17. Jahrhunderts, ist die *neuere* Psychologie zur Welt gekommen, deren Aera nicht ganz drei Jahrhunderte währte. Denn ich glaube, daß das Vertrauen auf sie am Ende des 19. Jahrhunderts geschwunden ist; konkret gesprochen: ich sehe in Männern wie Hermann Lotze, G.Th. Fechner, Wilhelm Wundt und ihren Schülern die letzten reinen Cartesianer oder *Erlebnispsychologen*. Nach ihnen brach die Krise aus und heute wüßte ich auf der ganzen Welt keinen mehr von Format zu nennen, der sich ohne Einschränkung zu dem cartesianischen Satz bekennen wollte: die Seele ist das *Bewußtseinsprinzip*, sie ist die *res cogitans* und sonst nichts« (Bühler 1936, 3).

In der Gegenstandsfrage der Psychologie hat sich also im Laufe der Geschichte eine Verschiebung von der Lehre vom sinnvollen Leben zur Lehre von den Bewusstseinsvorgängen vollzogen. In der *Krise der Psychologie* befasst sich Bühler ausführlich mit den Konsequenzen, die diese Verschiebung für die verschiedenen »Richtungen« oder Orientierungen in der Psychologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts haben. So bedürfe die Erlebnispsychologie nach Bühler einer mehrfachen Ergänzung: zum einen durch eine Theorie vom sinnvollen Benehmen der Tiere und Menschen und zum anderen durch eine Theorie von den objektiven Gebilden, das heißt durch eine geisteswissenschaftliche Psychologie. Aber nicht nur zwischen den verschiedenen Orientierungen innerhalb der Psychologie ist eine Integration vonnöten, auch die Psychologie selbst muss im Kosmos der Wissenschaften Anleihen bei anderen tätigen und diese in ihre Wissensbestände integrieren (vgl. ebd., 5). So braucht die Psychologie als Mittlerin sowohl »Leitgedanken« aus der Medizin und der Biologie wie auch solche aus den Geisteswissenschaften, um das »sinnvolle Verhalten« von Tieren und vor allem von Menschen zu verstehen:

»Die Psychologie soll für die Geisteswissenschaften aufzeigen und bestimmen die *Attribute* und *Modi* des Menschseins. Zu den Wesensmerkmalen des Menschseins gehört z. B. die Sprachfähigkeit, gehört es, Zugang zu haben zum Reich der Symbole (Cassirer sagt: zum Reich der symbolischen Formen) und sachgerecht mit ihnen umzugehen. Voll bis zum Rande mit symbolischen Gebilden ist der Lebensraum, den die Menschen schaffen und ausgestalten, und der Quellpunkt aller Symbolik ist die Sprache« (ebd.).

Diese einerseits biologischen, andererseits geisteswissenschaftlichen Fragen zum Menschen passen in den Rahmen der philosophischen Anthropologie. Trotzdem äußerte sich Bühler gegenüber der zeitgenössischen Anthropologie immer wieder kritisch. Die Art und Weise, wie sich das solipsistische Ich, etwa bei Driesch und auch bei Scheler, mit dem Anderen, dem Du, verbindet, ist für Bühler weder aus einer rein biologischen Sicht noch aus einer phänomenologischen Darstellung des Fremdverstehens bzw. des sogenannten seelischen Kontakts herzuleiten:

»Schelers Ansatz: »Es gibt phänomenologisch ursprünglich gar kein psychisches Ich und Du. Es gibt nur einen indifferenten Strom kontinuierlichen seelischen Totalgeschehens« – hat eine fast durchgehend ablehnende Kritik erhalten [vgl. auch Roffenstein 1926: 36–40]. Der eine oder andere Kritiker mag das Beiwort »*phänomenologisch*« vor »ursprünglich« übersehen haben; ich muß für mich gestehen, daß ich auch mit einem phänomenologisch ursprünglichen Totalgeschehen im Sinne Schelers nur dann etwas rechtes anzufangen wüßte, wenn von ihm im Aspekt des Benehmens gesprochen würde. Wenn Scheler diese Änderung seiner Lehre gut heißt, stehe ich auf seiner Seite« (Bühler 1927, 123).

Genau dieser eingeforderte Benehmensaspekt wird von Bühler in seiner psychologischen Handlungstheorie entwickelt und in das Zentrum seiner anthropologischen Überlegungen gestellt.

4 Psychologische und biologische Modellgedanken zum menschlichen Handeln

In einer seiner letzten Wiener Arbeiten, *Die Zukunft der Psychologie und die Schule* (1936), sieht man im Umriss die Gestalt einer philosophischen oder vielleicht auch »psychologischen« Anthropologie, die Bühler anhand von sieben biologischen Modellgedanken der Psychologie thesenartig zum Ausdruck bringt. In diesem Text gibt er auch seine »neue« Antwort auf die Frage nach dem *Gegenstand* der Psychologie. Diese Neudefinition ist sowohl mit seinem Wissenschaftsverständnis als auch mit der Frage nach dem »sinnvollen Leben« verbunden. So entsteht eine *bio-psycho-philosophische* Anthropologie als Lebenswissenschaft, die sich als multidisziplinär entwickeln und Antwort auf die Frage suchen soll, wie die biologischen Lebensvoraussetzungen sich mit dem »sinnvollen Verhalten« (ebd., 5) in Handlungsräumen und -möglichkeiten verbinden.

Die sieben Modellgedanken und Grundbegriffe der Bühler'schen psychologischen Anthropologie sind folgende:

1. Das lebendige Individuum handelt aus innerem Bedürfnis und nach äußerer Gelegenheit (Zweifaktorenansatz der tierischen und menschlichen Handlung); die Handlung ist die »kleinste Einheit des sinnvollen Verhaltens, das wir am Individuum beobachten« (ebd., 13).
2. Das individuelle Leben ist begrenzt in Raum und Zeit. »Das Leben reicht von der Geburt bis zum Tode und spielt sich in dem Raum ab, den das Individuum für seine Zwecke beherrscht« (ebd., 14). Bühler führt hier die Honigbiene als Beispiel an: In ihrer Lebenszeit, wenige Monate im Sommer, fliegt sie einige Kilometer weg vom Bienenstock, sie findet aber stets auch ihren Weg zurück. Diese fixierte Orientie-

rung im Raum erfährt beim Menschen eine Erweiterung. Mit von ihm entwickelten Instrumenten wird dieses Zurückfinden des Weges realisiert: mit dem Kompass auf hoher See, mit Land- und Seemarken (auch mithilfe eines Lotsen) in der Nähe der Küste. Auf alle Fälle geht es um *Signale*, nach denen Tiere und Menschen sich »richten« (*orientieren*).

Zudem wird unter diesem Modellgedanken die »Zeitsteuerung« aufgrund der »Lebensbestimmung« thematisiert. Auch in der Zeit findet sich der Mensch zu recht, je nach seiner Lebensphase, in der er unterschiedliche »Wünsche« realisiert. Im Laufe des Lebens, so Bühler (ebd., 14), erfolgt ein »natürliche[r] Dominanzwechsel von den überwiegend vitalen Wünschen hin zu den höheren Pflichten« (vgl. ebd., 14f.).

3. Die Findigkeit des handelnden Individuums und das schaffende Verhalten. Sowohl bei Tieren als auch bei Menschen finden wir kreative Momente im Handeln. Auch die historische Dimension taucht hier auf und funktioniert als die zweite Erweiterung des Situationsmodells: die »Art- und Individualgeschichte« (Abstammung und Vererbung, das instinktive Moment im Handeln) verbunden mit dem »Angelernt-Erworbenen« (der Dressur im Stufenmodell Bühlers) und der »Aktgeschichte« (die Domäne menschlicher Motivationen und des menschlichen Intellekts). Als letztes und höchstes Moment der Entwicklung realisieren sich der Wille und das Bewusstsein, womit der Mensch und das entscheidend Menschliche in Erscheinung tritt.
4. Die Transzendenz des Lebens in der Fortpflanzung: Hier zeigt sich der Mensch aktiv handelnd in »einer Angelegenheit, die über sein eigenes Leben hinausreicht« (ebd., 17).
5. Die Transzendenz des Lebens im sozialen Verhalten oder im Gemeinschaftsleben: »Gemeinschaftsforderungen durchbrechen die individuellen Belange« (ebd.), gehen also über das Individuelle hinaus, sie nötigen zu Aufopferungen, die dem Gemeinschaftsleben zugutekommen: »Die sozialen Momente im sinnvollen Verhalten liegen genauso unableitbar und autochthon (ich übersetze: wurzelecht) im Menschenwesen beschlossen wie die rein egoistischen« (ebd., 17f.). Neben dem Kampf steht das »*Prinzip der gegenseitigen Förderung und Hilfe*« (ebd., 18), das dem sozialen Verhalten der Tiere und der Menschen zugrunde liegt (hier verweist Bühler auf die »Familienforschung« seiner Ehefrau Charlotte).
6. Das Formproblem (in der Biologie): Hier geht es um die »Erneuerungsbedürftigkeit« des aristotelischen Formbegriffs, der im »Gestaltbegriff« der neueren Psychologie zum Teil aufgehoben und in dem ein neuer Formbegriff bereits vorbereitet ist.
7. Das Signalwesen innerhalb und außerhalb des lebendigen Leibes: Im Körper finden chemische Umsetzungen statt, Stofftransporte im Blut- und Saftstrom, draußen

findet man das Transportwesen (ebd.). Bei beiden geht es um den Zeichenverkehr, der jeder Organisation zugrunde liegt. Im Außenverkehr gibt es die Sprache und unterschiedliche, davon abgeleitete Symbolsysteme (Lichtsignale im Verkehr zum Beispiel). Bühler stellt bei Organismen und im organisierten Transportwesen heraus, dass das »Wegfinden« Signale braucht. So gibt es im Körper »Signalstoffe«, die als Steuerungsmittel funktionieren (Hormone zum Beispiel). Das Zentralnervensystem dagegen erhält »Anzeichen« von den Dingen durch die Sinne, die als Impulse zu erneuerten Stoffprozessen (»Signalen«) führen.

In dieser Art sieht Bühler um die Mitte der 1930er Jahre die Möglichkeit, eine Psychologie der Zukunft »als die Lehre vom sinnvollen Verhalten innerhalb und außerhalb des Körpers« (ebd., 19) aufzubauen.

5 Zum Schluss

Es ist nur allzu offensichtlich, dass Bühler sich bei der Suche nach einer »Gesamtwissenschaft« oder Sematologie an unterschiedlichen zeitgenössischen Wissenschaftsmethoden und -ergebnissen orientiert hat. Bühlers Stärke lag in der Synthese der Vorgehensweisen unterschiedlicher Wissenschaften (der Biologie, der Sprachwissenschaften, der Psychologie usw.). Dieses beständige Bemühen um Zusammenführung und Eingliederung hat ihn dazu geführt, im veröffentlichten Werk einerseits auf ganz spezifische Probleme der einzelnen Wissenschaftsdisziplinen einzugehen, zum Beispiel auf die Frage nach dem einfachen und komplexen Wortbegriff oder nach dem unter- und nebengeordneten Relativsatz (vgl. Bühler 1982 [1934], Teil IV der *Sprachtheorie* zum »Aufbau der menschlichen Rede: Elemente und Kompositionen«), und dabei andererseits das große Ganze, den »Aufbau« der Wissenschaften, ihren konzeptuellen Zusammenhang, nicht aus dem Blick zu verlieren. Als ausgebildeter Biologe, Mediziner, Psychologe und Sprachtheoretiker war Bühler in der Lage, einen Überblick, ja eine Art Neuordnung des wissenschaftlichen Denkens anzubieten, von der eine anregende Wirkung auf Fachkollegen in und außerhalb der Psychologie ausgehen konnte.

In den Werken von Driesch, Scheler, Plessner oder Gehlen findet man einzelne Hinweise auf Texte Bühlers. Aufschlussreich ist die kurze Auseinandersetzung von Scheler mit Bühlers *Geistiger Entwicklung des Kindes* in seinem Werk *Stellung des Menschen im Kosmos* (Scheler 1928, 19). Auch Driesch diskutiert in seiner *Ordnungslehre* (vgl. Driesch 1923, 386) diesen Text. Gehlen geht in *Der Mensch* auf Karl Bühlers Funktionsmodell der Sprache ein, das Darstellung, Kundgabe und Mitteilung unterscheidet (Gehlen 2016 [1940], 224). Auch auf das spätere anthropologische und soziologische Denken im 20. Jahrhundert hat Bühlers interdisziplinäres Herangehen Wirkung ausge-

übt. Man sieht beispielsweise explizite Hinweise auf Böhlers Ideen in Jürgen Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* (1981), die als soziologisch-anthropologische Diagnose rationalen Sprechhandelns verstanden werden kann, oder in Niklas Luhmanns *Sozialen Systemen* (1984), worin Kommunikation als Verknüpfung dreier aufeinander bezogener Selektionen in Kommunikationseinheiten verstanden wird (vgl. Stichweh 1999, 214).

Auch auf Böhlers Seite sind die Übereinstimmungen in der Grundauffassung mit den zeitgenössischen Arbeiten der philosophischen Anthropologie nicht zu übersehen, so in der Betonung der spezifisch teleologischen Dimension des menschlichen Handelns: Der Mensch handelt auf eine bestimmte Art und Weise nach den ihm aufgrund seiner biologischen Ausstattung und den situativ gegebenen materiellen Voraussetzungen innewohnenden Handlungsmöglichkeiten im Hinblick auf ein Noch-nicht-Vorhandenes in der ihn umgebenden Welt. Außerdem in der von ihm immer wieder unterstrichenen Notwendigkeit einer geisteswissenschaftlichen Psychologie. Verweisen wir exemplarisch nochmals auf Gehlen, der genau diese Notwendigkeit einer externen »Ergänzung« der Handlungsmöglichkeiten, die der Mensch seiner Umwelt gegenüber erfährt, betont. Den Menschen nur als biologisches oder psychologisches Lebewesen zu betrachten, wäre eine Verkürzung seiner besonderen »Stellung im Kosmos«, wie Scheler es nannte. Sprache, Sitten, Riten oder Kulte sind notwendige Voraussetzungen, um das menschliche Handeln zu steuern und zur Lebenserfüllung beizutragen. Damit ist der Mensch stets »unfertig«, er kann (und muss) sich immer weiterentwickeln, wobei die Verbindung zu den ihn begegnenden Gegenständen und Sachverhalten und den anderen Menschen eine *conditio sine qua non* ist:

»Sofern der Mensch auf sich selbst gestellt eine solche lebensnotwendige Aufgabe auch verpassen kann, ist er das gefährdete oder >riskierte< Wesen, mit einer konstitutionellen Chance, zu verunglücken. Der Mensch ist schließlich *vorsehend*. Er ist – ein Prometheus – angewiesen auf das Entfernte, auf das Nichtgegenwärtige in Raum und Zeit, er lebt – im Gegensatz zum Tier – für die Zukunft und nicht in der Gegenwart. Es gehört diese Bestimmung zu den Umständen einer handelnden Existenz« (Gehlen 2016 [1940], 30).

Man kann aus den Hinweisen Böhlers auf Zeitgenossen und aus der Art und Weise, wie er in der philosophischen Anthropologie rezipiert wurde, ersehen, dass es schon damals zu einem Dialog um anthropologische Fragestellungen kam. Bühler hat die Arbeiten seiner nahen und fernen Kollegen aus den unterschiedlichen Disziplinen sehr genau zur Kenntnis genommen. Das Werk anderer hat ihm – um seine eigene Metapher zu bemühen – als Kompass gedient, die Kollegen als Lotsen auf seinen Wegen von der Biologie zur Philosophie oder Theologie, von der Medizin und Psychologie

zur Sprachtheorie. Bei genauerer Lektüre fällt auf, dass von ihm viele Konzepte neu durchdacht, verstanden, interpretiert und benutzt wurden und in der Folge zu den eigenen Ausgangsthesen vom sinnvollen menschlichen Verhalten geführt haben. Und ebendiese zurückgelegte und zurückgefundene Strecke macht Bühlers Werk zu einer zeitbedingten Werkstätte, in der eine Neugestaltung vergangener, zeitgenössischer und auch zukünftiger Forschung zusammenfindet.

Anmerkungen

- 1 Dieses Fundament als eine »Gesamtwissenschaft« bietet die Möglichkeit, einen übergreifenden Blick auf die Art und Weise, wie sich der Mensch seiner Umwelt gegenüber verhält, zu entwickeln. Ein wichtiges Thema ist für Bühler, wie auch für viele philosophische Anthropologen, die Sprache, das Medium, womit der Mensch sich überhaupt zu seinen Artgenossen verhalten kann. Ohne die Sprache als Ausdrucks-, Steuerungs- und Darstellungsinstrument (als Zeichen) ist die Koordination des menschlichen Handelns, sein Eingreifen in eine für ihn lebenswerte Umgebung, unmöglich. Deswegen hat Bühler sich in fast allen seinen Werken mit diesem Thema als Grundlage des menschlichen Handelns auseinandergesetzt. Für Bühler war diese »Gesamtwissenschaft« die »Sematologie«, eine Wissenschaft der »theoretischen Fundamente«, und folglich den Einzelwissenschaften wie der Soziologie, der Psychologie oder der Linguistik methodologisch vorgeordnet (vgl. Camhy 1984, 100).
- 2 Zu diesem Thema entstanden eine große Anzahl von Dissertationen (vgl. Friedrich 2021: 91–110). Charlotte Bühler und ihre Assistenten, wie Lotte Schenk-Danzinger (1905–1992) oder Hildegard Hetzer (1899–1991), veröffentlichten u. a. *Das Seelenleben der Jugendlichen* (1922), *Kindheit und Jugend* (1928), *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem* (1933), *Kind und Familie* (1937) oder *Introduction to Humanistic Psychology* (1972) und auch »Anthropologische Resultate aus biographischer Forschung« als Beitrag zu dem von Hans-Georg Gadamer und Paul Vogler herausgegebenen zweiten Band *Psychologische Anthropologie* (1975).

Literatur

- Arlt, Gerhard. 2001. *Philosophische Anthropologie*. Stuttgart & Weimar: Verlag J. B. Metzler.
- Berger, Peter und Thomas Luckmann. 1977 [1969]. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. 5. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Bohlken, Eike. 2019. »Mensch«. In *Grundbegriffe der Philosophie*, hrsg. v. Stefan Jordan und Christian Nimitz, 191–94. Stuttgart: Reclam.
- Bühler, Karl. 1922 [1918]. *Die geistige Entwicklung des Kindes*. 3. Aufl. Jena: Gustav Fischer.
- Bühler, Karl. 1926. »Die Krise der Psychologie«. In *Kant-Studien* 31: 455–526.
- Bühler, Karl. 1927. *Die Krise der Psychologie*. Karl Bühler. *Werke Band 4*, hrsg. v. Achim Eschbach und Jens Kapitzky, 3–241. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Bühler, Karl. 1932. »Das Ganze der Sprachtheorie, ihr Aufbau und ihre Teile«. In *Bericht über den XII. Kongreß der deutschen Gesellschaft für Psychologie*, hrsg. v. Gustav Kafka, 95–122. Jena: Gustav Fischer.
- Bühler, Karl. 1936. *Die Zukunft der Psychologie und die Schule*. Wien & Leipzig: Deutscher Verlag für Jugend und Volk.

- Bühler, Karl. 1954. »The Essentials of Contact Navigation«. *Acta psychologica* 10: 272–316.
- Bühler, Karl. 1960. *Das Gestaltprinzip im Leben der Menschen und der Tiere*. Bern & Stuttgart: Verlag Hans Huber.
- Bühler, Karl. 1969. *Die Uhren der Lebewesen und Fragmente aus dem Nachlass*. Hrsg. und mit einer Biographie versehen von Gustav Lebzelter unter Benutzung von Vorarbeiten von Hubert Razinger. Vorwort von Hubert Rohrer. Wien: Hermann Böhlaus Nachf.
- Bühler, Karl. 1982 [1934]. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart & New York: Gustav Fischer.
- Bühning, Gerald. 2007. *Charlotte Bühler oder Der Lebenslauf als psychologisches Problem*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Camhy, Daniela. 1984. »Sematologie als Grundlagenwissenschaft«. In *Bühler-Studien, Bd. 1*, hrsg. v. Achim Eschbach, 98–114. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Driesch, Hans. 1923. *Ordnungslehre. Ein System des nichtmetaphysischen Teiles der Philosophie*. 2. Aufl. Jena: Eugen Diederichs.
- Friedrich, Janette Hrsg. 2021. *Karl Bühler und das Wiener Psychologische Institut. Dokumente und Fundstücke*. Genf: Sdvig-Press.
- Gehlen, Arnold. 2016 [1940]. *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Habermas, Jürgen. 1981. *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Landmann, Michael. 1972. *Filosofische antropologie*. Utrecht & Antwerpen: Het Spectrum [Original: *Philosophische Anthropologie*. Berlin: Walter de Gruyter].
- Paetzold, Heinz. 1998. »Der Mensch«. In *Philosophie. Ein Grundkurs, Bd. 1*, hrsg. v. Ekkehard Martens und Herbert Schnädelbach, 427–466. Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Plessner, Helmuth. 1977 [1969]. »Einleitung zur deutschen Ausgabe«. In *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, hrsg. v. Peter Berger und Thomas Luckmann, IX–XVI. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.
- Roffenstein, Gaston. 1926. *Das Problem des psychologischen Verstehens. Ein Versuch über die Grundlagen von Psychologie, Psychoanalyse und Individualpsychologie*. Stuttgart: Julius Püttmann, Verlagsbuchhandlung.
- Scheler, Max. 1928. *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Berlin: Holzinger [vollständiger, durchgesehener Neusatz bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger].
- Sperna Weiland, Jan. 1999. *De mens in de filosofie van de twintigste eeuw*. Amsterdam: Meulenhoff/Kritak.
- Stichweh, Rudolf. 1999. »Niklas Luhmann (1927–1998)«. In *Klassiker der Soziologie 2. Von Talcott Parsons bis Pierre Bourdieu*, hrsg. v. Dirk Kaesler, 206–29. München: Verlag C. H. Beck.

Der Autor

Frank Vonk, Dr., ist Senior lecturer und senior researcher an der HAN University of Applied Sciences/Hogeschool van Arnhem en Nijmegen. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Sprachphilosophie des 19. und 20. Jahrhunderts, französische Philosophie des 20. Jahrhunderts, allgemeine Sprachwissenschaft, Geschichte der Psychologie, Methodologie praxisorientierter Forschung.

Kontakt: Dr. Frank Vonk, Hof van Brussel 31, NL-7007 JK Doetinchem, E-Mail: fjmvonk@kpnmail.nl

Impressum

Journal für Psychologie

Theorie – Forschung – Praxis

www.journal-fuer-psychologie.de

ISSN (Online-Ausgabe): 2198-6959

ISSN (Print-Ausgabe): 0942-2285

29. Jahrgang, 2021, Heft 2

Herausgegeben von Janette Friedrich
und Thomas Sluneko

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2>

ISBN der Print-Ausgabe: 978-3-8379-8355-5

ViSDP

Die HerausgeberInnen; bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen die AutorInnen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Fall eine Meinungsäußerung der HerausgeberInnen, der Redaktion oder des Verlages dar.

Herausgebende

Mag. Andrea Birbaumer, Wien · Dr. Martin Dege, Berlin · Dr. Peter Mattes, Berlin/Wien · Prof. Dr. Günter Mey, Magdeburg-Stendal/Berlin · Dr. Aglaja Przyborski, Wien · Paul Sebastian Ruppel, Bochum · Univ.-Doz. Dr. Ralph Sichler, Wiener Neustadt · Dr. Anna Sieben, Bochum/Jülich · Prof. Dr. Thomas Sluneko, Wien

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Molly Andrews · Prof. Dr. Thea Bauriedl · Prof. Dr. Jarg Bergold · Prof. Dr. Klaus-Jürgen Bruder · Prof. Dr. Stefan Busse · Prof. Dr. Tanja Eiselen · Prof. Dr. Jörg Frommer · Prof. Dr. Heiner Keupp · Prof. Dr. Carlos Kölbl · Prof. Dr. Helmut E. Lück · PD Dr. Günter Rexilius · Prof. Dr. Dr. h.c. Wolff-Michael Roth · Prof. Dr. Christina Schachtner · Prof. Dr. Rudolf Schmitt · Prof. Dr. Ernst Schraube · Prof. Dr. Margrit Schreier · Prof. Dr. Hans-Jürgen Seel · Dr. Michael Sonntag · Prof. Dr. Hank Stam · Dr. Irene Strasser · Prof. Dr. Dr. Wolfgang Tress · Prof. Dr. Jaan Valsiner · Dr. Barbara Zielke · Prof. Dr. Dr. Günter Zurhorst

Erscheinen

Halbjährlich als Open-Access-Publikation und parallel als Print-Ausgabe.

Verlag

Psychosozial-Verlag

Walltorstraße 10

D-35390 Gießen

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Abonnentenbetreuung

aboservice@psychosozial-verlag.de

Bezug

Jahresabonnement 49,90 € (zzgl. Versand)

Einzelheft 29,90 € (zzgl. Versand)

Studierende erhalten gegen Nachweis 25% Rabatt auf den Preis des Jahresabonnements.

Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Beendigung des Bezugszeitraums erfolgt.

Anzeigen

Anfragen richten Sie bitte an den Verlag:

anzeigen@psychosozial-verlag.de

Die Zeitschrift *Journal für Psychologie* wird regelmäßig in der Publikationsdatenbank PSYINDEX des Leibniz-Institut für Psychologie/Leibniz Institute for Psychology (ZPID) erfasst.



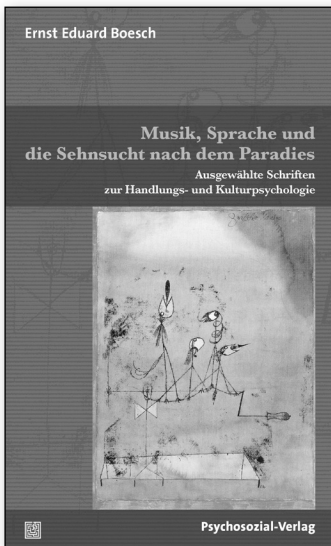
Die Beiträge dieser Zeitschrift sind unter der Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz (CC BY-NC-ND 4.0) lizenziert. Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung und unveränderte Weitergabe, verbietet jedoch die Bearbeitung und kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.



Ernst Eduard Boesch

**Musik, Sprache und
die Sehnsucht nach dem Paradies**
Ausgewählte Schriften
zur Handlungs- und Kulturpsychologie



2021 · 239 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3059-7

**»The psychology we looked for at
that time was one of concern – you
might also call it one of compassion,
of involvement with real life.«**

Ernst E. Boesch

Warum kann uns eine atmosphärische Stimmung, die ein Garten, ein Raum oder ein Mensch verbreitet, so sehr in ihren Bann ziehen? Mit sorgsam ausgewählten Aufsätzen, die er auch selbst am meisten schätzte, entführt Ernst E. Boesch seine Leserinnen und Leser in die Welt der Musik, Literatur, Poesie, Malerei, zu scheinbar selbstverständlichen Tätigkeiten wie Lesen, Schreiben und Hören – und zur faszinierenden Frage nach dem Atmosphärischen.

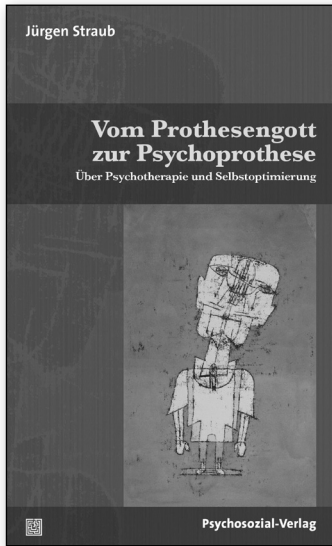
Seine scharfsinnigen und nachdenklich stimmenden Analysen sind untrennbar mit Fragen nach einem erfüllten Dasein verknüpft. Seine der Welt zugewandte, auf den ganzen Menschen fokussierende Kulturpsychologie bietet zahllose Anregungen, sich auf sich selbst zu besinnen und das eigene Leben in den Blick zu nehmen. Sein attraktiver literarischer Stil macht die Lektüre dieser Essays zu einem Lesevergnügen der besonderen Art.



Psychosozial-Verlag

Jürgen Straub

Vom Prothesengott zur Psychoprothese Über Psychotherapie und Selbstoptimierung



2020 · 167 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3018-4

Wir leben in einer Ära der Psycho- prothetik.

Sigmund Freud übersah bei seinem Entwurf eines wissenschaftlich-technisch ausgerüsteten, doch nicht glücklich werdenden Prothesengotts, wie Psychoanalyse, Psychologie und Psychotherapie selbst zur Erweiterung der Prothetik beitragen. Sie verbessern Arbeits-, Leistungs- und Liebesfähigkeit, sie stützen und optimieren das zutiefst verunsicherte Selbst von Menschen, die ihre hypermoderne Existenz ohne solche professionellen Hilfsmittel mitunter kaum mehr bewältigen können.

Lesende dieses hochaktuellen Buchs, das die These vom Prothesengott um die Dimension einer Psychoprothese erweitert, begegnen nicht nur den smarten prothetischen Kunstwelten des 21. Jahrhunderts, sondern auch dem psychotechnisch optimierten Selbst unserer Tage.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

Verpassen Sie keine Ausgabe mehr und schließen Sie gleich Ihr Abo ab!



Mit einem Abonnement der Zeitschriften des Psychosozial-Verlags sparen Sie und erhalten jede Ausgabe pünktlich bei Erscheinen ganz bequem nach Hause geliefert. Zu unserem wachsenden Zeitschriftenportfolio gehören:

- à jour!
- Behindertenpädagogik
- Freie Assoziation
- Jahrbuch der Psychoanalyse
- Journal für Psychologie
- Psychoanalyse im Widerspruch
- Psychoanalyse und Körper
- Psychoanalytische Familientherapie
- psychosozial
- Psychotherapie
- Psychotherapie im Alter
- Psychotherapie-Wissenschaft
- Spektrum der Mediation
- supervision

Informationen zu allen Zeitschriften des Psychosozial-Verlags finden Sie auf unserer Homepage: www.psychosozial-verlag.de/zeitschriften

So können Sie abonnieren:
E-Mail: aboservice@psychosozial-verlag.de
Telefon: 0641 – 96 99 78 26
Online: www.psychosozial-verlag.de/abonnements

Studierende
erhalten ihr Abo
mit
25 % Rabatt!

 **Psychosozial-Verlag**

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

ISBN 978-3-8379-8355-5



9 783837 983555